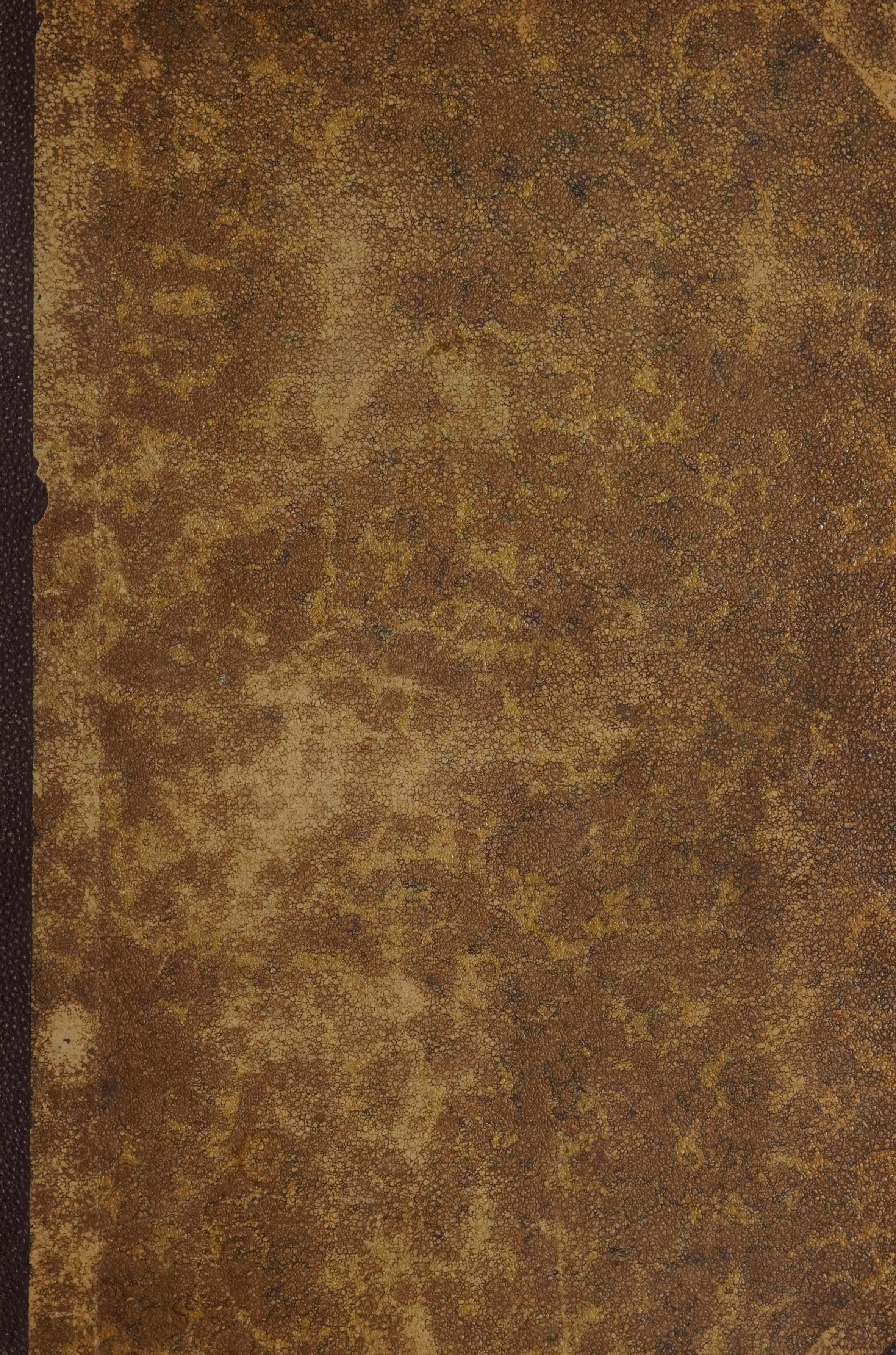
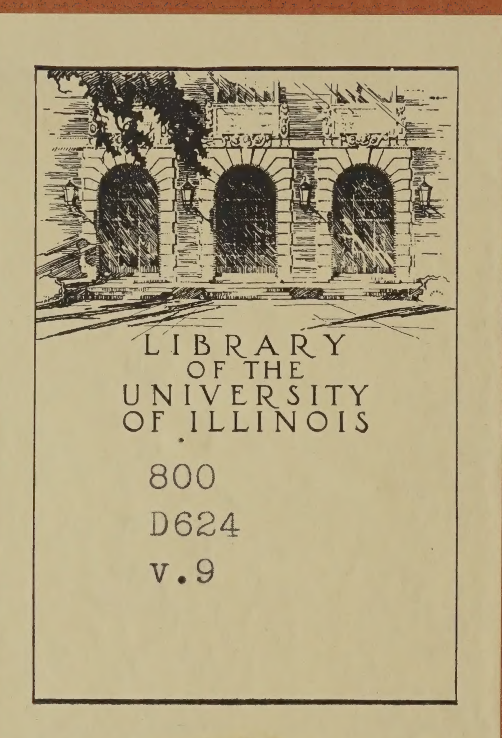




Gabriele Zelenik
1880



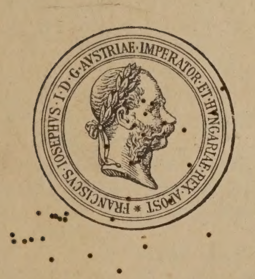
Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

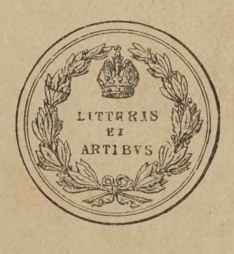
des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Neunter Jahrgang.







Wien, 1880.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Säumen, träumen.*

Von

Karl Beck.

Und willst du nicht in Sänge kleiden,
Was Menschen freut und Menschen leiden?
Der alte Lorbeer ist verdorrt;
Auf, auf, bei deinen Dichtereiden!
So mahnt die Welt mit ernstem Wort.
Ich aber will noch länger säumen
Zu brechen von den stolzen Bäumen
Für mein Gelock den frischen Kranz.
Ach, schöner ists von ihr zu träumen
Tagüber und bei Sternenglanz.

Und willst dich nicht dem Herrn versöhnen?
Die Orgel braust, die Glocken tönen,
Zum Dome strömt das Volk hinein;
Der Himmel gab dir viel des Schönen,
Entartet Kind, gedenke sein!
Ich aber will noch länger säumen
Zu singen in des Tempels Räumen
Mit Jung und Alt den Bittgesang.
Ach, holder ists von ihr zu träumen
Von Früh bis Sonnenuntergang.

* Den „Dioskuren" von der geehrten Witwe des heimgegangenen Dichters, welcher ein treuer und auszeichnender Freund unseres Jahrbuches gewesen, mit dankenswerther Liebenswürdigkeit aus dem Nachlasse übersendet.

Die Redaction

2

O, scheltet nur! Ich fühle weben
In mir ein reichstes Liederleben,
Und bete wie zu keiner Zeit:
Denn Lieben ist zum Himmel streben,
Ist dichten für die Ewigkeit!
Drum laßt mich immerhin versäumen
Mein feurig Flügelroß zu zäumen,
Das Knie zu beugen am Altar:
Ach, süßer ists von ihr zu träumen,
Den ganzen Tag, das ganze Jahr.



Im Walde.

Von

Betty Paoli.

Jüngst hab' ich drüber nachgedacht,
Verstimmt und unzufrieden,
Was mir die Gabe eingebracht,
Die mir ein Gott beschieden?

Mit welchem Kranze mich umlaubt
Mein Dichten und mein Denken?
Und schweigend mußte ich das Haupt
Mit bitterm Lächeln senken.

Des Liedes sanfter Wellenschlag
Geht in dem Braus verloren.
Was soll der Dichter heutzutag?
Er singt vor tauben Ohren.

Warum ward nicht des Sanges Kraft,
Anstatt in meine Seele,
Wo sie mir doch nur Leiden schafft,
Gelegt in meine Kehle?

Dann wär' ich Fürstin in dem Reich
Der Triller und Cadenzen,
Mein Name würde, sternengleich,
In den Journalen glänzen! —

Statt daß der Schönheit reine Norm
Sich meinem Geist enthüllte,
O daß sie doch in Tanzes Form
Mein Gliederspiel erfüllte!

Da würden sie mit Mund und Hand
Mich als Ereigniß grüßen!
Zwei Welten lägen froh entbrannt
Anbetend mir zu Füßen.

Das wäre mir ein Glückeszug!
Das wären mir Talente,
Die man nach gutem Recht und Fug
Mit diesem Namen nennte! —

So dachte ich. Mein Unmuth schwoll,
Und, ganz von ihm befangen,
Bin ich mit meinem Zorn und Groll
Hinaus zum Wald gegangen.

Ein schöner, milder Herbsttag war's,
Vielleicht die letzte Spende,
Der letzte Sonnenblick des Jahr's,
Das nah schon seinem Ende.

Wohl sprach der Blätter Gelb und Roth
Von Scheiden und Verzichten.
Doch um so treuern Gruß entboth
Das Immergrün der Fichten.

Ein sanfter Geist des Friedens hieß
Mich hier willkommen wieder!
Auf einem moos'gen Steine ließ
Ich mich zur Ruhe nieder.

Hoch über mir das reine Blau,
Um mich ein Meer von Stralen,
Zu Füßen mir der Morgenthau,
Bunt schillernd gleich Opalen.

Es schienen Erd' und Himmel traut
In Eines zu verschwimmen!
Da wurd' es plötzlich in mir laut
Von wundersamen Stimmen.

In meiner Seele ward es Tag,
Ich jauchzte auf und fühlte,
Wie unsichtbarer Flügel Schlag
Die heiße Stirn mir kühlte.

Mein Geist, von frischem Muth geschwellt,
Trieb neue Blüthenranken,
Und mich umstrickte eine Welt
Melodischer Gedanken.

Des Groll's hab' ich nicht mehr gedacht,
Den ich vorher empfunden!
Es hatte eine hold're Macht
Mir schmeichelnd ihn entwunden.

Nicht länger trieb mich's mit der Welt
Zu hadern und zu zanken,
Ich fühlte mich auf mich gestellt,
Gefestigt, ohne Wanken!

Ein Lichtstral flog mir durch's Gemüth
Der eig'nen Kraft Erinnern
Und tief beseligt, dankerglüht,
Rief es in meinem Innern:

Schlürft immerhin den gold'nen Wein
Des Ruhm's in vollen Zügen!
Mir ward die Gabe, die allein
Sich selber kann genügen.

Die Kunst, die, himmelangehaucht
In stillen Waldeslauben,
Den Beifall nicht der Menge braucht
Um an sich selbst zu glauben.

Ihr müßt nach einem Publikum
Mit Sehnsuchtblicken spähen,
Und, bleibt dieß ferne oder stumm,
So ist's um euch geschehen.

Doch meine Herrin, Poesie,
Find' ich auf allen Wegen!
Am öd'sten Strand entböthe sie
Mir ihren Gruß und Segen.

Sie hebt mich über all den Wust
Auf ihren starken Schwingen,
Und heißet frisch in meiner Brust
Des Liedes Quellen springen.

Und wenn dem Lied voll Lust und Schmerz
Auch keine Seele lauschte,
Genug, daß es mein eignes Herz
Entflammte und berauschte.

Nehmt den Erfolg als Lohn dahin,
Sirenen und Sylphiden!
Mir ward der Dichtkunst Stral, — ich bin
Mit meinem Theil zufrieden!



Herbstblätter.

Von

Robert Hamerling.

I.

Auf Blätter will ich meine letzten Lieder schreiben,
Auf Blätter, die der Wind von Bäumen weht
Im Herbst: auf Blätter, gelb, gekrümmt, verdorrt,
Die so ein Weilchen noch im Winde tanzen,
Bevor sie in den Koth der Straße stampft
Das Rind und eines Bauern plumper Tritt.

II.

Geläng' es wohl, ein Tiefstes auszusprechen?
   Sich mitzutheilen? lichtvoll auszuspinnen
Ureigenstes? — Des Herzens Ströme brechen
   Hervor, um starr und eisig zu gerinnen
An Hauchen, die die frost'ge Welt durchwittern,
   Zu Wortkristallen, die das Ohr gewinnen;
Doch an den Seelen rasch vorüberzittern,
   Und niederfallend
Im Leeren still verklingen und zersplittern.

III.

Ach, muß denn immer der arme Poet
Sich schleppen mit dem ganzen Jammer der Welt,
Das Kreuz nach Golgatha tragen,
Das Kreuz tiefsinniger Herzempfindung,
Das Kreuz der Poesie,
Für alle Creaturen? —

IV.

Nie war ich glücklich — doch von mancher flücht'gen Stunde
Schlürfte den süßen Seim
Bis auf den Grund ich, unbekümmert um das Grinsen
Der Schicksalsmächte . . .

V.

Als ich noch jung war, summte mir das Ohr
Den ganzen Tag von tausend Melodie'n,
Zu welchen ich den Text nicht wußte. Jetzt,
Nachdem ich älter ward, hab' ich den Kopf
Stets übervoll von tausend Liedertexten,
Zu welchen ich die Melodie'n nicht finde . . .

VI.

Wo darf ich lieben? Was mich lockt, ist Schaum.
Und was mich schreckt — ist nur ein wüster Traum.
Wie zwischen Sein und Nichtsein schwankt die Welt,
Ist zwischen Lieb' und Haß das Herz gestellt.

VII.

„Was wollen denn immer die Lilien, die bleichen,
In deinen Liedern,
Und die Schwäne, die weißen?
Was will der Mondesglanz
Und die ewigen Thränen
Der Sehnsucht und die abgedroschenen Räthselfragen
Des Lebens und des Glück's?
Ist unbewußt dir,
Daß über solche Dinge der Kritikaster
Gift speit,
Und hinter der Bierkanne hervor
Gebieterisch
Für neue Zeit auch neuen Gesang heischt?" —
Mag Andern werden der Kranz, Freund!
Nur dieses wiße: Ob alle Lilien ausreuten
Und alle Schwäne würgen die Kritikaster,
Nie werden sie wegspotten
Aus den Blättern der Dichtung
Den uraltesten,
Ehrwürdigsten Stoff der Poeten:
Die vielgescholt'ne, die gegenstandlose,
Die hohe Sehnsucht.
Immer wieder werden erklingen
Die zarten Klagelaute
Einsamer Seelen, die eng,
Doch rein und hoch
Des Lebens Horizont umschließt.

VIII.

Ging ich nicht, wie der Herr, über die wilde See,
Ruhig-sicheren Schritt's? beugt' ich mich schwindellos
Nicht in Krater hinab? wölbten die Genien
Mir aus Wolken die Brücke nicht? —
Und nun siehe, wie gut, siehe, wie fehllos trifft
Jede tölpische Faust, die mich in's Antlitz schlägt!
An der Stirne wie fest klebt mir der schmutzige
Geifer, den die Verläumdung spei't!

IX.

Mir ist schon längst die ganze Lust
Am Lob der Welt verleidet:
Nicht was du schaffst, nicht was du thust,
Nur was du bist, entscheidet.

X.

Wer klug ist und verständig
In diesem Erdenthale,
Gelenkt vom rechten Triebe,
Der trägt in seinem Herzen
Wie eine heimliche Liebe
Die Sehnsucht nach dem Tod.

XI.

Heut stieg eben ein Freund mir in's Grab, und ein zweiter in's Brautbett:
Glücklich ist dieser vielleicht — aber der and're gewiß.

XII.

Wie kann denn bitter sein der Tod, wenn er
So engverwandt, so bruderähnlich ist
Dem Süssesten auf dieser Welt, dem Schlaf?

XIII.

Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schnöden Lohn für edle Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.



Iduna Laube.

Von

Bruno Walden.

Ein Mensch, der schön gelebt, ist eine so herzerfreuende, als seltene Erscheinung, darum wollen wir das Bild Iduna Laube's, in den Grundzügen mindestens, zu fixiren suchen.

Viele haben die edle Frau gekannt, allein wohl Jeder, der auch flüchtig nur mit ihr in Berührung getreten, hat sich die Erinnerung an sie als etwas Wohlthuendes bewahrt. Ihr einfaches, ja schlichtes Wesen bot einen geradezu überraschenden Grad menschlicher Vollkommenheit, sowohl durch seinen Reichthum an Anlagen, wie durch die stets höhere und durchaus harmonische Entwicklung derselben. Echte Güte vereinigte sich mit ihren bedeutenden Geistesgaben so innig, daß sich ihre Ueberlegenheit niemals drückend, sondern stets hebend fühlbar machte, und man fühlte sich reicher nach jedem Zusammensein mit ihr, sei es um einen weiteren Ausblick oder um eine mildere Form der Anschauung, immer aber um einen schönen Eindruck. Die Großzügigkeit ihres Wesens, ihre tiefe Bildung und der Ernst, mit dem sie jede Lebensbeziehung erfaßte, verlieh ganz unwillkürlich jedem Gespräche höhere Bedeutung, indem es das angeschlagene Thema zu seiner vollen Perspective erweiterte, während das warme Wohlwollen, das sie kennzeichnete, in all' seinen persönlichen Beziehungen hervortrat.

Doch eh' wir die Charakter-Physiognomie der seltenen Frau, wie sie uns in ihrer letzten Lebensperiode, dem zweiten Wiener Aufenthalte, entgegentritt, näher auszuführen versuchen, wollen wir ihren Lebenslauf skizziren, ihren Entwicklungsgang in den Hauptzügen verfolgen. 1809 zu Sachsen-Altenburg geboren, entwickelte sich Iduna, ein so schönes, als begabtes Kind, ungemein rasch in der reggeistigen Atmosphäre des elterlichen Hauses. Beide Eltern besaßen eine für jene Zeit ganz ungewöhnlich umfassende Bildung, und die Stellung des Vaters, Dr. Buddeus, der seine Advocatur aufgegeben hatte, um in den Rath der reußischen Regierung zu treten, und zugleich als Generalbevollmächtigter der vielgenannten Herzogin-Witwe von Kurland fungirte, brachte die Familie in freundschaftliche Berührung mit

dem Adel des Landes. Zu jener Zeit aber war der deutsche Adel weit mehr Culturträger und ungleich ausschließlicher im Besitze ästhetischer Bildung als heutzutage, und so kam dem von Allen bevorzugten Kinde der Verkehr dieser Kreise zu statten, in denen es übrigens auch volle Freiheit der Bewegung innerhalb fester und schöner Umgangsformen gewann, während sein Blick früh schon verschiedenartige Menschen und Verhältnisse kennen und allmälig vergleichen und ermessen lernte. Der Unterricht, den Iduna von dem als Pädagogen hochgeschätzten Altenburg'schen Hofprediger Flügel erhielt, legte ihrer Bildung einen festen Grund. Auch verblieb sie, als die Eltern nach Reuß-Gera übersiedelten, wo der Vater eine hervorragende und maßgebende Stellung in der Regierung einnahm, bis zu ihrer Confirmation im 16. Jahre im Hause Flügels. Abgesehen davon, daß es in Norddeutschland überhaupt Sitte ist, junge Mädchen einige Zeit lang in wohl ausgewählten fremden Häusern gewissermaßen einen Cursus Selbstständigkeit durchmachen zu lassen, legte Frau Buddeus noch ganz besonderen Werth auf freie Entwicklung des Charakters und damit selbstständige Haltung.

Bei Iduna bewährte sich dieser Brauch vortrefflich; als sie in das Elternhaus zurückkehrte, nach Gera, brachte sie nicht allein einen tüchtigen Bildungsfond mit heim, sondern auch ein so vollständig geklärtes und gefestigtes Wesen, daß sie die Mutter, deren Zeit durch vielfache gesellige Verpflichtungen und ihre freundschaftlichen Beziehungen zur Fürstin sehr in Anspruch genommen war, sowohl in der Führung des großen Hauswesens vertrat, wie auch in der beinahe mütterlichen Obsorge, die sie den beiden jüngeren Brüdern angedeihen ließ. Und dabei fand das in Gesellschaft sehr gefeierte, schöne Mädchen noch Zeit, den akademischen Vorträgen, welche ein hervorragend geistvoller Professor einem Kreise junger Damen in allen Fächern höherer Allgemeinbildung hielt, mit jener so ernsten, als lebendigen Wißbegierde zu verfolgen, welche sich die Frau selbst bis in's Greisenalter hinein frisch erhalten hat. Es trat also an dem sechzehnjährigen Mädchen schon hervor, was der Frau ihr Leben lang so große Verehrung gewonnen: Das klare Erkennen und gewissenhafte Erfüllen aller praktischen Lebensverpflichtungen bei durchaus idealem Sinne und stetem Fortbildungsstreben.

Während eines Besuches zu Leipzig im Hause Brockhaus, dem sie auch in allen folgenden Generationen treu befreundet blieb, lernte sie den Dr. Med. Professor Albert Haenel kennen, der eine leidenschaftliche Liebe für sie faßte. Es gelang ihm allmälig, ihr eine ruhige, wie es scheint, vornehmlich auf Hochachtung gegründete Neigung einzuflößen und sie — da die Eltern gegen den intellectuell bedeutenden, angesehenen und einer reichen Patrizierfamilie Leipzig's entstammenden Werber nichts einzuwenden fanden — in ihrem zwanzigsten Jahre als Gattin heimzuführen. Die Schönheit und Begabung seiner Frau, ihre mit schlichter Würde gepaarte Liebenswürdigkeit machte ihr Erscheinen in der Leipziger Gesellschaft zu einem Ereignisse in derselben. Schon die junge Frau besaß bei großer Freundlichkeit gegen Alle den Tact, ohne jemals schroff zu sein, sich doch nur jene Elemente nahe kommen zu lassen, die ihr homogen waren. Iduna's Ehe mit Professor Haenel war eine ruhig glückliche. Daß ihr Vater, durch eine Hofintrigue von seiner Machtstellung in dem kleinen Fürstenthume gestürzt, Gera verlassen mußte, trübte

wohl die frohmüthige Stimmung des jungen Haushaltes, als jedoch seine volle, moralische Rehabilitirung eintrat durch dringende Rückberufung, der er übrigens nicht Folge leistete, konnten Haenel's die Geburt eines Töchterleins Elly wieder mit ungetrübter Freude willkommen heißen. Bald darauf aber begann Professor Haenel bedenklich zu kränkeln in Folge eines schweren Steinwurfes, der ihn auf die Brust getroffen, als er, ein Mitglied derselben, mit der akademischen Legion ausgezogen war zur Unterdrückung eines Volksaufstandes. Das Uebel verschlimmerte sich immer mehr und Iduna ward 1833 Witwe. Beinahe unmittelbar nach dem Tode seines Vaters gab sie einem Sohne, Albert, das Leben. Allein wieder hielt der Tod Einkehr bei ihr und raubte ihr binnen wenigen Tagen das blühende Töchterlein, an dem sie so herzinnige Freude gehabt.

Die Pflege des kränkelnden Sohnes, der sie sich in stiller Zurückgezogenheit ganz und gar hingab, bildete nun lange ihre einzige Freude, doch lag es nicht in der starken Natur der jungen Frau, sich dem Schmerze wehrlos hinzugeben. Ihr reges Geistesleben reagirte zuerst und die Anregung, welche ihr der hervorragend begabte Bruder Arthur bot, der einstweilen ausstudirt hatte, belebte sie vollends. Sie betrieben gemeinschaftlich das eingehende Studium moderner Sprachen und Literaturen und es trat da ein hübsches Ergänzungsverhältniß der Interessen ein. Iduna, stets vorzüglich dem abstracten Gedankenzuge zugeneigt, fühlte sich mächtig angezogen durch die englischen Schriftwerke, die zuerst Culturgeschichte und Naturphilosophie in wissenschaftlich-populärer Form boten, während der juristisch geschulte Bruder mit seinem fein diplomatischen Sinne besondere Vorliebe für die französischen Historiker, für die staatsrechtlichen Werke und die Memoirenliteratur der Franzosen, wie für ihre moderne Belletristik hegte. Der mehrjährige intime Ideenaustausch der Geschwister aus so verschiedenen Fächern und Literaturen trug mächtig zu dem ungewöhnlich universellen und relativ gründlichen Wissen bei, das Iduna so sehr vor anderen Frauen auszeichnete und das vollkommen von ihr assimilirt, ihrem Geiste nicht allein einen weiten Ueberblick bot, sondern auch erhöhte Schwungkraft verlieh. Eine Reise durch Frankreich und Oberitalien krönte das schöne, gemeinsame Geistesleben der Geschwister. Hier trat auch die Vielseitigkeit der Natur Iduna's zu Tage: ihre Naturfreude war eine ebenso intensive, wie ihr Interesse für alle geistigen und künstlerischen Beziehungen des Lebens. Ja, gerade allem Bilderhaften gegenüber war sie besonders receptiv und im hohen Alter noch schilderte sie mit Wärme eine Gegend oder ein Gemälde, das sie in der Jugend gesehen. Allein auch der Naturgenuß regte ihren Wissenstrieb an, den Wunsch nach einiger Kenntniß des positiven Naturlebens und nun trat ihr bedeutend jüngerer Bruder, Aurelio, eben im Uebergange vom Gymnasium zu den medicinischen Studien begriffen, gleichfalls in innigen Geistesverkehr mit der Schwester, auf die er in früher Feinfühligkeit schon als Knabe freudig stolz gewesen und die er nun in das Gebiet der Naturwissenschaften einführte.

Ruhig floß der jungen Witwe in genußreichem Bildungsstreben das Leben hin und sie betheiligte sich allmälig auch wieder reger am Gesellschaftsleben, da überkam sie eine mächtige Leidenschaft und beim dritten Male Sehen schon nahm sie Heinrich Laube's leidenschaftliche Werbung an, um bald

darauf (1836) seine Frau zu werden, obwohl oder vielleicht eben weil er den Geächteten des „jungen Deutschland“ angehörte. Noch schwebte die Untersuchung gegen Laube, als dessen schwerste politische Sünde es galt, daß er als Student einer Burschenschaft angehört, als das junge Paar sich in Berlin niederließ, wo es mit den interessantesten Kreisen, jenem von Varnhagen und Gans, des Fräuleins Solmar und der Fürstin Pückler in regem Verkehre stand.

Trotz allem Herzensglücke war die erste Zeit ihrer zweiten Ehe keine ganz leichte für die junge Frau. Sie hatte sich stets in den festen Geleisen eines vornehm bürgerlichen Lebens bewegt und so verlockend ihr das literarische auch in der Ferne erschienen war, in der Nähe berührte sein Troubel sie beängstigend. Sie nahm innigen Antheil an der literarischen Production ihres Mannes, allein es betraf sie peinlich, dieselbe der Oeffentlichkeit preisgegeben, ihn durch sie dem Tadel und der Bosheit ausgesetzt zu sehen. Was er in dieser Richtung stets stoisch ertrug, hat sie ihr Leben lang mit der Sensivität der Liebenden schmerzlich erlitten. Allein noch ein Anderes trat herzu, ihr das Sich-Hineinfinden in das neue Leben schwierig zu gestalten. Ohne den leisesten Wunsch, Herrschaft zu üben, war sie durch die Bedeutung ihrer Persönlichkeit in allen Kreisen, jenen der Familie, wie der Gesellschaft, unwillkürlich die leitende geworden, und nun stand sie in der engsten Beziehung plötzlich einer kräftigeren und in Vielem ganz verschieden gearteten Individualität gegenüber. Es ist wohl der schönste und bedeutsamste Zug an der Frau, daß sie sich in diesem Verhältnisse sowohl ihre Eigenart, wie auch die tiefe Leidenschaft, die sie dasselbe knüpfen ließ, fest und unberührt bewahrte. Denn von so geradezu classischer Ruhe, aller leidenschaftlichen Erregung durchaus fremd ihr Wesen auch war, die Liebe zu ihrem Gatten behielt jene leidenschaftliche Intensität, die sie ihm bei dem dritten Zusammensein das Jawort geben ließ, bis in die schwere Prüfungszeit hinein, in der sie ein furchtbares inneres Leiden jahrelang verschwieg, um sein Leben nicht zu trüben und bis zu jenem Tage, an dem sie mit der äußersten Ueberanstrengung ihrer rasch sinkenden Kräfte das Bett zum letzten Male verließ, um ihn, wenn er heimkomme, angekleidet zu empfangen, „damit er nicht erschrecke.“

Im ersten Jahre noch seiner Ehe wurde Dr. Laube's langschwebender Proceß ausgetragen und das Urtheil lautete auf sieben Jahre Festung. Doch war dies nicht so schlimm, als es klang. Für all' Jene, deren Burschenschaftssünde vor das Hambacher Fest fiel, wurden je sechs Jahre Haft auf ein halbes Jahr reducirt. Das siebente Jahr im Urtheilsspruche hatte ihm eingetragen, daß er in einem Buche über polnische Zustände den „Kaiser von Rußland beleidigt habe.“ Allein auch die so auf anderhalb Jahre geminderte Festungsstrafe wurde zu anderthalb Jahren Internirung an irgend einem kleinen, abgelegenen Orte gewandelt und dem Einflusse der Fürstin Pückler, welche die junge Frau herzlich lieb gewonnen hatte, gelang es, Muskau, wo sie ein schönes Schloß mit prachtvollem Park besaß, zum Exil für Laube bestimmen zu lassen. Für Iduna war diese Zeit der Verbannung eine ungemein glückliche. Sie nahm lebhaften Antheil an dem regen Geistesleben im Schlosse und genoß dessen schöne Umgebung. Gar lieb aber wurde ihr der Ort durch die Geburt ihres Sohnes Hans, nach der sie jedoch, schwer erkrankt, in Franzensbad Heilung suchte und fand. Auch Laube fühlte

sich im Exil durchaus nicht vorschriftsmäßig unglücklich, wenn ihn auch, trotz Familienglück — den kleinen Stiefsohn hatte er bald so liebgewonnen, als wäre er sein eigen gewesen — geselliger Anregung und den Jagdfreuden, das Gefühl des Gebundenseins allmälig so sehr drückte, daß er den Tag, an dem es sein Ende nahm, damit feierte, daß er in Begleitung seiner Frau in einer vierspännigen Postkutsche in die Welt hinausfuhr. Doch kehrte das Ehepaar, so lange die Fürstin lebte, alljährlich auf mehrere Wochen nach Muskau zurück, wo Frau Iduna stets den schönen, arabischen Schimmel wieder zu ihrem Dienste bereit vorfand, auf dem der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ sie reiten gelehrt hatte.

Laube's siedelten nun nach Leipzig über, wo sie zehn Jahre verblieben. Ein Aufenthalt, der allerdings häufig durch große Reisen unterbrochen wurde, während welchen die Knaben in der klugen und liebevollen Obhut der Großmutter Buddeus verblieben, die, seit sie Witwe geworden, sich dem Hause der Tochter angeschlossen hatte. Frau Iduna war eine innig liebende, in allem Entscheidenden sorglich überwachende Mutter, allein wie ihrerzeit die ihre legte sie großen Werth auf selbstständige Entwicklung und ihr Augenmerk war darauf gerichtet, in den Söhnen nicht allein die Begabung auszubilden, sondern sie auch zu Männern von Thatkraft heranzuziehen. Die Patrizierstochter hatte sich eine ideale Auffassung der Bürgerpflicht gebildet und wirkte in diesem Sinne schon frühzeitig auf ihre Knaben ein. Auch hatte sie ihren Familienkreis durch eine Pflegetochter erweitert. Ein kleines Mädchen, Nelly, genau so alt, wie ihr verstorbenes Töchterlein Elly nun gewesen wäre, lief Gefahr, unter ungedeihlichen Verhältnissen heranzuwachsen, da wurde ihm Frau Iduna eine liebevolle Pflegemutter, die es in Vielem selbst unterwies und dem Pflegling treue Sorge bewahrte bis an ihr Ende.

Im vollsten Wortsinne aber war sie stets und in Allem die Gefährtin ihres Mannes, dessen Glück, Befriedigung, Behagen ihre beherrschende Freudensorge war. Nicht allein im Allgemeinen, selbst ihm und seinen Leistungen gegenüber hatte sie sich die volle Unbefangenheit und Objectivität des Urtheils bewahrt, und daß er diese Selbstständigkeit des Geistes ebenso freudig wie ihre hingebende Liebe würdigte, ließ das eheliche Verhältniß zu einem so schönen und gedeihlichen werden. So war denn Frau Iduna auch die Reisegefährtin ihres Mannes, als er das Material zu den „französischen Lustschlössern“ und seiner „Gräfin Chateaubriand“ sammelte. Sie erfreute sich an der Pariser Gesellschaft, mit deren interessantesten Vertretern sie verkehrte, an den Schätzen des Louvre, an den lachenden Landschaftsbildern Frankreichs, wie an den wilden Pyrenäengegenden und später auf einer Reise in Norwegen an der großartigen nordischen Scenerie. Ueberhaupt besaß sie in hohem Grade die Fähigkeit schönen, fröhlichen Genießens. Selbst in ihren letzten Jahren noch besaß sie so viel Freude am Schönen, das ihr im Leben oder in der Kunst begegnete, an allem Großen auf geistigem Gebiete, daß sie trotz manchen unverschmerzten Verlustes und ihres heimlichen Leidens oft freudig ausrief: „Es ist doch interessant und schön, zu leben!“ Ebenso fand sie, ohne besonderen Werth darauf zu legen, Vergnügen daran, gefeiert zu werden, oder besser, wie sie sich ausdrückte, „das Wohlwollen der Menschen zu empfinden.“

Das Jahr 1848 brachte auch im Hause Laube einen Umschwung hervor. Vornehmlich auf den Antrieb seiner Frau candidirte Dr. Laube für das deutsche Parlament, und was ihn anderthalb Jahrzehnte früher mit Festungshaft bedroht hatte, verhalf ihm jetzt zum Wahlsiege in einer ihm gänzlich unbekannten Gegend, im Ellbogener Kreise. Dies war eine große Freude für Frau Iduna, deren Sinn für die Männer ihrer Familie stets in erster Linie auf politische Thätigkeit gerichtet war, doch machten die Ereignisse, welche die Paulskirche schlossen, dieser ersehnten Laufbahn ihres Mannes bald ein Ende und ihr Ehrgeiz in dieser Richtung wurde erst durch ihren Sohn Albert Haenel erfüllt, der bekanntlich im deutschen Parlament der neuen Aera und als Vicepräsident desselben eine hervorragende Rolle gespielt.

Laube übernahm 1849 die Direction des Burgtheaters und übersiedelte mit seiner Familie nach Wien. Der Salon Laube galt in jener achtzehnjährigen Periode als der Sammelpunkt der, ideell genommen, besten Gesellschaft der Stadt, und Frau Iduna stand ihm mit jenem Herzenstacte vor, dessen eine vollendete Hausfrau im geselligen Wortsinne mehr noch bedarf als glänzender Begabung. Ihr socialer Einfluß zu jener Zeit war ein großer und man kann sagen, daß sie veredelnd gewirkt durch streng reservirte Haltung, wie durch Liebenswürdigkeit und geistige Anregung. Hatte die junge Frau ihr Augenmerk stets vornehmlich auf das intellectuelle Lebenselement gerichtet, so trat in der reiferen allmälig mehr und mehr auch das gemüthliche Element hervor und sie faßte die Menschen nun auch von dieser Seite voller auf. Ihre Güte bethätigte sich immer eifriger und sie hat in stiller, unscheinbarer Weise Außerordentliches geleistet auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit, im privaten wie Vereinsleben. Sie hat den Armen, deren sie sich angenommen, nicht nur gegeben, sondern für sie gedacht, gesorgt, gestrebt. Wo ihre eigenen Ressourcen nicht reichten, hat die bei aller Anspruchslosigkeit stolze Frau so manchen schweren Gang gethan, den Bedrängten Hilfe und Arbeit zu schaffen, ja, sie war geradezu erfindungsreich für ihre Armen. Große Mühen verursachte ihr eine Arbeitsschule, die sie gegründet und an der bei 200 Mädchen sich betheiligten, deren gründlichen Unterricht in allen weiblichen Arbeiten sie nicht nur überwachte, denen sie zugleich den Vertrieb ihrer Arbeiten organisirte und deren kleine Ersparnisse sie verwaltete, indem sie für jedes der Mädchen ein Sparcassenbuch führte, dessen Betrag wöchentlich durch eine kleine Einlage vermehrt, oder that es traurig noth, auch vermindert wurde. Eine Riesenarbeit, bei welcher ihr Sohn Hans ihr behilflich war. Auch war sie die Gründerin des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines, der sich so gedeihlich entwickelt hat. Allein auch ihre öffentliche Wirksamkeit wußte Frau Iduna still und ruhig abzuthun. In dem praktisch soliden Sinn, der sie eben so sehr auszeichnete, wie ihre glänzenden Eigenschaften, begnügte sie sich damit, ihren Unternehmungen eine kleine, aber sichere Basis zu schaffen, auf der sie sich allmälig in gesundem Wachsthume aus sich selber heraus entwickeln konnten. In Allem maßvoll, war ihr Wirken auch stets d a u e r n d gedeihlich, und seine anspruchslos stille Weise gewann ihm eben nur solche Mitwirkende, denen es ernst um die Sache war und die im selben Geiste handelten. Zu ihren vielen anderen Gaben gesellte Frau Iduna auch die einer ungemein geordneten und fruchtbaren Zeiteintheilung. Wenn sie

am Morgen mit liebevoller Sorgfalt ihren Haushalt besorgt hatte, widmete sie den Vormittag ihrem Vereine, doch erübrigte ihr immer auch noch Zeit zu Besuchen und zur Lecture aller hervorragenden Werke, und eine große Zahl ihrer Salonbesucher ahnte gar nichts von ihrem Vereinswirken, das mit der Heimkunft ihres Mannes zu Tische ganz und gar für sie abgethan war.

Inmitten dieser vielseitigen schönen Lebensführung traf sie ein furchtbarer Schlag: ihr Sohn Hans, ein so liebenswürdiger, als hochbegabter junger Mann, erlag einem Lungenleiden. Auch hier trat der stoische Zug in ihr hervor. Sie kämpfte ihren Schmerz in sich hinein, seine Aeußerung durfte das Leid des Gatten nicht vermehren und den Anforderungen, die an sie herantraten, wollte sie auch nun nach vollen Kräften genügen. „Das Leben geht fort," damit spornte sie sich zur gewohnten Lebensweise. Und da trat für kurze Zeit eine Wandlung in ihrem Wesen ein. Eine Art Gefühlserstarrung, die sie zwar ebenso rasch und gütig im Helfen, nicht mehr aber so mitleidig sein ließ. Ihr Urtheil, das eben durch ihre hohe Idealität oft streng gewesen, wurde jetzt sogar mitunter hart. Sie trug tapfer an dem „unnatürlichen Schmerze," ein Kind in der verheißungsvollen Frühlingsblüthe des Lebens zu verlieren, warum wollten Andere nicht auch sich dem „Naturgesetze des Leidens" muthig fügen in Geringerem? In der vollen Anspannung ihrer moralischen Kraft legte sie ihren eigenen Maßstab unbewußt auch an die Anderen und sie konnte ungeduldig, ja intolerant und herb werden, wenn sie sie kleiner fand. Uebrigens wich diese echte, menschliche Schmerzverbitterung, die ja eben aus ihrer Liebe stammte, bald wieder einer nur umso größeren Milde.

Laube's Aufgeben der Direction des Burgtheaters und seine Annahme jener des Leipziger Theaters schien Frau Iduna dem weiten Kreise ihrer Wiener Freunde für immer zu entrücken und ihr Scheiden wurde als ein eben so großer socialer Verlust wie der ihres Gatten als artistischer empfunden. Stets bemüht, ihn von allem Unerquicklichen zu entlasten, war sie es, welche hauptsächlich die complicirte Buchführung für die Administration des Leipziger Theaters führte. Wie stets fand sie auch jetzt in ernstem Studium Erholung von ihrer praktischen Thätigkeit und ihr Interesse wandte sich nun immer vornehmlicher der Philosophie zu. Der Studiengenosse von einst, Bruder Arthur, fehlte schmerzlich, er war 1847 schon gestorben. Doch fanden sich noch gar viele Glieder des ehemaligen Freundeskreises und ganz besonders rege war Frau Iduna's Verkehr mit allen Zweigen der Familie Brockhaus und mit einem alten und ganz besonders werthen Freunde, dem Buchhändler Herrn Hässel.

Nach mehrjährigem Aufenthalte in Leipzig kehrte die Familie, die nun, da Albert Haenel als Professor der Rechtswissenschaft in Kiel lebte und sein eigenes Haus gegründet hatte, nur mehr aus dem Ehepaar Laube und „Mama Buddeus" bestand, wie die liebe, alte Dame allgemein genannt wurde, nach Wien zurück. Wie selten eine Frau, durch alle Lebensphasen in naturgemäßer Entwicklung emporgewachsen, bot die Matrone Iduna den wohlthuenden Eindruck vollkommener Abklärung, mit der zugleich eine große Milde herangereift war. Mit Vorliebe kam sie immer wieder auf den ihren Ideengang leitenden Grundgedanken zurück: „Wie in der rein physischen, so üben in allen Lebensformen unerbittliche Naturgesetze die Herrschaft, doch

stehen sie meiner Ueberzeugung nach unter einander in einem Verhältnisse, das denn doch immer auch einen mit dem starren Gesetzmechanismus des Daseins versöhnenden Ausgleich herbeiführt.“ Die versöhnenden Erscheinungen im großen Ganzen, wie im Einzelnen hervorzuheben, war nun ihr vorherrschendes Streben, und wie in der Weltauffassung trat dieser Zug auch im Kleinverkehre immer mehr hervor. Wie gut konnte man das in ihrem Walten im Salon beobachten, der nun, da Laube Director des von einer Actiengesellschaft gegründeten Stadttheaters war, einen weit weniger einheitlichen Charakter trug, wie zur Zeit seines ersten Wiener Aufenthaltes. Ein Freund hatte einst an ihr die Gabe gepriesen, „die Menschen auf das Gute zu seciren.“ Dieses seltene Talent kam hier zu schönster Geltung. Mit dem Tacte des Herzens wußte sie an jedem, dieser so verschiedenartigen Besucher die vollste, beste Seite anzuklingen, die schlichteste Frau in einer freundlichen Zwiesprach' so gut zur Geltung zu bringen, wie eine der hervorragenden Persönlichkeiten. Daß sie mit Interesse Jedes um das zu fragen verstand, was es ihr am besten sagen konnte, versetzte die Gäste ihr gegenüber sogleich in freie Bewegung. Wie ihr Wohlwollen ermuthigte, so wehrte ganz unbewußt ihre innere Vornehmheit auch ab, und selbst die eleganteste Form der Frivolität, die Medisance, wagte sich nicht gesprächsweise in ihre Nähe. Weit entfernt, blind zu sein gegen die Fehler Anderer, ja selbst ihrer Nächsten, behandelte sie das Thema vollkommen natürlich, aber mit Ernst und Nachsicht, in psychologischer Vertiefung, von ihrem weiten Ausblicke aus, mit echt menschlichem Verständnisse auch nachsichtsvoll auf die Schattenseiten der menschlichen Natur eingehend. Nur zweierlei blieb Frau Iduna ihr Leben lang so unbegreiflich als unverzeihlich: die Gemeinheit und die Lüge, die trotz aller Milde stets ihren kräftigen Unwillen erregten. Die schlichte Wahrhaftigkeit und die Einfachheit imponirte nicht minder an ihr als die hohe, intellectuelle Bedeutung, während ihre von Jahr zu Jahr wärmer zu Tage tretende Güte ungemein wohlthuend berührte.

So hat sich uns ihr Bild in der letzten Lebensphase eingeprägt, in der ihr reichlich noch Leid und Freud' zugetheilt gewesen. Der Tod der Mutter erschütterte sie tief und das so lange Zusammenleben ließ sie den Verlust nur umso intensiver empfinden. Volle Freude aber empfand sie über die Laufbahn des Sohnes, dessen jährlicher Besuch mit seiner Gattin, der sie liebevoll die beste Freundin war, den Glanzpunkt ihres Jahreslebens bildete. Auch die Besuche ihres Bruders, Dr. Aurelio Buddeus, dem sie innerlich immer näher trat, und der ihr gleichfalls zur Freundin gewordenen Tochter einer Freundin, Fräulein Ottilie Brockhaus, schmückten ihr den Lebensabend selbst dann noch, als die Krankheit sie schon schwer bedrückte. Die bitterste Zeit, als das Uebel übermächtig wurde, milderte ihr, so viel verständnißinnige Pflege es vermag, eine liebe Verwandte, Fräulein Therese Buddeus. Im schwersten Kampfe mit dem Leiden concentrirte sie immer noch ihr Denken und Sorgen und Lieben auf ihren Mann, bis sie die Augen schloß, um schön wie sie gelebt, auch in der Erinnerung noch schön fortzuleben.





von

Ferdinand von Saar.

Bekenntniß.

Daß du das Leben nicht als Kampf genommen,
Nur als der Kräfte holdes Wechselspiel;
Daß du, in heil'gen Gluthen still entglommen,
Nur sanften Fluges wolltest an das Ziel;

Daß du, nach Hohem strebend, dich verblutet
An kleinen Sorgen, die du nie bezwangst,
Und so, im Innersten von Licht durchflutet,
Mit dunk'len Mächten stets vergebens rangst;

Daß du selbst Jenen, die dich da entweihen,
In Güte dich geopfert und Geduld —
Daß du nicht *hassen* konntest, nur *verzeihen*:
Das war dein Schicksal, Herz — und deine Schuld!

Ottilie.

Es hat der ernste Gang der Jahre
Dein Antlitz leise schon gekerbt
Und dir den braunen Schmuck der Haare
Zu mattem Silber fast entfärbt.

Doch hold und schlank sind noch die Glieder,
Die du so leicht im Gange regst,
Und reich hängt noch die Flechte nieder,
Wenn du sie tief im Nacken trägst.

Und Stunden giebt es, wo die ganze
   Zurückgedrängte Jugend bricht
Aus deinem Aug' mit scheuem Glanze,
   Der von verlor'nem Leben spricht.

Dann will es schmerzlich mich durchsprühen —
   Und küssen möcht' ich deinen Mund;
Du fühlst es — und mit sanftem Glühen
   Erbebst du tief im Herzensgrund.

So bebt des Herbstes letzte Traube,
   Vergessen von des Winzers Hand,
Mit letzter Gluth im fahlen Laube,
   Wenn sie ein später Wand'rer fand.

Die Primeln.

So seh' ich auch euch jetzt,
Ihr sonnigen Blumenaugen des Lenzes,
In zierliche Töpfe verpflanzt
Und in japanischen Vasen —
Seh' euch mit leisem Schmerz
Kunstvoll zum Strauße gereiht
Und als schimmernden Brust- und Lockenschmuck
Erhöhen buhlender Schönheit Reiz.

Mehr stets liebt ich euch
Als die frühen Veilchen
Und die bethauten Hagerosen.
Denn jene, ob auch verborgen dem Blick,
Locken, fesselnden Dufts, Pflücker heran —
Und diese, verwundend mit scharfem Dorn,
Drängen der Hand am Strauch sich entgegen.
Ihr aber
Keusch und unentweiht,
Selig des eig'nen Lichts,
Blüthet
Und verblüthet ihr,
An der Erde heilige Mutterbrust
Dicht geschmiegt.
Höchstens daß zaghaft euch
Ein ländliches Kind dem braunen Haar gesellt,
Oder der sinnende Dichter
Andächtig euch losgelöst
Von der wurzelumhüllenden Scholle,
Damit ihr, im schlichten Glase getränkt,
Erhelltet seiner düsteren Stube Einsamkeit.

Und doch — wo immer
Euer sanfter Glanz auch leuchten mag —
Selbst in menschenerfüllter Gassen Kehricht noch:
Wehen um euch
Unschuldvoll
Die ersten,
Die reinsten Hauche der Schöpfung!



Die Traven-Nixe.

Von

Julius von der Traun.

Das ist Herr Gerhard Reuter,
Der auf dem Damme geht,
Unhörbar rinnt das Wasser,
Der Mond am Himmel steht;
Da rauscht es auf vom Grunde,
Es wirbelt, schäumt und schwallt,
Und aus dem Fluße tauchet
Die lieblichste Gestalt.

Sie winkt mit weißen Armen,
Dann senkt sie kummerschwer
Das schöne Haupt und seufzet:
„Jetzt kommt er nimmermehr.
So still hab' ich geahnet,
So süß hab' ich geträumt —
Jetzt ist die Stunde kommen,
Und er hat sie versäumt!“

Herr Gerhard steht und staunet,
Da kommt's den Berg herab
Gelaufen und gesprungen —
Es ist der Hirtenknab'.
„Wohin, mein Sohn?“ „In's Wasser!
Was hemmst du meinen Lauf?
Mich drängt es hin, zu baden,
Als stünd' mein Leben drauf!“

„Und steht darauf dein Leben,
So rett' ich es nach Pflicht;
Du darfst nicht in die Trave,
Um Gotteswillen nicht!“
Der Knabe steht und seufzet,
Wie um verlornes Glück,
Zu seinen Schafen führet
Herr Gerhard ihn zurück.

Gutwillig folgt der Knabe,
Sein Mund nicht widerspricht,
Und nur ein leises Klagen
Durch seine Seufzer bricht:
„So still hab' ich geahnet,
So süß hab' ich geträumt —
Die Stunde ist gekommen,
Und ich hab' sie versäumt!“

— So oft die Traven-Nixe
Im Mondenscheine winkt,
Ein Knab', der nächtens badet,
Im Flusse dort versinkt.
Wenn dann durch viele Tage
Kein Fischer mehr sie fand,
Liegt eines Morgens lächelnd
Die Leiche an dem Strand.

Gedichte

von

Fritz Pichler.

Stimme des Alpensturzbaches.

Ist mir auf grünem Plane,
Den sanft der Himmel krönt,
Zu spiegeln Sonn' und Sterne,
Die Ruhe nicht gegönnt,
So laßt mich prächtig fallen
Mit Donner und Getos,
Mit tausend reichen Funken
Der Erde in den Schoß.

Die Felsen, die entgegen
Sich wälzen meiner Bahn,
Ich hauche sie mit Rosen,
Mit Regenbogen an.
Denn wo ein Hohes sinket,
Ist all sein Sturz Musik
Und alle Tiefe weiset
Zum Höchsten nur zurück.

Der Anker.

Im Alpenthal, gelehnt an eine Eiche,
Sah ich den frischgeformten Anker steh'n.
Er darf in seiner Heimat Erzbereiche
Hinauf zum grünen Wipfeldach noch seh'n.

Einst hält er wol mit angstgestrecktem Bogen,
Gebohrt in grausigdunklen Meeresgrund,
Das Lebensgut von Hunderten auf Wogen,
Vereinsamt tief in ödem Klippenrund.

Und über ihm die zweigberaubte Eiche
Zerbirst und bricht in letzter Sturmesnot —
Verklungen ist der Traum, der wonnereiche,
Den sie geträumt von Hochlands Abendrot.

Im Alpenthal, gelehnt an eine Eiche,
Erwäg' ich, was uns Beiden werden soll:
Die Stunde kommt, die trennende, die bleiche,
Da wird des Leidens Becher übervoll.



Licht und Wärme.

Lebensbild

von

Josef Rank.

I.



So viel Glanz und Bewegung, wie heute, hatte die freundliche Kreisstadt nie zuvor gesehen. Schon vor Sonnenaufgang bliesen die Stadtzinkenisten feierlich-freundliche Weisen vom Thurme; sie galten nach alter Sitte dem ersten Tage des Mai; sie galten auch der Erinnerung, daß an diesem Tage der Landesfürst geruht, zu Liebe seiner Bürger geboren zu werden; sie galten dem jährlich wiederkehrenden Markte, der seit Menschengedenken dem Orte große Vortheile brachte; — zu alldem wurde der Tag zu einem Kreis-Festschießen und Singen auserſehen . . .

Um neun Uhr Morgens war der Markt in vollem Gange; zwischen den Buden drängten sich Gutsbesitzer, Bauern, Pfarrer und Förster; zu den Thoren herein zogen Schützen und Sänger mit Fähnlein und Musik; nach der Kirche schritt die Garnison in höchster Parade. Zeitweise gerieth die Menge in's Stocken und das Stimmengewirre verwandelte sich in Hoch- und Freudenrufe, wenn ein neuer Schützen- oder Gesangsverein zum Thore herein und vorüberzog . . .

Beim „rothen Hahn" hatte sich der Gesangsverein „Euphonia" aufgestellt, um bei Ankunft jedes Schützenzuges den Festgruß zu intoniren; die Sänger hielten bekränzte Bierkrüge in den Händen, um nach jedem Gruße ihrer Kehle hilfreich beizustehen. Dies war besonders dem ersten Tenor vonnöthen, der, mit dem Eifer erhitzter Eitelkeit bemüht, sein hohes C um jeden Preis glänzen zu lassen, endlich seiner Treffsicherheit nicht mehr gewiß war und bald „überschoß," bald unter der Klanglinie blieb, wie etwa eine Rakete platzt, bevor sie die richtige Wolkenhöhe erreicht; er hatte allen Grund, den tiefen Baß zu beneiden, der, wie festgemauert in der Erden, seinen treffsicheren Grundbaß aus seiner Brust wie aus frischen Kellerräumen holte. Er war dabei in seiner aufrechten Stellung nicht zu erschüttern, so oft auch das

Volksgedränge an ihn streifte, nur erzitterte beim Fortissimo die Wölbung seiner Brust, wie ein Thurm erbebt, wenn die große Glocke geläutet wird . . .

Um elf Uhr stimmten die Sänger den Schlußchor an. Bei dem Worte „Heil!“ schoß der erste Tenor einen Viertelton über das hohe C hinaus und flog zugleich selbst aus Reih' und Glied. Er hatte einen Stoß im Rücken erhalten von einem Fahnenträger, der Eile hatte und bei seinem Versuche, durchzubrechen, am Rücken des tiefen Basses vorher abgeprallt war. Dem Fahnenträger schob sich ein Trupp Schützen nach, der sich im Gartenraume des Gasthofes ein Uebriges an Kraft und Siegesmuth geholt hatte; an die Schützen schloß sich eine Gruppe Volkes, daß bisher vergeblich einen Ausweg gesucht hatte und nun, seinen Vortheil wahrnehmend, auch den zweiten Tenor und den Bariton aus der Sängerfronte riß. Das Schlußwort „Heil!“ klang zwar immer noch feierlich und erhebend genug, aber es hatte doch Etwas von der Verstimmung einer alten Leier.

Seltsamerweise gewann der Augenblick, was er an musikalischer Reinheit verlor, durch die Erscheinung eines Mannes, der bei dem Jubelrufe „Heil!“ in die Bresche der Sängerlinie trat . . .

Es war ein Mann von hoher, aufrechter Gestalt, wetterharten Zügen, scharfgeschnittenem Profil; er war halb ländlich, halb städtisch gekleidet, der dunkelgrüne Rock mit weiten, bequemen Aermeln reichte bis hinab an die Knöchel.

Als der Mann in die Bresche trat, war es, als betrete ein siegreicher Stürmer die feindliche Redoute; rechts und links wichen die Sänger wie fliehende Feinde von dannen, sie hatten ihr Hauptwerk vor: den ausgesetzten Preis zu ersingen. Die Lücke in ihrer Reihe vergrößerte sich zu einem weiten, freien Raume, in dem die hohe, auffallende Gestalt allein dastand . . .

Eine Weile schien es, als blicke das blaßblaue Auge des Mannes mehr träumend nach innen, als auf seine Umgebung nach außen. Auf den scharfen Zügen lagerte ein Schatten schweren Trübsinns, den zu durchbrechen das lebhaft arbeitende Gemüth vergeblich versuchte; — dann senkte sich langsam der bis jetzt energisch aufrecht gehaltene Kopf, das Auge haftete starr auf dem Boden, eine leichte Trübung umflorte den Blick, welcher sich auch da nicht hob, als der Mann sich in Bewegung setzte und mit langsamen, lassen Schritten seitwärts der Buden der Hauptstraße zuging, ohne zu beachten oder auch nur zu gewahren, daß er von vielen Marktbesuchern abseits beobachtet, hie und da auch mit gezogenem Hute begrüßt wurde . . .

„Der Kroner von Saltern,“ sagte ein Landmann an der letzten Bude, seine hagere Ehehälfte mit dem Ellbogen anstoßend und mit gierig forschendem Auge auf dem Vorüberschreitenden haftend. Sein Weib stieß mit dem Ellbogen zurück und sagte nur: „Was kümmert's uns?“ wobei ein blitzartiger Seitenblick den Vorüberkommenden streifte. Sie faßte ihren Mann heftig am Arme und zog ihn zwischen die Budenreihe, während sie halb über die Schulter sagte:

„Bist Du bei uns, Wolfgang?“

Eine ruhige, angenehme Stimme erwiderte:

„Ja.“

Es war die Stimme eines kräftigen Burschen, dessen schön geschnittenes Gesicht durch eine kleine Narbe auf der linken Backe einen charakteristischen,

keineswegs entstellenden Zug erhielt. Eltern und Sohn gingen nun schweigend zwischen den Buden hin, rechts und links mit zerstreuten Blicken nach den Waaren sehend, während ihre Gedanken bei dem Manne aus Saltern waren, der mit gemessenen Schritten, das Gedränge meidend, seines Weges ging, die Reichsstraße erreichte und dann, in eine Nebengasse einbiegend, zwischen Gärten in's Freie gelangte. Auf einem Fußpfade, der sich in mähligen Windungen hügelauf zog, ging Kroner, seiner Umgebung noch immer nicht achtend, einer vorspringenden Felsengruppe zu, die ein neues, vergoldetes Kreuz trug und dem Wanderer eine wohlerhaltene Ruhestelle bot mit malerischer Aussicht auf Stadt und Land . . .

Hier ließ sich Kroner nieder, stützte den rechten Arm auf eine Kante und legte den Kopf in die Hand. Eine tiefe Bewegung, die er bisher männlich niedergehalten, wurde jetzt seiner Meister, aber nur auf Augenblicke; dann stand er jählings wieder auf und schritt der Reichsstraße zu, welche von Markt- und Festbesuchern überaus belebt war . . .

Kroner war heute nur in die Stadt gekommen, um den Kreisarzt zu Rathe zu ziehen über einen körperlichen Zustand, der ihm seit einiger Zeit Sorgen machte. Sein Puls blieb manchmal stehen, im Herzen entstand ein krampfhaftes Zucken, das weniger Schmerz als Beängstigung erzeugte, plötzlich aber mit einem Gefühle endigte, als wär' eine schwere Last vom Herzen gefallen . . . Der Kreisarzt untersuchte den auffallenden Patienten, sah ihm eine Weile scharf in die Augen und stellte dann Fragen über etwaige Krankheiten, die er früher überstanden. Kroner wußte nichts von solchen Krankheiten, es sei denn, was er von seinen Eltern über wohlbestandene Kinderkrankheiten erfahren. Der Arzt schrieb ein Recept, übergab es dem Patienten mit einigen Worten der Anleitung und öffnete die Thüre des Zimmers, um andere Hilfsbedürftige eintreten zu lassen . . .

Die Treppe hinabgehend, hielt sich Kroner fest am Geländer, damit er in Gedanken keinen Fehltritt mache, und stand endlich vor dem Thor auf dem Platze.

„Was hat der lange, forschende Blick des Arztes bedeutet?“ fragte er in sich gekehrt, konnte sich aber keine Antwort geben. Kopfschüttelnd ging er weiter, um die Arznei bereiten zu lassen. Den Apotheker wollte er scharf beobachten, ob er während der Bereitung des Mittels bedenkliche Miene mache; war dies nicht der Fall, so glaubte er ruhig seines Weges heimkehren zu können.

In der Apotheke ging es heute ebenfalls lebhaft her. Viele waren nach der Stadt gekommen, um neben Einkäufen auch Heilmittel zu besorgen. Kroner mußte daher ziemlich lange warten, that es aber gern, da er Werth darauf legte, daß der Apotheker selbst die Medicin bereite; endlich gelang es ihm, das Recept an diesen zu bringen, gewahrte aber mit einiger Enttäuschung, daß die ärztliche Weisung, wahrscheinlich um recht Viele binnen kürzester Zeit bedienen zu können, mit gleichgiltiger Hast überflogen und vollzogen wurde; erst als das Fläschchen mit dem Zettel: „Alle drei Stunden zwei Tropfen“ übergeben wurde, betrachtete der Apotheker seinen Mann mit aufmerksamen Blicken, die indessen sofort den Nächststehenden suchten, als das Geld auf der Marmorplatte lag und eingestrichen werden konnte . . .

Draußen grübelte Kroner über die Bedeutung des Apothekerblickes nach, konnte aber darüber nicht in's Klare kommen; das legte er zu seinen Gunsten aus und erinnerte sich zu seiner Ermunterung, daß ihm der Arzt keinen wesentlichen Abbruch an Speise und Trank zugemuthet, weßhalb er seine Schritte sogleich nach dem „rothen Hahn" hinlenkte, um sich zu stärken und zu beruhigen. Er wählte den hübschen, geräumigen Garten und fand dort gerade noch Platz neben einer umfangreichen Laube, in welcher insbesondere Honoratioren der Stadt sich einzufinden pflegten; auch heute machten sich Beamte, Bürger, Militär-Pensionäre bei Zeiten einen fröhlichen Tag und selbst der Kreisarzt erschien für eine Stunde, um den Gasthausfreunden Gesellschaft zu leisten.

Näher an die Laube rückend und mit einem unruhigen Gefühle der Neugierde horchend, dachte Kroner: „Da drin säße er, der mir über mein Uebel die ganze Wahrheit sagen könnte!" Aber das war nur so ein flunkernder Gedanke. Die drinnen in der Laube waren sehr aufgeräumt; von der Schützen- und Sängerstimmung war Etwas auf Alle übergegangen und die Pöllerschüsse, welche zwischen dem Knattern der Scheibenstutzen das Treffen des Centrums markirten, gaben den Nerven immer frischen, festlichen Ruck und Schwung . . .

Knapp hinter einem solchen Pöllerschusse fragte jetzt der Verwalter eines benachbarten Gutes: wie der gestrige Vereinsball ausgefallen, und der Bürgermeister-Stellvertreter erwiderte nach einigem Zögern:

„Im Ganzen gut — wäre nicht ein Zwischenfall zur Zeit der Rast- und Speisestunde eingetreten . . ."

„Welcher Zwischenfall?" fragte der Verwalter, da er Mehrere der Gesellschaft verlegen werden sah.

„Nun — Alles hatte an der reichbesetzten Speisetafel Platz genommen," fuhr der Bürgermeister-Stellvertreter fort, „Alles war munter, genoß fröhlich, was geboten war — als plötzlich ein wahrer Aufruhr um die Tafel tobte; Stühle fielen um, Teller und Gläser wurden zu Boden gerissen und Alles drängte nach einem Stuhle, auf welchem die schöne, kaum achtzehnjährige Tochter des Oberpostmeisters saß. Diese hatte eben noch, heiter und gesprächig, ihre nächste Umgebung entzückt, als sie erblaßte, kaum hörbar seufzte und leblos in den Lehnstuhl zurücksank. — Alle Versuche, sie in's Leben zurückzurufen, waren vergebens; der Ball schloß also, in ergreifendem Gegensatze zu dem heiteren Anfange — mit einem schmerzlichen Falle des Todes! . ."

„Und die Ursache des Todes?" fragte nach einer Pause der Gutsverwalter.

„Ein Schlagfluß in Folge von Verfettung der Herzader," erwiderte der Vicebürgermeister. „Nach dem ärztlichen Parere konnte das durch Tanz und Wein heftig zum Herzen dringende Blut nicht mehr entsprechend passiren und der Tod mußte naturnothwendig folgen . . ."

Der Fall erregte große Theilnahme, der Verstorbenen wurde ein warmer und ehrenvoller Nachruf gewidmet. Ein Hauptmann erinnerte sich eines ähnlichen Falles während eines Officiersballes, wo das gleiche Schicksal einen jungen, bildschönen Lieutenant erreichte. Man befragte jetzt von

mehreren Seiten den Kreisarzt über das Uebel, er gab über die Entstehung solcher Verfettungen kurzen Aufschluß und bemerkte dann, daß das Uebel ziemlich häufig vorkomme, schwer zu behandeln und selten zu beseitigen sei. In manchen Fällen sei Tag und Stunde zu bestimmen, wo bei größerer Erregung des Blutes der Tod eintreten müsse; er selbst habe solche Fälle behandelt — und erst heute habe sich ein Patient vom Lande vorgestellt, der unfehlbar binnen vier Wochen dem Uebel erliegen müsse ...

Zwei Pöllerschüsse krachten; sie meldeten, daß auf zwei Festscheiben das Centrum zugleich getroffen worden sei; die Zinkenisten auf dem Thurme und die Musikanten im Garten des „rothen Hahn" begannen heitere Weisen zu spielen; — neben der Honoratiorenlaube aber erhob sich eine hohe, markige Gestalt, die rasch die Zeche auf dem Tische vor sich hinschob und Anstalt machte, den Garten zu verlassen ...

Es war Kroner. Auch er war mitten in's Herz getroffen. Er hatte die Unterredung in der Laube gehört und die letzten Worte des Arztes wie einen Dolchstoß empfunden ... Der binnen vier Wochen seinem Uebel unfehlbar erliegen müsse — war er — war Kroner — darüber gab es für ihn keinen Zweifel. — In dieser Ueberzeugung trat er auf den Platz hinaus, erschien in der Bresche der Sängerreihe, schritt, wie wir gesehen haben, die Buden entlang den Platz hinüber — in's Freie und auf einem Seitenwege nach dem Hügel, von wo ihn aber alsbald eine tiefe Gemüthsbewegung nach der Straße trieb, die nach seiner Heimat führte ...

Binnen vier Wochen also ...

Das lag in dem prüfenden Blicke des Arztes und in dem Aufschau des Apothekers; — das also bedeutete das zeitweise Stillsteh'n des Pulses, das fiebrige Zucken des Herzens, das scheinbare Fallen einer Last in der Brust? — Hatte der Arzt nicht Aehnliches angedeutet? ...

Es war kein Zweifel ... Kroner glaubte sich nun genau zu erinnern, daß immer, wenn er seinen Zustand bekam, eine lebhaftere Bewegung des Blutes eingetreten war in Folge anstrengender Arbeit oder leidenschaftlicher Thätigkeit des Herzens ... Verengerung des Herzens, die das drängende Blut nicht mehr regelrecht passiren lassen kann — das war's also; und so weit war's bereits? ... Binnen vier Wochen unfehlbar! ...

II.

Korner hatte die Straße erreicht und schritt der Heimat zu. Das Haupt hochtragend und mit energischem Blicke vor sich hin schauend, wollte er offenbar verhüten, daß Jemand den harten Kampf, den er innerlich kämpfte, errathe. Wie Vielen, die ihm begegneten, hatte er tödtlich wehe gethan; sie grüßten, weil sie ihn nicht zu beleidigen wagten; ihr Wohl und Wehe lag zum Theile in seiner Hand. Wie tödtlich wäre er jetzt zu treffen gewesen mit einem Blicke, einem höhnischen Lächeln, wenn Jemand seinen Zustand geahnt hätte; aber auch wie mild entgegenkommend wäre er gefunden worden, wenn Jemand trotz der rauhen Erscheinung ihn angeredet und um freundliche Hilfe gebeten hätte! In seinem Zustande wäre ihm ein freundliches Wort, ein gerührt bittendes Auge Das gewesen, was der mit giftigem Stachel versehenen Biene eine Blüthe ist, aus der sie Honigstaub sammelt. An der Brücke bei

Sommerstein, wo gerade eine zahlreiche Gruppe Marktgänger entgegenkam, trat der klein' Mörtelsepp vor und gerade auf den daherschreitenden Kroner zu, der sich schon etwas vorzuneigen und freundlicher zu schauen begann, als das kurzsichtige Auge Sepp's entdeckte, daß er einem Unrechten Gruß und Bitte darbringen wollte; er wich etwas rasch und unbeholfen aus und Kroner erhob sich wieder in voller Straffheit, einen nadelfeinen Dorn der Scham und Verlegenheit im Herzen . . . Bei einer Wendung um den Zirmaiter Bergvorhang erblickt man das an die Straße vorgebaute Kalchern mit seinen hübschen Vorgärten und Häusern; Kroner sah einen Marktgänger vor sich herschreiten und von der Straße ab sich nach dem ersten Hause des Ortes wenden. Sogleich entstand ein herzerhebender Tumult vor und in dem Hause. Kinder sprangen herbei, faßten den heimkehrenden Vater am Rocke, um die Kniee, und schrien vor Vergnügen; selbst das kleine Hannchen, das die über die Schwelle tretende Mutter auf den Armen hielt, zappelte freudig mit den Beinchen und patschte mit den Händchen. Alsbald waren auch die Säcke des Heimkehrenden gründlich geleert und das herzliche Willkommen belohnt durch Gaben aller Art; Kroner, der mit gesenkten Blicken vorüberging, hörte noch lange die jubelnde Kindertrompete blasen, die der Krauskopf Friederle erhalten . . .

Hatte Kroner Aussicht, bei seiner Heimkehr ebenso empfangen zu werden?

Sein trüber, zu Boden gerichteter Blick schien diese Hoffnung nicht auszudrücken. Seine unwillkürlich an die Taschen rührenden Hände wichen rasch zurück — der Vater hatte auch nicht daran gedacht, den Kindern eine Freude mitzubringen . . .

Suchte er eine Rechtfertigung vor sich selbst, als Kroner, vor den Fest- und Marktgängern wieder straff hinschreitend, einen Rückblick auf sein Leben warf? Sein Auge war nicht heller, seine Miene nicht freundlicher, als er damit zu Ende war; — die eben gesehene Heimkehr eines von jubelnden Kindern empfangenen Vaters wirkten auch zu eindringlich und bedeutsam nach . . .

Was war's nun mit dem Vorleben dieses Mannes? Was erklärt und rechtfertigt die Art und Weise eines Mannes, den Alles zu meiden und fürchten scheint und doch mit einem gewissen Entgegenkommen behandelt? . . . Hier ein kurzer Rückblick seines Lebens, wie ihn Kroner soeben selbst in seiner Erinnerung erneuert! . . .

Darnach war er der Erstgeborene eines Hofbesitzers, der wegen des großen Umfanges seines Besitzthumes und wegen des Ansehens, das er sich zu verschaffen wußte, weit und breit in Ehren stand; neben ihm lebten noch zwei jüngere Brüder. Nach altem und auf dem Lande mit unerschütterlicher Zähigkeit festgehaltenem Herkommen war — geistige und körperliche Fähigkeit vorausgesetzt — der Erstgeborene stets auch der Nachfolger in Haus und Hof. Kroner besaß im vollen Maße die erwünschte Eignung, daher bestand für Niemand — am wenigsten für Kroner selbst — ein Zweifel, daß ihm die Nachfolge in Haus und Hof gesichert sei. In dieser ungestörten Zuversicht lebte er bis in sein sechzehntes Jahr; hier traten allmälig Anzeichen hervor, die eine Gefahr für die Erbnachfolge wenigstens in der Ferne ankündigten. Kroner war von Natur etwas herb angelegt; sich

trocken und unumwunden zu geben, wie er war, entsprach dieser Anlage. Bei einiger Aufregung wurden Worte und Manieren scharf und verletzend und in diesem Zustande machte er keinen Unterschied in der Person. Kroner's Vater, seiner guten und milden Art wegen mit Recht so sehr beliebt, verwies dem Sohne frühzeitig seine Unart, ohne etwas Besseres zu erzielen, als daß die Stacheln dieser Unart auch gegen ihn sich verschärften. So kam es nach und nach, daß zwischen Sohn und Vater nur noch Groll und Streit die Form des Verkehres bildeten. Das Uebel wuchs zur Unleidlichkeit, als der Vater wiederholt im höchsten Zorne die Andeutung fallen ließ, daß er die Erbnachfolge einem der jüngeren Söhne zuwenden wolle. Jetzt richteten die jüngeren Söhne auch ihr Benehmen gegen den Vater so ein, daß sie die Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit selber wurden. Auf sein „Recht" pochend und empört über die Brüder, welche sich in seinen Augen als Heuchler und Schmeichler erwiesen, kehrte Kroner die rauheste Seite seines Wesens gegen sie und den Vater, so daß der häusliche Krieg in Permanenz kam und umsoweniger eine Milderung und Unterbrechung erfuhr, als die Vermittlung einer Mutter fehlte. Der Höhenpunkt des Zwistes fiel in Kroner's zwanzigstes Lebensjahr. Hier hatte er sich im Gefühle sicherer Erbnachfolge um eine Lebensgefährtin umgesehen und ihr die ganze Wärme des Gemüthes, die bisher in Folge des Streites gebunden war, zugewendet. Die Wahl war eine treffliche; das Mädchen war schön und einer großen Mitgift sicher; aber eben darum mißfiel sie dem Vater, der die Partie dem zweiten Sohne zugedacht, der nun ganz bestimmt für die Erbnachfolge in Aussicht genommen war. Und wirklich gelang es dem Einflusse des Vaters und den Umtrieben der Brüder, daß das Mädchen wankend und endlich abwendig wurde. In seinem „Rechte" auf die Nachfolge bedroht und im empfindlichsten Theile seines Herzens tödtlich getroffen, that Kroner seinem Charakterzuge nach Härte und Rücksichtslosigkeit keinen Zwang mehr an und lechzte nur nach Einem Ziele seines Lebens: Macht und Besitz zu haben, um die Welt empfinden zu lassen, was an ihm verbrochen worden. Dieses Ziel schien aber schwer erreichbar zu sein, wenigstens noch sehr in der Ferne zu liegen, als unerwartet eine jener Wendungen eintrat, die aller Aussicht entgegen das Unlösbarste rasch und bündig entscheidet . . . Kroner's Vater starb urplötzlich — die Leute sagten: in Folge eines heftigen Auftrittes zwischen dem Sohne und ihm — und da über die Erbnachfolge noch nichts Schriftliches vorlag, fiel dem Erstgeborenen Haus und Hof als Erbe zu. Kroner zahlte den Brüdern sofort heraus, was ihnen gebührte, um sie aus seiner Nähe zu schaffen; dann setzte er sich auf seinem Boden fest wie ein unbeschränkter Herr und begann die Welt zu behandeln, wie sie's zu verdienen schien. Um seinen häuslichen Einfluß zu einem öffentlichen zu erweitern und so recht viele Menschen in seinen Machtkreis zu ziehen, setzte er seine Wahl als Richter (Schulze) und später als Oberrichter durch und lieh Geld oft nur aus dem Grunde, den Schuldner in seiner Gewalt zu haben. Die Versuche vieler Familien, ihm zu einer auserlesenen Lebensgefährtin zu verhelfen, auch die Wiederannäherung der früher Auserwählten, beantwortete er dadurch, daß er sich ein hübsches, armes Mädchen des Ortes zum Weibe nahm. Er führte damit einen Schlag, der

weit und breit empfunden wurde. Dies genügte ihm, obwohl seine Wahl gar nicht aus besonderer Neigung erfolgt war. Die Armuth der Gewählten bürgte ihm dafür, daß diese ihm durch's Leben willenlos folgen werde, darauf kam's an. Und nun ging kein Tag, kein Jahr verloren, ohne daß sich Kroner sein Haus, die Gemeinde, die Welt um sich her nach seiner Art einrichtete. Gefürchtet, gehaßt, erntete er doch die Ehren, welche eine einflußreiche Stellung und ein ansehnlicher Besitz bringt. Liebe — Verehrung — diese Worte schon waren ihm verhaßt. Selbst in seiner nach Jahren zahlreichen Familie suchte er für sein Herz keine Befriedigung; sein Weib wurde kurz und streng in der Rolle einer ersten Magd gehalten; die Kinder, Mädchen wie Knaben, wuchsen in der Furcht des Vaters auf, der weder Zeichen der Liebe gab, noch annahm . . . So war denn endlich Alles, wie sich's Kroner vornahm und wünschte; in seinem Banne hielt er Haus, Nachbarschaft und Gemeinde. Daß er sich's damit genügen ließ, lag in der Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht; vor unliebsamen Wechselfällen und Schwächen fühlte er sich sicher . . . In diese Zeit höchster Machtfülle, die seine einzige Befriedigung bildete, fielen die ersten Anzeichen eines körperlichen Uebels, das, anfangs kaum beachtet, später umso besorgter in's Auge gefaßt wurde, als Kroner zu ahnen begann, daß das ihm bisher so günstige Geschick einen Weg finden könnte, alle seine Erfolge eitel und nichtig zu machen. Um kein Zucken der Schadenfreude aufkommen zu lassen, verschwieg er seinen Zustand sorgfältig, vermied sogar, den Rath der nächstwohnenden Aerzte einzuholen, um Niemand errathen zu lassen, daß es ihm wo fehle. Erst nach einem ungewöhnlichen Anfalle beschloß er, den Kreisarzt aufzusuchen, und zwar an einem Tage, wo sein Gang nach der Stadt Niemand auffallen konnte; — was ihm der Arzt sagte und was der Aufblick des Apothekers zu bedeuten schien, wäre so bedenklich nicht gewesen: — aber die Unterredung in der Laube des Wirthsgartens hatte ihm Alles klar und deutlich gemacht; darnach war er verloren, und zwar alsbald — binnen vier Wochen — unfehlbar! . . .

Diese Worte klangen dem Kroner wieder mächtig nachwirkend im Ohr, als er, an der Dornkoppe links wendend, auf der Anhöhe stand und die Heimat mit ihren Hügeln, Thälern und Gründen in ihrer ganzen Lieblichkeit vor sich liegen sah. Dort stand sein frischgetünchtes Haus, von Wirthschaftsgebäuden und Garten umgeben; kein zweites trat so groß und bedeutsam hervor; dorthin lagen die ausgedehnten, wohlarrondirten Felder und Wiesen Kroner's, ein Besitz, um den man ihn wohl beneiden durfte. Es traf sich gerade, daß eine Anzahl Arbeiter in sorgsam eingehaltener Reihe hintereinander beschäftigt war, die durch starke Frühjahrsregen etwas verschlammten Felder und Wiesen sorgfältig zu säubern; es waren Kroner's Leute. Kein anderes Feld zeigte so viele Beschäftigte. Kroner sah hin, dann zu Boden und wieder auf — und setzte seine Heimkehr fort. Hie und da hörte man einen dumpfen Gruß; hie und da wurde eine Mütze zögernd gehoben, Kroner schritt vorüber, seine Aufmerksamkeit war vorausgerichtet auf sein Feld, seine Leute — sein scharfes Auge entdeckte auch einige seiner Kinder. Der Tonerl war auf der Jagd nach einem Rothkehlchen, das er auf der nahen Weide von Strauch zu Strauch verfolgte;

als er seinen Vater kommen sah, fiel er platt auf den Boden, um hinter einer Hecke nicht bemerkt zu werden; die älteste Tochter, Bärbel, stand mitten unter den Beschäftigten, hatte eben aufgesehen und neigte sich rasch wieder zur Arbeit, als sie den heimkehrenden Vater gewahrte. Diesem entging von alldem nichts, er neigte nur das Haupt etwas, indem er weiterging. Am Raine, wo das neue Kreuz eine Steinsäule ziert, spielten drei Kinder, von denen Eines im Hemdchen herbeigelaufen war; dieses hielt eine große Peitsche in der Hand und grub mit dem Stiel fleißig im Sande. Da rief Eines der Kinder: „Peterl, dein Vater kommt!“ und das Kind im Hemdchen legte sich erschrocken auf das Gesicht und schielte nur unten weg nach dem vorübergehenden Kroner, der den Ruf gehört hatte und das Benehmen seines Kindes wohl bemerkte. Er nahm den Hut ab und ging einige Schritte unbedeckten Hauptes; die Sonne nöthigte ihn, den Hut wieder aufzusetzen, und da dies mit rascher Handbewegung geschah, so sah es aus, als ob Kroner Jemand in der Ferne ein Zeichen geben wolle. So verstand dies auch ein Bursche von etwa achtzehn Jahren, der, einen von zwei prachtvollen Pferden gezogenen Wagen lenkend, eben aus einem Hohlwege aufgetaucht war; aber als wäre ihm ein Zeichen gegeben worden, so schnell als möglich sich aus dem Staube zu machen, erhob sich der Bursche von dem Sitzbrette über den Vorderrädern, hieb auf die Pferde ein und fuhr aufrechtstehend im Trab einen Feldweg seitab. Es war Kroner's ältester Sohn, der nach der Bergwiese fuhr, um das Angeschwemmte zu verladen. Das fluchtartige Ablenken vom Wege, den Kroner daherkam, konnte dahin gedeutet werden, daß der Sohn einer Begegnung des Vaters um jeden Preis ausweichen oder dem Vater ein Zeichen seines Eifers bei der Arbeit geben wolle . . . Kroner gab dem Gebaren des Sohnes die letztere Deutung nicht. Er nahm den Hut wieder ab, da die Sonne hinter eine Wolke getreten war, und drückte die flache Hand ein paar Male gegen die Stirn; dann verschwand er im Hohlwege und kam erst wieder in der Nähe seines Hofes zum Vorschein. Die Gartenthüre öffnend und eintretend, gewahrte er sein Weib, das eben auf die Hausthürschwelle getreten war und, die flache Hand über den Augen, nach ihm ausgesehen hatte; ihn gewahrend, verschwand sie sofort wieder und mit einer Hast, die leicht mißdeutet werden konnte. In Wahrheit eilte sie nur so hastig nach der Küche, um ihren Mann und Herrn auf das wohlbereitete Essen nicht lange warten zu lassen; auf Kroner's Stirn war nicht zu lesen, ob er dem fluchtartigen Verschwinden seines Weibes diese wohlmeinende Deutung gebe. Seine Aufmerksamkeit war in diesem Augenblicke auch getheilt. Denn sein Puls blieb wieder secundenlange stehen, im Herzen entstand das krampfhafte Zucken, das weniger Schmerz als Beängstigung erzeugte; erst als er nach manchem Stillehalten im Garten dem Pförtchen nächst dem Hofraume näher kam, endigte das krampfhafte Zucken mit dem Gefühle, als wär' eine schwere Last vom Herzen gefallen . . . Kroner hielt sich einen Augenblick am Pförtchen, holte aus tiefster Brust Athem, trat dann in den Hof, schritt weiter über die Schwelle des Hauses und stand in dem Momente in der großen Stube, als sich vor seinem geistigen Auge mit wundersamer Deutlichkeit die herzerquickende Scene vor dem ersten Hause in Kalchern wiederholte: — die Kinder sprangen herbei, faßten den

heimkehrenden Vater am Rocke, um die Kniee, und schrieen vor Vergnügen; selbst das kleine Hannchen, das die Mutter auf den Armen hielt, zappelte freudig mit den Beinchen und patschte in die Händchen; und deutlich, wie vor einer Stunde, ertönte die Kindertrompete, die der Krauskopf Friederle erhalten . . . Frau Kroner trat eben aus der Küche mit einem Teller, den sie nach dem Tische tragen wollte, sagte: „Bist zurück?“ — schrak aber derart zusammen, daß ihr der Teller entfiel und in hundert Stücke splitterte; denn ihr Mann wankte hin und her wie eine Eiche, die am Stamme abgesägt worden — mit einem dumpfen Laut zuckte er dann einmal auf, griff nach der Stelle des Herzens — und sank jählings mit schwerem Falle zu Boden . . .

III.

Als Kroner aus einem tiefen, dumpfen Schlafe, der einer Ohnmacht gefolgt war, erwachte, fand er sich zu Bette und allein; er konnte sich nur allmälig an das erinnern, was bis zum Eintritte der Ohnmacht vorgekommen — und seltsamerweise war das Erste, was er vernahm, der Ton der Kindertrompete, der ihm bis zu dem Augenblicke im Ohr geklungen hatte, da er in Ohnmacht fiel . . .

Die lautlose Stille rings umher nöthigte ihm ein bitteres Lächeln ab.

Bei der Heimkehr von Niemand begrüßt, von Allen furchtsam gemieden, lag er jetzt da wie ein Abgeschiedener, von dem selbst die Allernächsten behende und ohne Leid sich abgewendet haben.

„Wie bin ich zu Bett gekommen?“ fragte er sich mit der flachen Hand über die Stirn fahrend.

Er wußte sich keine Antwort zu geben. Nur dunkel glaubte er sich jetzt zu erinnern, wie sein Weib aus der Küche tritt, einen Teller in den Händen hält und leise Etwas redet . . . Doch konnte dies ihm eben auch im Traume vorgekommen sein, so unbestimmt und ohne alle Fortsetzung blieb die flüchtige Erinnerung . . . In der Gegend des Herzens tastend, fand er, daß der Pulsschlag wieder ruhig und natürlich ging; auch glaubte er sich wieder wohl zu fühlen bis auf eine gewisse Ermattung in den Gliedern.

Er legte den Kopf zurück und sah nach der Decke der Kammer — „Niemand hier,“ sagte er leise und dumpf, „Niemand in der Nähe —“ er schloß die Augenlider . . . Ein grimmig höhnisches Lächeln zuckte um die Winkel seines Mundes, als er sich jetzt den Fall ausmalte, daß man seine Ohnmacht für den Tod gehalten und nach allen Seiten auseinandergestoben sei, um die „Erlösungsneuigkeit“ zu verbreiten . . . Sein Lächeln wurde milder, fast schmerzlich, als er die Glocke der fernen Kirche läuten hörte und nicht zu irren vermeinte, man läute ihm die Sterbeglocke . . . „Also richtig,“ dachte er, „man glaubt mich los zu sein!“ Er hörte einige Augenblicke den Glockentönen zu und ein tiefes Schaudern durchbebte sein Herz. „So liegt man da,“ sprach es in ihm, „auf ewig machtlos und abgethan, und die Glocke verkündigt es weiter in frommer Geschwätzigkeit — wenn es einmal aus und Amen ist; aber noch ist's so weit nicht mit mir! Noch bin ich da! Noch will ich Euch zeigen,“ rief er, mit aller Anstrengung versuchend,

sich aufzurichten; allein die Natur war stärker als sein Wille, er fiel kraftlos in das Kissen zurück. „Gemach,“ sagte er grimmig lächelnd, „noch nicht abgethan — aber noch nicht, wie ich möchte . . . Vier Wochen noch — Geduld! . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Thür der großen Stube geöffnet, halb unterdrückte Stimmen sprachen durcheinander, darunter eine Stimme, die dringlich, bittend, ermahnend, herzbewegend sprach. Es war die Stimme der Mutter Kroner. Diese hatte, nachdem der Mann aus seiner Ohnmacht erwacht und in einen erwünschten Schlaf verfallen war, die Kinder zusammengeholt und sie eben in die Stube geführt, um sie an das Bett des Vaters zu geleiten. Ihren eindringlichen, rührenden Worten gelang es, die Furcht der Kleinen zu mäßigen und in Theilnahme für den leidenden Vater zu verwandeln. „Da kommt — da tretet her!“ sagte sie, immer mit halbunterdrückter Stimme. „Wenn ich öffne, geht in die Kammer, vor das Bett des Vaters, kniet hin, faltet die Hände und dankt Gott für die Rettung (wie ich's Euch vorgesagt)! So — und jetzt stille voran! Hinein!“ Und einige Augenblicke später knieten die Kleinen vor dem Bette, sprachen ein paar Worte als Gebet, während die Aelteren vorgeneigt mit etwas scheuen, aber theilnehmenden Blicken den scheinbar schlafenden Vater betrachteten.

Ein Behagen, wie er es nie zuvor gefühlt, durchbebte Kroner's Gemüth, er hütete sich, auch nur mit den Wimpern zu zucken, um die Nähe der Lieben nicht zu stören, womöglich noch eine sanfte Weisung seiner Frau, ein kindliches Wort der Kleinen oder eine theilnehmende Aeußerung der Erwachsenen zu hören; allein eine unliebsame Störung kam von außen. In der großen Stube erschollen Schritte, ein Besuch war eingetreten, der wenig Rücksicht zu nehmen schien; eine rauhe, männliche Stimme rief: „Niemand da?“ Es war der zunächst wohnende Landdoctor, den Frau Kroner in ihrer Herzensangst hatte rufen lassen. Er kam ihr im Augenblicke nicht gelegen; sie erinnerte sich der Abneigung ihres Mannes gegen die nächstwohnenden Aerzte und beeilte sich vor Allem, mit den Kindern geräuschlos nach der Stube zurückzukehren und die Thür hinter sich zu schließen. Der Doctor begann sogleich ein gewöhnliches Vorverhör mit Frau Kroner und begehrte dann den Patienten zu sehen. Es war vergeblich, ihn durch die Andeutung zurückzuhalten, daß Kroner eben schlafe; die Kammerthür ward rasch geöffnet und der Doctor stand vor dem Bette des Patienten, der ihn mit offenen und keineswegs hilfesuchenden Augen empfing. Nur die Rücksicht, den ärztlichen Besuch alsbald wieder los zu werden, schien den Kroner zu bewegen, überhaupt eine Auskunft zu geben.

„Müde — genug!“ lautete bald der Bescheid des Patienten, der mit einem Winke, daß er allein sein wolle, alle weiteren Fragen abschnitt. Der Doctor kannte seinen Mann, verließ die Kammer, schrieb ein Recept und entfernte sich mit dem Bemerken: „Es werde sich geben — bis morgen — übermorgen . . .“

Frau Kroner fand viel Trost in diesen Worten; ihr Mann aber, der diese Aeußerung auch vernommen hatte, lächelte bitter: „Prophezeihe nur immerhin; das Ziel steht etwas weiter; — unfehlbar — binnen vier Wochen ist Alles zu Ende! . . .“ Er schloß die Augen, um sich die

vorige Scene mit den Kindern zurückzurufen, und als er nach einer Weile sein Weib wieder in die Kammer kommen hörte, sagte er:

„Sanne!“ *

„Hier bin ich!“ erwiderte sie nähertretend.

„Sanne — der Mann darf mir nicht mehr in's Haus; schick' morgen in aller Frühe, es sei vorbei, ich sei aus dem Bette!“

Susanne wollte Bedenken äußern, wagte es aber nicht, da sie Kroner aufzuregen fürchtete; sie nickte daher nur bedenklich und er fuhr fort:

„Noch Eines — was hat das Glockenläuten vorhin bedeutet?“

„Der alt' Kronaug' ist versehen worden!“

„So? Nun, es ist Zeit für ihn; 80 Jahr' — da kennt man die Welt in- und auswendig! . . .“

Susanne wollte die Kammer wieder verlassen, Kroner rief sie aber zurück und sagte, als sie vor dem Bette stand, leise und geheimnißvoll:

„Und noch Eins — höre . . .“ Susanne mußte das Ohr ganz nahe halten, um zu verstehen, was Kroner leicht erröthend sagte; — sie zuckte auf, ihr Auge glänzte im hellsten Freudenschimmer, als sie Kroner's Worte vernommen. — „Darf ich?“ — fragte sie, vor seliger Ueberraschung fast verwirrt. Er nickte, reichte ihr die Hand und sagte nur: „Gleich! Nur gleich!“ Und Frau Kroner eilte mit einer Behendigkeit nach der Stube und aus dem Hause, als gelte es ein Werk zu vollführen, an dem Seel' und Seligkeit hänge . . . Nach einer halben Stunde kehrte sie mit einem Packete zurück, über das sie bedachtsam die Schürze geworfen; und in weniger als einer halben Stunde hatte sie ein Wunder gewirkt, das man in Kroner's Hause nicht für möglich gehalten . . . Die Kinder sprangen wie toll vor Freude in der Stube herum, Jahrmarktsgeschenke in den Händen, darunter eine hellfarbige Kindertrompete mit Seidenschnur und Quaste, welche der Peterle erhalten. Frau Kroner hatte die Geschenke mit dem Bedeuten vertheilt, daß sie der Vater aus der Stadt mit heimgebracht und im Rocke verborgen gehalten. Nur mit Mühe konnten die Kleinen zurückgehalten werden, dem Vater ihren Jubel und Dank vor dem Bette darzubringen . . .

Anderen Morgens war Kroner wieder außer Bette. Seine Haltung war aufrecht, seine Miene ernst und etwas abgespannt; er schien glauben machen zu wollen, daß Alles noch sei, wie es gewesen. Nur wenn eines und das andere der Kinder kam, sein Spielzeug vorwies, insbesondere wenn Peterle mit Wangen zum Platzen und glühenden Augen ihm auf der Trompete was vorblies, zog ein Schimmer innerer Erquickung über seine Stirne, er nickte, legte die Hand auf den Scheitel des Knaben und sagte: „Brav ist's, — recht ist's! . . .“

Gegen Abend hatte Kroner im Hofe nachgesehen und einen Gang über das nächste Feld gemacht, dann ruhte er am kleinen Ecktische, wo er zu bestimmten Stunden immer zu sehen war.

Bärbel ging ab und zu; sie hatte vom Jahrmarkte nichts bekommen. Kroner beobachtete sie, hütete sich aber sorgfältig, dies errathen zu lassen. Ein schwermüthiger Zug in dem schönen Gesichte der schönen Tochter war

* Susanne.

unverkennbar; Kroner wußte wohl, woher er stamme, hatte er doch selbst den Anlaß dazu gegeben, als er rundweg andeutete, daß der Wolfgang Reiner sich seine Tochter aus dem Kopfe schlagen möge! Kroner dachte lange nach und legte den Kopf in die Hand; sein Weib kam, um zu fragen, was er zu essen wünsche; er sagte nur: „Komm'!" stand auf und ging durch die Kammer nach dem Familienstübchen. Sein Weib folgte ihm in großer Spannung. Im Stübchen ließ er sich auf einen Stuhl nieder und winkte dem Weibe, ebenfalls Platz zu nehmen. Er fragte, wie sich Bärbel in die Sache mit Wolfgang Reiner finde? Das Herz der Mutter war versucht, mit großer Wärme, ja Heftigkeit für die Liebe der Tochter zu sprechen, wagte es aber nur mit Vorsicht und herzbewegendem Tone zu sagen: „Es bringt ihr noch den Tod!" — Kroner stand heftig auf. „Den Tod?" rief er. Sein Kopf senkte sich etwas und mit milder Stimme fuhr er fort:

„Sanne! . . ."

Diese mußte den Kopf wieder ganz nahe vorneigen, damit er ihr was in's Ohr sagen könne — und wieder zuckte sie auf und sah den Mann mit hellglänzenden Augen fragend an, ob sie denn recht verstanden habe? Er nickte und wiederholte einige Worte. „Nur Alles in der Stille!" bemerkte er noch, als sein Weib bereits nach der Thür eilte, um eine Botschaft zu überbringen, die geeignet war, einige Menschen glückselig zu machen. Mit der Stille der Abmachung hatte es seine Richtigkeit, aber ein entzücktes Herz, das außer sich geräth, hat seine eigene Art, sich bemerkbar zu machen — und so stürzte schon nach wenigen Minuten, da Kroner vor das Haus trat, seine Tochter Bärbel ihm an's Herz und schlang unter seligem Schluchzen ihm die Arme um den Hals . . . Eine Stunde später wirkte eine Botschaft auch im Hause Reiner ihre Wunder; der Haß in Reiner und seinem Weibe, der sich auf dem Jahrmarkte gegen Kroner so grimmig verrathen, wich um des braven Sohnes willen einer dankbaren Neigung und Wolfgang verfiel aus seiner schwer verhehlten Trauer in ein tiefes, sprachloses Entzücken, das erst Worte fand beim nächsten traulichen Zusammentreffen mit Bärbel Kroner . . .

IV.

Am nächsten und nächstfolgenden Tage erschien Kroner wieder ganz in der Art und Weise, wie man ihn sonst zu sehen gewohnt war; aufrecht, strenge in Blick und Wort, war er viel im Freien, im Orte selbst zu sehen, als wäre ihm vor Allem daran gelegen, die bunten Gerüchte zu beseitigen, welche sich über seinen Unfall und bedenklichen Gesundheitszustand verbreitet hatten.

Der Bachmann, welcher zuerst und mit einer schwunghaften Schadenfreude Kroner's Tod verbreitet hatte, war nicht wenig betroffen, als er den gewaltigen Mann, seinen Oberrichter und Gläubiger zugleich, unvermuthet vor sich stehen sah und sagen hörte:

„Nachbar, wir seh'n uns doch morgen? Nur der Zahltag des Herrn ist unbestimmt!"

Damit ging er vorüber, ehe der Nachbar sich zu einer Antwort ermannt hatte.

Aehnlich erging es noch Anderen, die ihren lang unterdrückten Groll und Haß bei der Nachricht, daß Kroner im Sterben liege, nicht zu bändigen vermochten; denn Kroner war, wie alle Mächtigen der Erde, mit freiwilligen Zuträgern reichlich versehen, daher auch von Allem wohl unterrichtet.

Mit einem unbehaglichen Gefühle sah auch der Moorhans den Kroner an seiner ärmlichen Hütte vorüberkommen. Er war sein Schuldner und hatte bei der Nachricht von Kroner's Tode auch heimlich gedacht: „Verzeih' mir's Gott! — aber der Welt wär' um Vieles leichter, wenn der Mann seines Weges ging'!" Aber gesagt hatte er dies beileibe Niemandem, selbst seinem Weibe nicht! Der Kroner aber konnte so etwas vielleicht jetzt ahnen — sich einbilden — da er so ernst und stirndräuend daherkam; Moorhans stieß sein Grabscheit in eine Erdschichte, beugte sich grüßend vor Kroner und war vor Freude fast betroffen, als dieser milder als je den Gruß erwiderte und sagte:

„Ich habe Euern Restbetrag gestrichen, Moorhans; braucht Euch also keine Sorgen zu machen. Ich hör', Ihr habt zwei Knaben in die Welt zu schicken — betrachtet Euere Schuld als meinen Beitrag — und sagt Euerm Weibe auch meinen Gruß!"

Die milde Art, mit der dies gesagt wurde, trug viel dazu bei, daß die Großmuth, die Kroner an dem armen Moorgräber übte, außerordentlichen Eindruck machte und am selben Tage noch die weiteste Verbreitung fand; doch ahnte Niemand den Grund und Anlaß dieser Großmuth, die im Leben Kroner's einzig dastand und es vor der Hand auch bleiben sollte . . .

Die eisenfeste Gesundheit Kroner's wurde bald von Niemand mehr bezweifelt; sein Ansehen, der Respect, die Furcht vor ihm bestanden in neuer Kraft; man fand sich allseits d'rein, die Macht und Härte des Mannes bis in das späteste Alter zu ertragen. So wollte es Kroner haben; daran sollte nichts geändert werden, wenigstens vor der Hand nicht . . . Seine nächste Sorge und Wandlung betraf sein Haus; hier sollte der kurze Rest seines Lebens Licht und Wärme erhalten, so voll und erquickend, als es noch zu erzielen war . . .

Der älteste Sohn und Nachfolger in Haus und Hof hatte bisher kein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit erhalten. Er wagte es nicht, sich darüber zu äußern und auch die Mutter wußte nicht Rath, wie da zu helfen sein möchte. Da fuhr eines Tages der Sohn auf das Feld und Kroner schloß sich an und gab ihm das Geleite. Als sie über das Nächste und Alltägliche geredet hatten, fragte Kroner, ob der Sohn Näheres wisse über den Unfall im Hause Rubrechts, wo ein Knäblein unter's Wagenrad gerathen? Der Sohn erröthete leicht und erzählte mit einiger Behendigkeit, wie Alles noch glimpflich abgelaufen und der Knabe bereits wieder hergestellt sei. „Von wem hast Du Nachricht?" fragte Kroner und schien zu lächeln. Der Sohn berief sich auf das Zeugniß der Schwester des Knaben, die er letzten Sonntag auf dem Kirchenwege gesprochen. „Die ihrer Mutter so ähnlich sieht?" fragte Kroner wie nebenher. Der Sohn bejahte dies und wurde sichtbar verlegen, als Kroner fortfuhr: „Ein hübsches Kind — ein wackeres Haus; — und daß ich frag': ist's richtig, daß die Tochter schon versagt ist?"

Der Sohn fiel rasch ein: „Nicht die Anne-Marie — ihre Schwester soll den Lohner heiraten!“

„So wär' die Schönst' und Bravste noch frei? — Eine Schwiegertochter, die jedem Haus zu Zier und Nutzen gereichen müßte!“

Er streifte mit einem Blicke die erröthende Wange des Sohnes und wendete sich links, um nach der „Hänge“ zu gehen, während der Sohn rechts einlenkte an derselben Stelle, wo er vor einigen Tagen dem aus der Stadt heimkehrenden Vater so auffallend ausgewichen war . . . Welch' ein Wunder hatten einige Worte plötzlich gewirkt! Der tiefe Ingrimm, welcher den Sohn damals bewog, einer Begegnung des Vaters zu entfliehen, war mit Einem Male dem hellsten Entzücken, der schrankenlosesten Hoffnung gewichen; dieselbe Anne-Marie, an die der Sohn nur verstohlen, mit Schmerz und Schrecken zu denken gewagt — war jetzt die warm Belobte, die jedem Hause als Zier empfohlene Schwiegertochter! War diese Aufmunterung deutlich? War sie mißzuverstehen? Urban — so hieß der junge Kroner — hieb auch jetzt auf die Pferde ein, um sie rascher feldein zu treiben, aber in welch' anderer Stimmung! Mit welch' anderen Hoffnungen und Plänen, als vor einigen Tagen auf der Flucht vor dem unhold-gewaltigen Vater! . . . Aber die Milde, mit welcher Kroner soeben seinen Sohn beglückt, warf auch einen Schimmer von Glück auf sein eigenes, so lange verdüstertes Gemüth zurück; die Mutter Anne-Mariens war jene Auserwählte gewesen, die ihm zu langer und großer Pein einst abwendig gemacht worden; in wundersamer Stimmung gedachte er der Zeit, wo er ihr Herz gewonnen zu haben glaubte — und gleich darauf des Falles, daß ihm der Sohn das Ebenbild der so schmerzlich Verlorenen nun in's Haus führen sollte — gerade noch zurecht, bevor sich unerbittlich sein Auge schließen, sein Herz aller Leiden und Freuden dieses wunderlichen Daseins unfehlbar und für immer entschlagen würde . . .

Als zwei Tage später der Brunner in Kroner's Hause vorsprach, um, wie er seit Jahren pflegte, heimlich Bericht zu erstatten über die Stimmung und die Reden der Leute, traute er seinen Augen kaum, da er den Kroner im Kreise seiner Frau und Kinder sitzen sah, vergnügt, gesprächig und bemüht, die Kleinen durch Kunststücke zu unterhalten, in denen er sich einst, zurückgezogen wegen des Zerwürfnisses mit Vater und Brüdern, zum Zeitvertreibe geübt hatte. Brunner blieb an der Thüre stehen, um sich zu überzeugen, ob er heute, wie sonst, willkommen sei oder sich wieder zurückziehen solle? Aber Kroner, der sonst beim Eintritte Brunner's barsch Alles aus der großen Stube gewiesen hatte, winkte dem Vertrauten freundlich zu, sich im Kreise der Seinigen niederzulassen und vollendete zum größten Erstaunen und Entzücken der Kleinen das Kunststück mit der Silbermünze, die aus einem wohlverhüllten Glase mittelst eines Wunderspruches in seine Hand gezaubert wurde. „So — und morgen Etwas, das noch viel wunderbarer ist und Sandkugeln in Haselnüsse verwandelt!“ Das jüngste Kind stellte sich auf den Schenkel des Vaters und suchte schmeichelnd das Kinn desselben zu erreichen, indem es bat, das Kunststück schon heute zu machen; allein die Mutter war bereits zur Hand, um das Kind zu sich zu nehmen und auch die Uebrigen zu ermahnen, den Vater nicht länger zu stören und das Wunder morgen zu erwarten. Kroner folgte mit freundlichem Blicke den Kindern,

die sich folgsam aus der Stube zurückzogen, und wendete sich dann zu Brunner (in der Gegend wegen seines Verhältnisses zu Kroner „der Hof-Brunner“ genannt), um die Mittheilungen desselben anzuhören . . . Sie betrafen heute einen Umstand, der seit wenigen Tagen besonders auffiel . . . Es wagten jetzt Leute aufzutreten, welche zu Gunsten Kroner's sprachen und ihn unumwunden als einen Mann hinstellten, wie er der Gegend in jeder Weise noththue; zwei Hofbesitzer, die einst zu den erbittertsten Gegnern Kroner's gehörten, waren jetzt die wärmsten Lobredner seines Lebens. Sie hoben namentlich hervor, daß die Menschen eine feste, kräftige Hand spüren müßten, wenn sie Vernunft annehmen sollen, besonders in Gemeinde- und öffentlichen Angelegenheiten; sie sagten Allen, die ihnen ihre Beschwerden vorbrachten, daß es keinen Menschen gebe, der alle Wünsche erfüllen, allen Uebeln, besonders den selbstverschuldeten, abhelfen könne; sie vertheidigten sogar die schroffe Art Kroner's in seinem amtlichen Wirken, wie in seinem sonstigen Benehmen. „Wer sich nicht rührt und wehrt, den fressen die Mäuse!“ hatte Brunner den einen Vertheidiger gestern noch rufen hören. Freilich mußte er gleich in recht verständlicher Weise vernehmen, daß Kroner, wo es ihm passe, recht gut Mittel und Wege finde, sich Freunde und Herausstreicher zu verschaffen, und die so Gewonnenen hätten dann leicht gut reden und loben! . . .

Kroner war aufgestanden und ging mit großen Schritten auf und ab; er hörte nur noch halb, was der „Hof-Brunner“ von der, namentlich bei ärmeren Leuten überhandnehmenden besseren Stimmung für Kroner des Breiteren erzählte.

„Nächstens wieder davon,“ sagte er halb in Gedanken, „für jetzt genug!“

Brunner, der sich ebenfalls erhoben hatte, verstand und befolgte diesen Wink, indem er sich unverweilt empfahl und entfernte . . .

„Gut — gut; — am besten wird der das Wort für mich führen, der selbst nicht sprechen kann — der Tod, der Tod!“ sagte, noch immer auf- und abgehend, Kroner in Gedanken. „Er wird da sein über Nacht — in jener Nacht . . . D'rum sei Alles vorbedacht und gethan für Die, welche bleiben . . . Das Fest der Kinder sei gleich das Abschiedsfest des — unfehlbar scheidenden Vaters! . . .“

V.

Hatte es schon Verwunderung erregt, daß Kroner in die Herzenswahl seiner Tochter gewilligt, so machte es geradezu Aufsehen, daß Kroner seinem ältesten Sohne erlaubte, um die Hand der Anne-Marie anzuhalten. Aber als wäre es darauf abgesehen, das Staunen der Leute nicht mehr zu Athem kommen zu lassen, verbreitete sich die Nachricht, daß Kroner beschlossen habe, die Verlobung beider Paare schon binnen drei Tagen und die gemeinsame Hochzeit vierzehn Tage später vollziehen zu lassen. Die baldige Heirat der Bärbel konnte noch verstanden werden, da Letztere das Elternhaus verließ und in ein anderes Heim übersiedelte; aber die Heirat des ältesten Sohnes, des Erbnachfolgers, war Jedermann ein Räthsel, da nach der Landessitte der Erbnachfolger erst ein Weib zu nehmen pflegte, wenn er

Haus und Hof wirklich antrat. Sollte Kroner, der noch in vollkräftigem Alter stand, dessen Gesundheit Allen wieder unerschütterlich schien, der noch eine Anzahl unerwachsener Kinder zu versorgen hatte, jetzt oder in allernächster Zeit Haus und Hof zu übergeben und auf ein gut Theil seines Ansehens zu verzichten entschlossen sein? So fragte man sich, so besprach man's mit Anderen; und selbst Frau Kroner — so erfreut sie über das Glück ihres Sohnes war — konnte nicht umhin, von dem Manne zu erforschen, warum er die übereilige Verlobung und Heirat Urban's für nöthig halte? Er ergriff ihre Hand, drückte sie flüchtig und sagte nur halblaut: „Nichts mehr davon; Du wirst erfahren und wirst finden, daß es gut ist so!" — Und Frau Kroner that, wie sie gewohnt war, fragte nichts mehr, suchte sich an dem Glücke des Sohnes ungetrübt zu freuen und konnte nur über die Art und Weise nicht in's Reine kommen, wie ihr Mann fortan erschien und sich benahm . . .

Hatte Kroner amtlich mit Parteien zu thun oder ging er über Feld und wurde aus der Nähe oder Ferne gesehen, so schien in seinem Wesen keine Veränderung eingetreten. Seine Entscheidungen fielen so rasch und straff wie früher aus, nur war der Ton, in dem er sie sprach, erkenntlich milder und nicht mehr verletzend; insbesondere Leute, die er früher, wo er nur konnte, grausam faßte und niederhielt, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie ihm gar zu gerne Widerpart bieten möchten, behandelte er jetzt entgegenkommend, ja gewinnend. Befand sich Kroner im Kreise der Seinen, so war, wie man aus seinen Worten und Mienen ersah, sein ganzes Wesen von „Licht und Wärme" erfüllt; seine Zunge war gelöst; ein Humor, der die Kinder entzückte, brach durch die düstere Art seines früheren Wesens; an kleinen Kunststücken erwies er sich unerschöpflich. Doch kaum hatte sich der enge Familienkreis aufgelöst, so senkte sich ein merklicher Schatten über seine Stirn und ein Trübsinn, der sich zu düsterster Schwermuth verdichtete, veränderte ihn ganz und gar. Er zog sich in das Extrastübchen zurück und verweilte da, den Kopf in die Hand gelegt, oft stundenlang, bis er gestört oder gerufen wurde . . . Daß diese Schwermuth zu Zeiten auch in wilde Aufregung, ja offene Wuth ausartete, erfuhr sein gutes Weib mit großem Schrecken, als sie einmal zu melden kam, daß zwei Parteien erschienen seien, um in einer Familiensache einen Streit zu schlichten. Kroner hatte eben einen dicken Strich unter einen Tag im Kalender gezogen, dann das Buch zugeworfen, mit der Faust darauf geschlagen und war mit dem Zornrufe aufgestanden: „Ein Hund, ein Pferd soll Leben haben und ich unfehlbar verloren sein? . . ." Er hatte von König Lear nie etwas vernommen, aber seine Stimmung machte es erklärlich, daß er angesichts seines unerbittlichen Schicksals einen ähnlichen Ausruf that. In diesem Augenblicke sah Frau Kroner zur Thür herein, um ihre Meldung zu machen — zog sich aber erschrocken sogleich wieder zurück. Kroner hatte die Hand gegen das Herz gedrückt, in dem sich ein krampfhaftes Zucken gemeldet, das Erscheinen seines Weibes brachte ihm schnell die gewohnte Fassung zurück, er rief in mildem Tone: „Sanne!" und fragte, als diese hereintrat: „Was bringst Du?" Frau Kroner berichtete, was sie zu melden hatte und ihr Mann sagte: „Gut, gut — ich komme!" Als sie aber nicht gleich ging und besorgt aufsah

mit der Frage: „Was ist Dir, Günther?", legte er ihr die Hand auf die Schulter und sagte milde: „Nichts — es ist vorüber — melde mich, melde!..."

Aehnlich — nur in bestimmterer und verständlicherer Weise — brach ein Zornanfall einige Tage später hervor, als Kroner zur Zeit des Sonnenunterganges eine Wanderung um die Felder machte, anfangs begleitet von seinem Weibe und den jüngeren Kindern, später allein und von einer eigenartigen Stimmung heimgesucht ... Auf dem sogenannten Hochacker blieb er stehen und blickte nach dem Grenzgebirge hin, der scheidenden Sonne nach. Die ganze weite Umgegend lag in Ruhe und Frieden da; von Allem, was die Menschen einzeln und in ihrem Zusammenleben heimsucht, war nichts zu merken, die Sonne vergoldete die Fenster der Reichen mit gleicher Freundlichkeit, wie die Fenster der Armen. In dem ganzen Umkreise, durfte sich Kroner sagen, bist Du der erste, der angesehenste Mann — aber der von der Hand des Schicksals am schwersten Gefaßte! Nur wenige Tage noch — und Alles, was Dich gefürchtet, beneidet macht, wird Dir abgenommen, wie man einem in der Schlacht verwundeten Reiter Rüstung und Waffen abnimmt und ihn hinlegt zu den Opfern einer gemeinsamen Grube ... Und die Dich fürchten und beneiden, bleiben zurück, behaupten das Feld, führen das letzte Wort! ... Sein Auge ruhte auf der Hütte des armen Moorgräbers, von dessen kleinen Fenstern ebenfalls ein röthlich-goldener Sonnenstrahl herüberflammte. „Auch er bleibt — auch ihm bin ich bald nur ein wehrloser Mann, über den er zu Gericht sitzt und Urtheil spricht! ..." Ein jäher Gemüthsaufruhr stürmte empor und drohte ihn zu wilden Aeußerungen fortzureißen; allein ein bedenkliches Zucken des Herzens brachte ihn wieder zu sich und er sagte nur, indem er die Hand gegen die Brust drückte: „Zur Ruh', zur Ruh'; soll ich selbst verschulden, daß es um Tage früher zu Ende geht zur Freude meiner Feinde und Neider? ..." Er kehrte mit großen Schritten 'in sein Haus zurück und mit dem festen Entschlusse, der Welt die kurzbemessene Zeit seines Lebens hindurch noch den ganzen Mann zu zeigen und durch die Vorbereitungen zur Doppelverlobung und Hochzeit seinen düsteren Gedanken so viel als möglich vorzubeugen ... Der im Kalender dick unterstrichene Tag war für die Doppelhochzeit bestimmt — es war genau berechnet, der letzte Tag, den er nach Aussage des Arztes noch zu leben hatte; Kroner hatte alle Gründe erwogen, welche an seinem Ende keinen Zweifel aufkommen ließen: neben der Aussage des Arztes die jetzt öfters bemerkbaren Zuckungen des Herzens; die Aufregungen, welche ein in der Gegend noch nie erlebtes Ereigniß einer Doppelhochzeit hervorbringen mußten; der voraussichtlich übermäßige Genuß geistiger Getränke und die Nothwendigkeit, als Braut- und Bräutigamsvater auch an Ehrentänzen sich zu betheiligen! ... Von der diesem Tage folgenden Nacht bis zum nächsten Morgen — unfehlbar — mußte es mit seinem Erdendasein zu Ende gehen — und darauf ohne Widerstand bereit zu sein, war Alles, was Kroner noch zu thun in der Lage war ...

VI.

Von diesem Tage an schien die Zeit Flügel zu haben. Pfeilschnell kamen und schwanden die Stunden, Tage waren vorüber, bevor man sich's

recht versah, besonders im Hause Kroner's, wo die Vorbereitungen zur Doppelhochzeit im vollsten Zuge waren. So schloß die erste Woche ab und die zweite war ihrem Ende nahe; der Hochzeitstag rückte heran — und Kroner's letzter Lebenstag sollte mit der nächsten Morgensonne heraufziehen.

Es war der 27. Mai.

Der erste Hahnenruf, der den Morgen dieses Tages ankündigte, wurde zum Signal für eine Reihe von festlichen Schüssen, die oberhalb des Kronerhofes begannen und von Höhe zu Höhe sich weiter pflanzten als Herolde des großen, vielbesprochenen Ereignisses. Schneller als sonst waren die Lager verlassen, die Arbeiten der Knechte und Mägde verrichtet; Groß und Klein, Freund und Feind wollte nicht versäumen, an dem Ereignisse theilzunehmen, sei es im Festzuge, in der Kirche, als Schütze mit Gewehr oder Pistole oder auch nur als Zuschauer auf Wegen, die von den zwei Hochzeitszügen benützt wurden.

Gegen zehn Uhr ging eine Festkanonade los, wie sie in der Gegend noch nicht vernommen worden war; von der Musik, die den Hochzeitszügen voranging, war nur in flüchtigen Zwischenpausen zu hören; erst als die beiden Züge an einem bestimmten Punkte sich vereinigt hatten und der von außen freundlich geschmückten Kirche sich näherten, führte die heitere Musik allein das Wort, da das Schießen pausiren mußte; der Gesammtchor der Kirchenglocken machte endlich die Musik ganz verstummen bis zum Momente der vollzogenen Doppeltrauung, wo ein Pistolenschuß das Zeichen gab zu unbeschränkter Bethätigung der Freude, des Festlärms . . .

Der Zug kam aus der Kirche: Voran das Brautpaar Urban und Anne-Marie mit dem üblichen Ehrenprunk und Geleite, dann das Brautpaar Wolfgang Reiner und Bärbel mit ihrer festlich geschmückten Begleitung. Zwischen beiden Zügen ging Kroner und sein Weib, hinter ihm der alte Reiner und seine Ehehälfte . . . Kroner schritt fest und aufrecht dahin, der Ernst seiner unbeweglichen Miene wurde nicht näher geprüft, er verstand sich an einem so bedeutsamen Tage von selbst, und auch der unverkennbare Zug von Schwermuth in den Blicken Kroner's fiel Niemand auf . . .

Unweit des Kronerhofes, auf einer frischgemähten Wiese, fand das Festlaufen der jüngeren Hochzeitsgäste statt; es endete mit dem Siege eines hübschen, schlanken Bruders der Braut Anne-Marie. Der Sieger mußte ein mit Bändern und Kränzen geschmücktes Pferd besteigen und unter den Klängen heiterer Musik an der Spitze des Hochzeitszuges im Kronerhofe einziehen, wo auf ausdrückliches Verlangen Kroner's die Doppelhochzeit gefeiert werden sollte.

Das Festmal war von niegesehener Ueppigkeit; dreimal wechselten die Tafelgäste, indem die Gesättigten aufstanden und ihren nächsten Verwandten Platz machten. Die Sprüche, die während des Males vorgebracht, die Räthsel, die aufgegeben, die Scherze, die ausgeführt wurden, versetzten die Hochzeitsgäste und Zuschauer in die beste Stimmung, die durch die unerschöpflichen Vorräthe trefflicher Getränke noch immer gesteigert wurde.

Dem Festmale folgten die üblichen Hochzeitstänze und hierauf der allgemeine Freitanz in zwei weitläufigen Festräumen des ausgedehnten

Gebäudes . . . Kroner hatte mit großer Ruhe und Würde den Vorsitz bei Tische geführt und mit aufmerksamem Blicke überwacht, daß alle Anordnungen verläßlich ausgeführt wurden. Er selbst genoß von den Speisen wenig, sprach dagegen den Getränken umso kräftiger zu. Als er drei Male am Hochzeitstanze den üblichen Antheil genommen hatte und nachher in mächtigen Zügen aus dem ihm vorgesetzten Steinkruge trank, fühlte er das verhängnißvolle Zucken im Herzen und ein schwermüthiges Lächeln spielte um seine Lippen. „Nur so lange noch,“ dachte er, „bis der letzte Gast geschieden ist; ich möchte das schöne Fest meiner Kinder nicht stören!“ Er trank wieder und mächtiger als zuvor, als wolle er die aufwogende Bewegung seines Gemüthes gewaltsam niederzwängen. Es gelang ihm auch oder schien ihm zu gelingen, da er rechts und links in die Gespräche lebhaft eingriff und der Bedrängniß seines Herzens weniger Aufmerksamkeit schenkte . . .

Gegen Mitternacht mochte es sein, als er in einem Momente, wo es weniger auffiel, sich erhob, seinem in der Nähe sitzenden Weibe sagte: „Sieh' zu, daß Alles noch weiter in Ordnung gehe.“ Frau Kroner blickte fragend auf, er aber winkte nur, daß weiter kein Aufsehen gemacht werden möge — und ging hinaus — um nicht wieder zu kommen . . .

Es war eine milde, klare Mainacht, der Sternenhimmel in voller Pracht. Kroner schritt dem Garten zu und durch denselben weiter in's Freie. Bis auf eine Anhöhe, wo er stille hielt, folgten ihm die heiteren Klänge der Musik, die zur gewaltigen Bewegung seines Blutes und Herzens seltsam stimmten. Kroner sah zu den Sternen empor, die geheimnißvoll winkten und blinkten, senkte die Blicke auf die in dämmerndem Dunkel ruhende Gegend, zuletzt auf sein Haus, das, von Musik erklingend, nur Glückliche und Heitere barg. Er fühlte sich bereits losgelöst von der ihn umgebenden Welt, in der er bisher so große Bedeutung hatte, und näher der geheimnißvoll-unermeßlichen Welt, die aus der sternenflimmernden Höhe winkte. Nach dem Herzen, nach dem Kopfe jagte das Blut in wildem Drange und Kroner war seines nahen und jähen Endes gewiß. Ueberlegend, ob er gleich hier oder doch im Hause an einsamer Stelle den letzten Pulsschlag erwarten solle, gedachte er in einem heftigen Anfalle von Wehmuth der Seinigen, insbesondere der Kinder und war, bevor er es noch recht beschlossen hatte, auf dem Rückwege nach seinem Hause . . . Geräuschlos öffnete er das Gartenpförtchen, ging auf einem Umwege nach dem entlegensten Theile des Hauses, wo die Kinder zur Ruhe gebracht worden waren, und trat in die Kammer, wo sie trotz der Musik und des Hochzeitstumultes in ruhigem Schlummer lagen . . . Kroner trat leise von Einem zum Anderen, um, wenn Eines wach werden sollte, noch ein paar milde, väterliche Worte zu ihm zu sprechen — es erwachte aber keines . . . „Bei ihnen — unter ihnen — gehe es zu Ende,“ sagte Kroner, plötzlich seine Hände gegen das Herz drückend, „sei mir gnädig, Herr — unserer Sünden Erlöser! . . .“ Das Zucken seines Herzens hatte heftiger begonnen, er sank auf ein Bett neben dem Lager der Kinder und hatte im nächsten Augenblicke sein Bewußtsein verloren . . .

Der Nachtwächter hatte von elf Uhr an, getreu seiner Pflicht, die Stunden ausgerufen; gegen zwei Uhr zeigte er sich noch einmal vor dem Kronerhofe, um, wie es die Nacht wiederholt geschehen, noch einen Festtrunk

zu sich zu nehmen, dann rief er die zweite Stunde aus und zog sich nach dem letzten Hause des Ortes zurück, um selbst die Ruhe zu suchen. Da er den Schlaf lange nicht finden konnte, hörte er noch einzelne und ganze Gruppen von Hochzeitsgästen mit und ohne Musikbegleitung abziehen. Endlich schlief er ein — aber nur für kurze Zeit; denn in die letzten Geigentöne des Kronerhofes fielen die Klänge der Sterbeglocke und der Nachtwächter erhob sich wieder und horchte erschrocken-neugierig, ob es denn keine Täuschung sei? Wer war denn krank im Orte? Er wußte von Niemand. So schwer ihn der Schlaf noch eben überfallen hatte und festzuhalten suchte, trieb es ihn doch wieder vom Lager und in's Freie, um über den Trauerfall aufgeklärt zu werden. Vor das Haus tretend, vernahm er dumpfe Stimmen gegen den Kronerhof hin, Fenster und Thüren wurden aufgerissen, eilende Schritte wurden hörbar — Alles trieb und drängte gegen den Kronerhof . . .

„Wen kann das Unglück dort getroffen haben?“ fragte der Nachtwächter; aber es war Niemand in der Nähe, der Auskunft geben konnte, und so machte er sich selber auf, seine erschrockene Neugierde zu befriedigen. Er brauchte nicht weit zu gehen, um eine Nachricht zu hören, die ihn fast erstarren machte.

„Wie? Der Mann, der wie ein Eichbaum dastand und keine Stunde krank war?“ rief er.

„So ist's,“ erwiderte der Nachbar, „bis zwölf Uhr war er noch frisch und munter bei der Hochzeit; er will endlich zur Ruh' geh'n — ist noch in voller Kleidung — aus, Amen! — trifft ihn der Schlag — und er hat die Ruh', die er nicht gesucht hat — die ewige Ruh', die uns Gott so spät als möglich zukommen lassen möge! . . .“

VII.

Anderen Tages war die Gegend in der seltsamsten Bewegung. In die unerschöpflichen Berichte über die Festlichkeiten der Doppelhochzeit mischten sich die verwirrenden Nachrichten über den so unerwarteten Tod eines weit und breit bekannten und hochangesehenen Mannes. Diese Nachrichten widersprachen sich anfangs, indem erzählt wurde, daß der Tod bereits im Kronerhofe, nach Anderen auf dem Wege nach Hause eingetreten sei, bis endlich unzweifelhaft feststand, daß der Dahingeschiedene, der vom Morgen bis gegen Mitternacht an den Hochzeitsfeierlichkeiten in bester Stimmung theilgenommen, in dem Augenblicke, da er sich daheim zur Ruhe begeben wollte, zusammengebrochen und verschieden sei . . .

Die Trauerbotschaft hatte natürlich auch im Kronerhofe den tiefsten Eindruck gemacht. Hier war sie schon bekannt geworden, als noch nicht alle Hochzeitsgäste abgezogen waren. Die Musik verstummte sogleich und mancher Gast, der sich's noch lange behagen lassen wollte, schlich jetzt stille hinweg und nahm nach heller Lust und üppigstem Genusse ein unheimliches Grauen mit nach Hause . . .

Um neun Uhr Morgens sah Frau Kroner, auf den Zehen gehend, abermals nach, ob ihr Mann noch nicht erwacht sei. Sie hatte die Kinder schon früher in aller Stille aus der Kammer geholt, damit sie die Ruhe des Vaters nicht stören sollten.

Kroner lag noch regungslos und in vollem Anzuge auf dem Bette; sein Weib horchte nur aus einiger Entfernung nach seinem Athemzuge, um zu entnehmen, ob der Schlaf ruhig und gesund sei; sie glaubte ihren Mann ruhig athmen zu hören, trat in die Stube zurück und verbot Jedermann, die Kammer zu betreten, so lange Kroner ruhe; auch sollte demselben Niemand die Nachricht von dem Tode des Nachbars mittheilen, dies wollte sie selbst thun und zwar mit aller Vorsicht, da sie wußte, wie sehr ihr Mann gerade diesen Nachbar seines ruhigen und biederen Wesens halber stets besonders werth gehalten . . . Um zehn Uhr trat Frau Kroner wieder in die Kammer, um nach dem Manne zu sehen und fand ihn noch in derselben Ruhe und Lage wie früher; sie wäre über die starre, fast athemlose Ruhe vielleicht unruhig geworden, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß der rechte Arm, der früher über der Brust geruht hatte, jetzt aufwärts gezogen und so gewendet lag, daß die flache Hand über der Stirn ruhte; so ging sie denn abermals hinaus und beschloß, erst sehr spät wieder nachzusehen. Dies geschah gegen zwölf Uhr Mittags. Jetzt traf sie ihren Mann zwar immer noch regungslos und die Hand über die Stirn legend, aber die Augen waren offen und starr in die Luft gerichtet.

„Bist Du wach, hast Du ausgeruht?“ fragte Frau Kroner halblaut und nähertretend.

„Wo bin ich?“ erwiderte Kroner mit schwacher, schwerer Stimme, ohne sich zu bewegen.

„Wo sonst als daheim und in der Kammer, wo Dich Schlaf und Müdigkeit gestern hingeführt!“ sagte Frau Kroner laut und lächelnd.

„Nein! Nein! Nein!“ rief Kroner, die Augen ganz und verwirrt öffnend.

„Dann seh' Dich doch um,“ rief sein Weib mit heiterem Nachdrucke, „hier die Kinderbetten, das Muttergottesbild, Dein Wanderstock — —“

Kroner richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den Arm und legte den Kopf in die Hand.

„So wär' nicht Alles Traum? — Und auch Du bist wirklich?“ sagte er, „und auch Der wär' noch am Leben, den ich selbst — vor mir gesehen, erblaßt und erblichen — wie's vorhergesagt war?“

„Wen meinst Du?“ fragte Susanne etwas betroffen. „Vom Nachbar Dornhag war doch nichts vorhergesagt — und doch —“

„Was doch — was ist geschehen?“ fragte Kroner und erhob sich etwas mehr als früher.

„Steh' erst auf und sag', daß Du Schlimmes hören kannst —“ sagte Susanne ausweichend.

„Was ist geschehen?“ rief Kroner, erregt eine Mittheilung fordernd.

Sein Weib berichtete zögernd, was sie wußte, und redete dem starr und wortlos dasitzenden Manne dringlich zu, sich zu erheben und zu fassen . . .

Das war nun leicht und bald gesagt, aber Kroner fühlte sich wie an allen Gliedern gelähmt und mußte sich nach einem mißlungenen Versuche nochmals erheben, um aufrecht zu bleiben . . . Gesenkten Blickes und mit vorgeneigtem Kopfe dastehend, ließ er sich die Nachricht von dem Tode des Nachbars nochmals wiederholen; schweigend trat er dann in die Stube und ließ sich an dem großen Ecktische nieder, wo ihm erst spät alle Zweifel

benommen werden konnten, daß den Nachbar ein Schicksal betroffen habe, daß ihn selbst — unfehlbar — diese Nacht erreichen sollte . . .

Lange saß Kroner da, tief ergriffen, in schweren Gedanken . . . „Er dahin — und ich am Leben!“ sagte er vor sich hin und blickte halb betroffen um sich, ob Jemand seine Worte vernommen habe.

Es hatte sie Niemand vernommen und Kroner befühlte jetzt seine Pulse, die Gegend des Herzens — das Blut hatte seinen festen, regelrechten Gang — von all' den Aufregungen und von dem starken Genusse der Getränke hatte sich keine Folge eingestellt, als der etwas schwere Kopf und die bereits ganz behobene Beschwerung der Glieder . . .

Von dem, was in Kroner vorging, sollte Niemand etwas ahnen, daher er sein auffallendes Dahinsinnen endlich aufgab, den Hut ergriff und nach dem Hause des geschiedenen Nachbars ging . . .

Neben dem Verblichenen stehend und vor Theilnahme erblassend, blieb er lange stumm und unbeweglich, bis ihn das Schluchzen der Nachbarin aus seinen Gedanken weckte . . .

„Todt,“ sagte er, „todt! — Wie hat das geschehen können?“

Die Nachbarin erzählte unter Thränen, daß ihr Mann niemals krank gewesen und niemals über ein Uebel geklagt habe; nur vor einigen Wochen, zur Zeit der Sänger- und Schützenfestlichkeiten, sei er in der Stadt gewesen, um den Kreisarzt wegen zeitweiser Herzbeklemmung zu befragen, er sei aber beruhigt nach Hause gekommen und seitdem ganz stille über seinen Zustand geworden . . . Kroner verfiel wieder in tiefes Nachdenken und bevor er noch nach Hause kam, stand sein Entschluß fest, am nächsten Tage wieder nach der Stadt zu gehen und dem Kreisarzte offen zu gestehen, was er seit dem ersten Mai wegen seines Uebels gedacht, gefürchtet und erwartet habe . . .

Anderen Morgens stand Kroner bereits um acht Uhr vor dem Kreisarzte in der Stadt und berichtete mit einiger Verlegenheit Alles, was er seit vier Wochen in Folge der Aeußerung des Doctors in der Laube des Gasthofes erlebt und erlitten . . . Der Arzt dachte eine Weile nach, als wolle er sich über die damaligen Besuche von Patienten erst recht orientiren; dann lächelte er und sagte:

„Meine Aeußerung, die ich damals machte, hat nicht Euch betroffen, sondern einen Mann, Namens Dornhag; wenn meine Untersuchung nicht sehr getäuscht hat, so muß dieser Mann von seinem Schicksale schon ereilt sein oder es in kurzer Zeit werden!“

„Dornhag?“ sagte Kroner, „Dornhag ist mein Nachbar — und ist diese Nacht gestorben!“

Der Arzt sah Kroner eine Weile prüfend an und sagte dann:

„Also eingetroffen, was ich vorhergesagt habe. — Dornhag schien ein wackerer Mann zu sein und hätte wohl verdient, länger zu leben . . . Ihr — Kroner ist Euer Name? — geht beruhigt nach Hause, vermeidet unnöthige Aufregung Euerer Nerven, dann wird auch Euer Blut ruhiger und das Zucken im Herzen sich verlieren . . . Euer Uebel ist noch keines, wenn Ihr nicht selbst eines daraus macht! . . .“

Welch' ein Anderer war Kroner heute auf dem Heimwege als damals, am ersten Tage des verhängnißvollen Mai!

Dem Hause an der Straße, wo ihm die jubelnden Kinder, die ihren heimkehrenden Vater so rührend empfingen, eine unvergeßliche Lehre gegeben, warf er einen freundlichen Blick zu und auf dem ganzen Wege vergegenwärtigte er sich alle Erlebnisse, Gedanken und Versuchungen, die ihm damals während seiner Heimkehr so eindringlich zugesetzt hatten . . .

Eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen und eine wichtige, für seine Zukunft entscheidende Lehre setzte sich jetzt in seinem Gemüthe fest . . . Der frühere Ehrgeiz, seine Macht und sein Anseh'n mit brutaler Rücksichtslosigkeit anzuwenden, war jetzt einer milderen, humaneren Uebung gewichen und in dieser, noch etwas zu veredelnden Uebung sollte fortan gehandelt werden. Ernst und Festigkeit im öffentlichen Walten, die ferne sind von Willkür und gehässiger Verletzung Anderer, führen zu einem besseren Ziele, sie können Achtung und Neigung erzielen, statt nackten Hasses und ärgernißvollen Widerparts der beleidigten Menschen; denn Achtung und Neigung sind Früchte, die erfreuen und erquicken, insbesondere die Achtung und Liebe im Kreise der eigenen Familie, deren Köstlichkeit Kroner zu genießen begonnen. Und diese unvergleichlichen Früchte sollte ihm kein eigenes Verschulden und kein von außen kommendes Verhängniß mehr rauben. Kroner wollte sein Amt noch behalten und rühmlicher führen; einen Theil der Hofgeschäfte sollte Urban übernehmen, der mit seinem hübschen Weibe vorläufig im leerstehenden Ausnahmshause ganz wohl untergebracht werden konnte. So war er in Bezug auf Arbeiten und Sorgen erleichtert und konnte sich die so dringend empfohlene Ruhe gönnen, noch mehr aber jene liebgewordene Muße, die ihm erlaubte, den Seinigen, den Kindern Zeit, Aufmerksamkeit und jene Liebe zu widmen, die wieder Liebe einbringt . . .

„In meinem Herzen war es einst trüb und kalt — jetzt ist es licht und warm," dachte er, die Heimat wieder vor Augen, „und die Liebe der Menschen, besonders der Seinigen, ist es, die dem liebebedürftigen Herzen „Licht und Wärme" bereiten und es fähig machen zur Erfüllung jener Pflichten, die der höchste Herr uns auferlegt für die Tage unsers irdischen Daseins!"



Aphorismen.

Von

Marie Freiin von Ebner-Eschenbach.

Schwächliche Grämlichkeit, die alle Fünf gerade sein läßt, ist die Caricatur der Resignation.

„Man kann nicht Allen helfen!“ sagt der Engherzige und — hilft Keinem.

Auch was wir am meisten sind, sind wir nicht immer.

Das Verständniß reicht oft viel weiter als der Verstand.

So Mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven.

Verschmähtes Erbarmen kann sich in Grausamkeit verwandeln, wie verschmähte Liebe in Haß.

Das Verlangen nach dem Ueberflüssigen ist der Anfang aller Kunst und Wissenschaft.

Um wie viel weniger bekümmert ein gescheidter Mensch sich um die Fehler Anderer als um seine eigenen!

Fortwährendem Entbehren folgt Stumpfheit ebenso gewiß, wie übermäßigem Genuß.

Wo wäre die Macht der Frauen, wenn die Eitelkeit der Männer nicht wäre?

Arme Leute schenken gern.

Autoren, die bestohlen werden, sollten sich darüber nicht beklagen, sondern freuen. In einer Gegend, in welcher kein Waldfrevel vorkommt, hat der Wald keinen Werth.

Der Arme will nicht für arm, der Reiche nicht für reich gelten, der erste fürchtet verachtet, der zweite ausgebeutet zu werden.

Denkfaulheit, Oberflächlichkeit, Starrsinn sind weibliche, Genußsucht, Rücksichtslosigkeit, Roheit sind männliche, Trotz, Eitelkeit, Neugier sind kindische Fehler.

Die Eitelkeit weist jede gesunde Nahrung von sich, lebt ausschließlich von dem Gifte der Schmeichelei und gedeiht dabei in üppigster Fülle.

Der alte Satz: Aller Anfang ist schwer, gilt nur für Fertigkeiten. In der Kunst ist nichts schwerer als Beenden und bedeutet zugleich Vollenden.

Es gibt nichts Böses, freilich auch kaum etwas Gutes, das nicht schon aus Eitelkeit gethan worden wäre.

Ueber das Kommen mancher Leute tröstet uns nichts als — die Hoffnung auf ihr Gehen.

Die unerträglichsten Heuchler sind diejenigen, die jedes Vergnügen, das ihnen geboren wird, von der Pflicht zur Taufe tragen lassen.

Gemeinverständlich, das heißt: auch den Gemeinen verständlich, und heißt überdies nicht selten: den Nichtgemeinen — ungenießbar.

Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit.

Die Wortkargen imponiren immer. Man glaubt schwer, daß Jemand nichts zu verschweigen hat als das Geheimniß seiner Nullität.

Fähigkeit ruhiger Erwägung — Anfang aller Weisheit, Quell aller Güte!

Eine Vernunftehe schließen, heißt in den meisten Fällen, alle seine Vernunft zusammennehmen, um die wahnsinnigste That zu begehen, die ein Mensch begehen kann.

Manche Leute wären frei, wenn sie zu dem Bewußtsein ihrer Freiheit kommen könnten.

Der Schwächling ist immer bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn dieselben Anstoß erregen sollten.

Ein anregendes Buch, das ist eine Speise, die hungrig macht.

Der Verstand und das Herz stehen auf sehr gutem Fusse. Eines vertritt oft die Stelle des anderen so vollkommen, daß es schwer ist, zu entscheiden, welches von beiden thätig war.

Ein Mann mit großen Ideen ist ein unbequemer Nachbar.

Unseren schlechten Eigenschaften gegenüber gibt es nur ewigen Kampf oder schimpflichen Frieden.



An einen alten Trinker.

Von

Johannes Nordmann.

Vorbild aller Zecher, Anakreon,
Lehre mich, den Becher, Anakreon,
Zu der Lippe zu bringen wie Du
Und so lieblich zu singen wie Du,
Süßester aller Sprecher, Anakreon.
Keiner wie Du begehrte den Wein,
Keiner wie Du ehrte den Wein
Mit so herrlich reizender Kunst,
Daß er ihm Labsal wurde und Gunst,
Freudenwecker und Sorgenbrecher,
Wenn er begehrlich ihn schlürfte.
Wer Deine Wege wandeln dürfte,
Ginge fröhlich wie Du zum Sterben,
Hinterließe wie Du seinen Erben
Nur das beste Gut, einen Becher,
Daß einzig sie selig werden
Nur mit diesem Erbstück auf Erden,
Wie Du es wurdest, Zecher Anakreon.





von

K. G. R. v. Leitner.

Ein Lied vom Wilhelm von Tegetthoff.

Zu Marburg, der Stadt in Steier, ruht
Ein Knäblein sanft in der Wiege;
Nun schaukelt's die Wiege, bald schaukelt's die Flut,
Und schaukelt's von Sieg zu Siege,
Daß alle Welt es wird preisen.
„O sagt geschwind,
Wie heißt dies Kind?"
Sie tauften es Wilhelm von Tegetthoff,
Einst wird es ein Mann von Eisen.

Nie sprang auf Deck ein Junge so frisch,
Bald heimisch auf Schiffen und Nachen;
Ihn freute des Meeres Gebraus und Gezisch,
Das Brüllen der Panzerdrachen,
Des Sturmwinds wirbelndes Kreisen.
Ohne Ruh' und Rast
Auf Raa und Mast
Wuchs auf dann Wilhelm von Tegetthoff,
So ward er ein Mann von Eisen.

Schon lenkt sein Geschwader vor Helgoland
Er wacker im Strauß mit den Dänen.
Sein Fockmast splittert und lodert im Brand,
Daß diese sich Sieger schon wähnen.
Jetzt läßt er die Breitseite weisen,
Es spielt die Batt'rie;
Da weichen sie. —
„Hurrah!" — tönt's, „Wilhelm von Tegetthoff,
„Du Mann aus steirischem Eisen!"

Bei Lissa dann kämpft er in blutiger Schlacht
Mit Welschlands mächtiger Flotte,

Ein furchtbar Gewitter durchdröhnt die Nacht
Des Qualms der Geschütze und Schlotte,
Der Schiffe Harnische spleißen.
Doch schreckenlos
Blickt Soldat und Matros
Nur hin auf Wilhelm von Tegetthoff,
Den Mann aus steirischem Eisen.

„Jetzt dran!“ — befiehlt er, — „und bohrt in den Grund!“
Ein Stoß, — dann ein gräßlich Erkrachen,
Und das Königsschiff, zum Tode wund,
Sinkt unter; — den lauernden Rachen
Der Haie mit Leichen zu speisen.
„Hoch Oesterreich!“
„Hoch“ — schallt's zugleich, —
„Dem Sieger Wilhelm von Tegetthoff,
„Dem Manne aus steirischem Eisen!“

Doch düster von jener Fregatte Bord
Starrt jetzt er in's Dunkel der Wellen.
Sie trägt den Kaiser, gelyncht durch Mord
Von Mexicos grausen Rebellen.
Das ist ein betrübtes Reisen!
Im Sarge zurück
Mit nassem Blick
Bringt jetzt ihn Wilhelm von Tegetthoff,
Der Mann aus steirischem Eisen.

Und schon ist er selbst es, den trauernd einher
Im Leichenpomp sie dort bringen.
Bezwingen nicht konnt' ihn das wilde Meer,
Nun wird ihn die Erde verschlingen,
Verschlingen lang vor dem Ergreisen.
Nun gute Nacht!
Hast Großes vollbracht.
Schlaf' wohl denn, Wilhelm von Tegetthoff,
Du Mann aus steirischem Eisen!

Da spricht Franz Josef: „Nein! Du steh'
„Mir Wache für Thron noch und Lande.“
Und seht! Dort steht er noch an der See,
Und schildert an Pola's Strande,
Dem Kaiser sich treu zu erweisen.
Von dort her droht
Den Feinden noch Tod
Der Geist des Wilhelm von Tegetthoff,
Des Mannes aus steirischem Eisen.

Im Herbste 1878.

Zur Landtags-Eröffnung

in Steiermark 1861.

Ihr Männer, auserkoren
Zum Heil für Land und Reich!
Mit Euch zieht zu den Thoren
Nun ein das Recht zugleich.
Willkommen denn, willkommen,
Ersehnt seit Jahren schon,
Nun freudig aufgenommen
Vom Volk und vor dem Thron.

Mit Gott denn lenkt die Schritte
Zur Halle, hoffnungsgrün,
Und nehmt nach alter Sitte
Hier Sitz und Stimme kühn.
Hier tagten schon die Väter
Mit freiem, treuen Muth,
Und nur ein Landsverräther
Verleugnet feig ihr Blut.

Gleich Euer'm Herrn und Meister
Macht, Priester! seh'n, die blind,
Und löset frei die Geister,
Die noch gebunden sind.
Erforscht des Volkes Wunden
Und seid sein Arzt und Hort,
Noch wunderbar gesunden
Macht's rechte Segenswort.

Ihr Gutsherr'n sonder Adel,
Geboren frei und frank!
Ihr Edlen ohne Tadel
Mit Wappen, rein und blank!
Fragt nicht, ob Ihr's müßt büßen,
Verfechtet Ihr gut Recht;
Wen man soll „Herr" begrüßen,
Der rede nicht als Knecht.

Und Ihr, in allen Gauen
Erwählt von Stadt und Land!
Auf, reicht Euch voll Vertrauen
Zum großen Werk die Hand.
Die Burgfriedwälle sanken,
Die Thore stürzten ein,
So laßt uns, bar der Schranken,
Ein Volk, ein Herz nun sein!

Was Bürger und was Bauer,
Was Adel und Prälat!
Der Feind steht auf der Lauer,
Nun gilt es Rath und That.
Als einer Mutter Söhne
Schließt neu den Bruderbund,
Dem Vaterland ertöne
Ein Hoch! aus Herzensgrund.

Sie wollen uns zerschlagen
Den hehren Adlerschild;
Doch in die Nachwelt ragen
Soll noch sein ruhmvoll Bild.
Und, frisch belorbeert, weis' er
Den Wahlspruch, stolz und klar:
Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser
Für jetzt und immerdar!

Im Frühling 1861.



Gedichte nach dem Rumänischen.

Von

L. V. Fischer.

Tugend.

(Aus der „Albina“.)

Vierzighundert Jahre sahen wir entflieh'n
Und wohl Jeder ruft zurück in seinen Sinn
Kaiserreiche, Völker, die schon längst dahin;
Die, vergessen, schlummern in des Grabes Nacht,
Oder die vom Weltlärm, den sie einst gemacht,
Uns nichts hinterließen, als der Namen Pracht.

Wo ist heute Rom denn, und wo ist Athena?
Wo ist heut' Palmyra und wo Karthagena?
Wo ist heute Tyrus, wo ist heut Sidon?
Wo ist Ekbatana, wo ist Babylon?

Wo ist heute Cäsar und Napoleon?
Wo der große Brutus und wo ist Platon?
Wo ist heute Cato, wo ist denn Sokrates?
Wo Epaminondas und wo Hypokrates?

Nur ein Hauch, ein Schatten sind sie nunmehr, kaum
Eine Hand voll Asche, ein entfloh'ner Traum!
Doch wie? Bleibt vom Menschen nur des Traumes Spur?
Und von all' den Völkern — bleibt der Name nur?

„Wir sind gleich der Blume in der grünen Au,
Uns're Tage gleich dem flücht'gen Morgenthau!“ *
Menschen, Völker, alles bleichet und vergeht,
Doch stirbt ihre Tugend niemals und besteht!
Ihr allein nur beuget sich der Raum, die Zeit,
Sie währt, gleich dem Schöpfer, fort in Ewigkeit!

* Spruch David.

Sie ist gleich dem Sonnenlichte, rein und klar,
Welches nicht verlöschen kann der Wolken Schaar;
Wohl umschatten Wolken oft der Sonne Glüh'n:
Doch die Winde wehen — und die Wolken flieh'n!

Rumänisches Kriegslied.

(Nach Julius Grozescu.)

Warum schallt nicht die Fanfare,
Daß wir uns zum Kampfe rüsten?
Hört Ihr Braven, die der wahre
Muth beseelt: Wir müssen stehen
Unser'n Feinden; ihnen sagen,
Daß die Erde, die sie rauben
Wollen, Sklaverei zu tragen
Nicht gewohnt ist, wie sie's glauben!
Lasset d'rum das Horn erschallen,
Daß wir in den Kampf, den süßen
Für das Vaterland gleich wallen,
Unser Herzblut zu vergießen!

Auf, mit Muth denn, all Ihr Brüder!
Laß't uns rasch zum Kampfe gehen,
Und mit Siegesruhm uns wieder
Kehren oder untergehen!
Auf, Rumänen, zu den Waffen!
Laß't Beweis der Welt uns geben,
Daß wir nicht zum Knecht geschaffen,
Sondern nur zum Heldenleben!
Vorwärts! Unser Blut vergießen
Für des Vaterlandes Hallen
Wollen wir! Im Kampf im süßen
Laß't uns siegen oder fallen!



Kaiser Rudolph II. als Kunstfreund.

Vortrag, gehalten zum Besten des deutsch-österreichischen Lesevereines der Wiener Hochschulen am 17. April 1879.

Von

Dr. Albert Ilg.

Rudolph II. gehört nicht zu den Lieblingsgestalten der Geschichtschreibung; auch er ist vielfach verkannt und verleumdet worden, namentlich in neuerer Zeit, während die Schriftsteller seiner Tage und des 17. Jahrhundertes ihn mit banalen und officiellen Lobeserhebungen abzuthun lieben. Er war keineswegs der gewaltige Türkensieger, der große Cäsar, als den ihn die Lobsinger der Victoria dacica darstellen, er verdient aber auch nicht die Epitheta eines blinden Jesuitenzöglinges, eines in Spanien seiner deutschen Heimat Entfremdeten, eines launenhaften Tyrannen, ja endlich eines grausamen Tiberius, womit ihn die anti-österreichische Literatur nach bekannter Methode regalirt hat. Aus all' dem Allzupreisvollen und Allzugehässigen dürfte die Resultirende zu ziehen sein, daß Rudolph zwar keineswegs allen Schwierigkeiten gewachsen war und daß aus dieser Uneignung für seine Aufgabe ihm und Anderen manch' herbes Leid entstehen mußte, daß sein, durch schwere Krankheit getrübter Sinn nicht im Stande war, in so harten Zeiten seine hohe Mission zu erfüllen, daß Rudolph — der Mensch, nicht der Kaiser! — aber auch eine mit schönen Anlagen, mit edlen Gaben ausgestattete Natur gewesen und in einer anderen Lebenssphäre, namentlich etwa als Gelehrter und Forscher, zu den Koryphäen seiner Richtung hätte aufsteigen können.

Des Kaisers eigener Ausspruch, den er gegen Ende seines Lebens that: er sehe dem Tage seines Todes so freudig entgegen, wie er jenen Tag der Abreise begrüßt habe, als er aus Entzücken, in die Heimat wiederberufen zu sein, die ganze Nacht nicht schlafen gekonnt — stimmt nicht sehr zu der übergroßen Vorliebe für das schöne Land des Weines und der Gesänge zum Schaden des deutschen Elementes, wie sie ihm angedichtet wurde. Ja, die deutsche Sprache war ihm das liebste der vielen Idiome, welche er sprach, und in seinen geheimen Rath beschied er vorzugsweise Angehörige dieser Nation. Die spanische Erziehung scheint in religiösen Dingen mehr auf die

äußere Form, als auf die innerste Seele gewirkt zu haben. Das Muster seines tüchtigen Vaters war für Rudolph nicht vergebens aufgestellt, weßhalb denn auch die großen Besorgnisse der Protestanten, womit dieselben seinem Regierungsantritte entgegensahen, in Bälde sich verflüchtigten, denn Rudolph's Gleichgiltigkeit gegen Händel dieser Art war allein schon ein Motiv, das den Kaiser von der Aggressive zurückhielt und erst später machte sie dem Geiste der eigentlichen Gegenreformation Platz. Gegen Ende seines Lebens, als nach dem Jahre 1600 seine Geisteskrankheit immer unzweifelhafter hervortrat, als die Prophetie Tycho de Brahe's, daß er wie Heinrich III. durch die Mörderhand eines Mönches fallen solle, immer fester Wurzel faßte, brach Rudolph sogar den Umgang mit geistlichen Personen ab und mied die Kirche, ja, es ist ungewiß, ob er mit der Wegzehrung derselben versehen aus dem Leben geschieden sei. Selbst der Verfasser der Geschichte der Verfolgungen in der böhmischen Kirche, Amos Comenius, gibt dem Kaiser das Zeugniß, daß derselbe ein Freund der Gewissensfreiheit gewesen sei. Im Volke hieß er lange noch der gute Herr, denn seine Melancholie und Menschenscheu vermochte die natürliche Güte seines Herzens nicht einzudämmen, die Gesandten fremder Staaten aber heben in ihren Relationen einstimmig den Scharfsinn seiner Bemerkungen und die Fülle seines Wissens rühmend hervor.

Auch körperlich hatte die Natur ihn keineswegs vernachlässigt. Zwar von etwas kleiner Statur und mit etwas vorspringendem Kinne, war seine Erscheinung doch freundlich und würdig zugleich, seine gewaltig hohe Stirne, seine milden, großen Augen von hervorragender Schönheit. In späteren Jahren schildert ihn ein italienischer Gewährsmann als bleich, mit dem Ausdrucke der Schwermuth, welcher aber mit Zorn und Hitze leicht wechsle. Ein Lächeln kam höchst selten auf seine Lippen, denn in dieser Beziehung behauptete der spanische Ernst und die Grandezza ihre Rechte, der Kaiser liebte keinen Scherz, lebte gern einsam und für seine Studien allein, jedoch immer di costumi assai piacevole benigno ed affabile. „Es hat auch ein zwey Jahr der Kayser Rudolph sich, so vil er könt, von denen Leuthen abgesondert, die Negotia geflohen, vnd sich auff Curiositeten vnd Künstlerey begeben, daher er in solche Melancoley grathen, daß er offt gar seltzamb worden.“ So Khevenhiller's Annalen. Die ausgezeichnete Bronzebüste Adrian's de Voies aus dem Jahre 1607 zeigt ihn dieser obigen Schilderung wohl entsprechend. In früher Jugend beschäftigte sich der Prinz bereits gerne mit Mosaikarbeit und Bildhauerei, im Malerfache soll Rudolph später in der That Talent bewiesen haben. Leider ist die traurige Thatsache nicht zu leugnen, daß Kaiser Rudolph's spätere Krankheit ein angeerbter Zustand gewesen, dem bereits mehrere Glieder der Familie, und zwar auf Seiten der spanischen Linie erlegen waren. Aber ebenso fest steht anderseits die Thatsache, daß auch Rudolph's beste Eigenschaft, sein hoher Kunstsinn, ein Familienerbe war, das in der österreichischen Linie sich glücklich fortpflanzte bis auf diese Stunde. Um von den älteren Mitgliedern derselben nicht zu sprechen und allbekannte Dinge über die Beziehungen Max I. zu Dürer oder Karl's V. zu Tizian nicht zu wiederholen, wollen wir bloß des Vaters, also Maximilian's II. Kunstliebe ein wenig in's Auge fassen, denn diese ist als die Quelle zu betrachten, der die nachfolgenden glänzenden Erscheinungen um die Wende des 16. Jahrhundertes entstammen.

Der treffliche Regent, der milde Charakter, der tolerante Geist, als welcher Maximilian II. sich bewies, gehören der Geschichte an, die seinen Namen unter die Ersten zu schreiben gehabt hätte, wenn dem ausgezeichneten Regenten ein längeres Wirken vergönnt gewesen wäre. Nur zwölf Jahre dauerte seine Herrschaft, welche von den Segnungen des Friedens und der Ordnung begleitet war. Die Künste waren gern gesehene Gäste am Kaiserhofe, besonders aber in Böhmens Hauptstadt, wo Max gerne verweilte. Seit Ferdinand I. erfreute sich dieses schöne Land der Ruhe, sein stolzes Prag, schon seit Karl's IV. Tagen ein Hort der edlen Kunst, blühte immer reicher empor und behauptete einen der ersten Plätze unter den Städten Europa's. Hier erhebt sich im berühmten Wladislawsaale das älteste Denkmal des Renaissancestiles auf deutschem Boden, hier gründete der erste Ferdinand seit 1536 das prachtvolle Belvedere, ein Meisterwerk der italienischen Hochrenaissance, hier entstand das reizende Sternschloß, dieses Kleinod geschmackvollster Decorationskunst, und erweiterte seit Ferdinand I. sich die Burg in einer echt künstlerischen Weise.

Seit dem Jahre 1552 residirte der böhmische König Max in Wien. Sechs Jahre später läßt er mehrere Räume, nämlich „Zymer vnd Stigen vor dem Saal in Garten vnd auf den Gang zu den Augustiner Kloster und eine Khunstkhamer um 409 fl." in der Burg zu Wien erbauen. Ihr Inhalt dürfte bereits ein reichhaltiger gewesen sein, wahrscheinlich gebildet aus einigen Collectionen von Wiener Liebhabern, welche der Fürst erworben hatte. Max umgab sich aber auch mit einer ansehnlichen Zahl trefflicher Künstler, welche gewiß für seine Sammlung Beiträge geliefert haben und unter welchen manch' berühmter Name erscheint.

Die großen Hoffeste, Turniere und Allegorien, welche zu seiner Zeit in der Burg aufgeführt wurden, beschäftigten gewiß auch zahlreiche Meister. Für das Schloß Ebersdorf geschah schon unter Max Bedeutendes. Ich nenne einige seiner hervorragendsten Künstler hier aus dem Grunde, weil sie fast Alle bei dem Sohne in Dienst behalten wurden. So Giulio Licinio P o r d e n o n e, ein Verwandter des berühmten Rivalen Tizian's Giovanni Antonio zu Venedig. Giulio hatte 1556 daselbst Deckenbilder in der Marcusbibliothek gemalt und wurde in Wien 1564 Hofcontrafetter. Giuseppe A r c i m b a l d o (geb. Mailand 1533, daselbst † 1593) gehörte der dortigen, auf den verlaufenden Traditionen der Lionardesken Richtung basirenden Schule an, blieb 1565—87 im kaiserlichen Dienste und kehrte dann in's Vaterland zurück. Das Belvedere besitzt seine vier Elemente, in der Art der Caricaturen des großen Meisters entworfen.

Nebst diesen erscheint Pietro F e r r a b o s c o de Lagno, welcher um die genannte Zeit in Wien kaiserlicher Baumeister und Maler war. Seine Mitwirkung an dem von Erzherzog Ferdinand selbst im Plane erfundenen Sternschlosse und am Belvedere in Prag beweist einen tüchtigen Künstler, der uns übrigens auch bekannt ist durch die im Jahre 1553 erfolgte Erbauung des Schweizerthores in Wien. Ehe er nach dem Norden gekommen war, finden wir ihn, wahrscheinlich bei den Festungsbauten, in Graz beschäftigt.

G e o r g H o u f n a g e l, ein vorzüglicher Miniaturmaler, hat viel für den kaiserlichen Hof geschaffen. Er ist der Vater des Jacob Houfnagel,

von dem die Vogelperspective Wiens 1610 herrührt. Von seiner hohen Kunst zeugt das schöne Miniaturenbuch im Besitze der kaiserlichen Sammlungen, welches erst unter Rudolph vollendet wurde; für den Kaiser entwarf er auch in Farben ein botanisches Werk, welches noch zu Anfang unseres Saeculums vorhanden war.

Jacob, der Sohn, ist seit 1601 Kammermaler, verschwindet aber schon nach 1612.

Ihm reiht sich an der Kalligraph Bockſay Georg, welcher bereits unter Ferdinand I. thätig war, an jenem Miniaturbuche sich betheiligte und die herrlichen Zierschriften der kaiserlichen Sammlungen 1562 verfertigte. In den Acten jener Tage heißt er: Ir Röm. Kais. Maj. Hungar. Secretär.

Italienischer Abkunft war der Kupferstecher Martino Rota, tüchtig als Maler, Stecher und Bildhauer. In den Rechnungen erscheint er zuerst im Jahre 1576 für den Hof thätig. Er fertigte nach Michelangelo's Originale den Stich: Jüngstes Gericht für Rudolph und außerdem Porträts Max II. und Rudolph's. 1583 indeß war seine Künstlerlaufbahn bereits zu Ende.

Giuseppe de Vico, ein wälscher Bildgießer, wird 1575 angestellt. Er arbeitete für das Schloß Ebersdorf und in Wien für Max II. Ein herrliches tauschirtes Cabinet der kaiserlichen Sammlungen besitzt schöne Bronzefiguren von seiner Hand.

Daneben treffen wir in kaiserlichen Diensten den Wachsbossirer Antonio Abbondio den Jüngeren, welcher von 1538 bis 1591 lebte. Er ist der Sohn des Bildhauers gleichen Namens. Für ein Festschießen im Prater fertigte er 1568 das Best in Gestalt einer silbernen Sau. Später unternimmt er Reisen nach Niederland und Italien, bleibt dann aber unter Rudolph wieder bis zum Tode im Dienste des kunstsinnigen Fürsten.

Die Medaille des Kaisers, angeblich sein Werk, in den kaiserlichen Sammlungen ist zweifelhaft, wogegen das Oesterreichische Museum das prachtvolle Porträt des Augsburger Goldschmiedes Johann Mannlich von seinem Sohne Alexander besitzt, welcher ebenfalls in Kaiser Rudolph's Diensten stand.

Der berühmteste Ausländer (obwohl geborener Wiener), den Max II. beschäftigte, war Wenzel Jamitzer, der Nürnberger Goldschmied, dessen Leben von 1508 bis 1588 währte. Schon frühzeitig führen ihn unsere Acten auf, denn 1570 verkauft er einen Compaß an den Kaiser. Von 1519 bis 1729 bestand der Paradeisgarten an der Stelle des heutigen Burgtheaters, Ferdinand I. gründete ihn für Kaiserin Anna, Max II. verschönerte ihn und bestellte wahrscheinlich bei Jamitzer eine Brunnengrotte mit Muscheln und einem Automatenwerke von Silber für denselben.

Des jugendlichen Rudolph erste Kunstübung war die Fortsetzung der Arbeiten an dem Neugebäu des einst hochberühmten Lustschlosses unweit Wien.

Der französische Gelehrte und Diplomat Jacques de Bongars (Bongarsius) reiste in Diensten seiner Krone 1585 durch Oesterreich nach Constantinopel. Sein Reisetagebuch schildert das newe Gebew, auch Faisengart

genannt, ziemlich ausführlich. Es umfaßte drei Gärten mit hohen Galerien umgeben, an den Ecken mit Thürmen besetzt, die Gewölbe herrlich gemalt. In der Mitte stand ein Brunnen aus weißem Marmor, mit Nymphenfiguren geziert, die er bien taillées nennt. Ringsum zog sich der Obstpark mit einer steinernen Wasserleitung und einem Brunnenwerke zur Speisung der Fontainen.

Rudolph erweiterte 1587 diese prächtige Anlage, angeblich nach der Form des Zeltes Solimans aus der Belagerungszeit von 1529. Die Mauern sollen im türkischen Stile gehalten gewesen sein.

Bongars bewundert noch die tiefer gelegenen Gartenparterres mit Blumenbeeten in Form von Wappen und Chiffren, die Galerie mit dem Ballhause, die maison de plaisance dicte Imperador und das mit drei Laubengeschossen umgebene Schloß.

Für dieses bis in die Tage Maria Theresia's erhaltene Prachtgebäude — heute bekanntlich militärischen Zwecken überlassen — waren bedeutende Künstler in ansehnlicher Zahl beschäftigt. Der berühmteste von ihnen ist wohl Alexander Colin, der Schöpfer der herrlichen Reliefs am Grabmale Max I. zu Innsbruck, welcher im Auftrage Kaiser Max II., der ihn auch schon früher bei der Hochzeit seiner Tochter Elisabeth, der späteren Königin von Frankreich, zu Speier beschäftigt hatte, „der röm. kais. Maj. in Ir Lusthauß bei Ebersdorf etliche Kunstuck vnnd Arbeit von Innsprugg hieher gebracht.“

Die Gemälde in den Thürmen fertigte der schon genannte Licinio Pordenone, die Wasserwerke im Fasangarten goß Elias Huetter, des Kurfürsten von Sachsen Diener, welchen Rudolph am Augsburger Reichstage kennen gelernt und 1582 eigens nach Wien berufen hatte. Der Kölner Mathias Manmacher war als Bildhauer beim Fasangarten unter Max und Rudolf angestellt, ebenso der schon genannte Erzgießer de Vico seit 1575.

Den größten Kunstwerth aber dürften die Gemälde gehabt haben, womit Bartholomäus Spranger die Gemächer der sogenannten Fasanenburg verzierte. Wir werden von dem Künstler noch zu sprechen haben; damals hatte ihn Max II. eben aus Italien kommen lassen, nachdem er der Majestät durch den berühmten Bildhauer Giovanni da Bologna empfohlen worden war.

Die Mehrzahl der bereits unter Kaiser Max angestellten, meist wälschen Künstler verblieb auch unter dem jugendlichen Nachfolger im Dienste, oder, wie der actenmäßige Ausdruck jener Zeit lautet, sie wurden von Rudolph confirmirt. Jacopo Strada kam jetzt sogar erst in die rechte Blüthe. Er war geboren zu Mantua, ein Gelehrter, Sammler, Kunstagent, kurz eine vielfach interessante Persönlichkeit, als die ihn auch das im Belvedere befindliche Porträt Tizian's darstellt, welches im Jahre seiner Berufung an den Wiener Hof gemalt wurde. Auch Strada diente nämlich schon unter Ferdinand I., hierauf unter Max II. Wir finden ihn im Jahre 1565 als Hofbaumeister aufgeführt, dann 1566 als Aufseher der Kunstkammer mit einem Gehalte von 100 fl. jährlich. Durch fünf Jahre kaufte er nun Kunstwerke aller Art für seinen und fremde Fürsten; 1567 verschafft er Albrecht V. die Sammlung Loredan in Venedig um

22.000 fl., dann ist er 1569 in Wien für den Bau der Münchner Residenz thätig; dann empfiehlt 1573 wieder Max II. zwei gelehrte Werke Strada's zur Unterstützung an Albrecht V., den kunstsinnigen Herzog Baierns, übrigens wohl ohne Erfolg, dann 1573 recommandirt der Kaiser abermals sieben Bücher Strada's an den Stadtrath von Straßburg. Er verschaffte dem Wiener Cabinete damals ansehnliche Schätze aus Italien, so z. B. antike Köpfe, welche 1574 hier anlangten. Endlich treffen wir 1577 auch Strada in Prag unter Rudolph beschäftigt. Er war der capo maestro aller Kunstunternehmungen seines kaiserlichen Gönners, in seiner Hand vereinigten sich die zahllosen Verbindungen, welche der damals so rege Kunsthandel über Italien und Deutschland ausgedehnt hatte, und mit ihm correspondirten die Unterhändler und Agenten, die der Kunstkammer am Hradschin aus Nah und Fern die besten Schätze zuzuführen bestrebt waren. Solche weitere Vermittler und Antiquarii des Kaisers waren z. B. Daniel Fröschl, seines Zeichens eigentlich Miniaturmaler, welcher seit 1603 angestellt war, und später den Christian Kheer als „Antiquari-Gehülf" mit monatlich 15 fl. Besoldung beigegeben erhielt. In Kempten war ein dort ansässiger Raimund stets für Rudolphs Collectionen thätig und stand insbesondere mit den großen Handelshäusern der Fugger 2c. in Verbindung, um exotische, das ist indianische Merkwürdigkeiten für den kaiserlichen Liebhaber zu erlangen. Die berühmten Meister der Malerei in Diensten des Kaisers: Hans von Achen, Spranger, Arcimbaldo, Heinz ließen ebenfalls keine italienische Reise vorübergehen, ohne Köstliches für Prag aufzustöbern, ja der Kaiser ließ sie eben zu diesem Behufe nach Süden ziehen.

Strada war indeß all' diesen Leuten überlegen; er stand an Bildung höher als sie, er hatte den Ton des Weltmannes und drang am weitesten vor in der Gunst des Herrschers. Seine stattliche Erscheinung mochte dazu nicht wenig beigetragen haben, denn Rudolph liebte die edle Aeußerlichkeit besonders. Boschini besingt Strada's von Tizian gemaltes Porträt mit den Worten: „Beachte wohl die Züge dieser schönen Schatzkammer, den Mund und das Antlitz und Du wirst überrascht sein." Es gab zwar Stimmen, welche den Antiquarius minder vortheilhaft beurtheilten als sein Kaiser, der ihn als Edlen von Roßberg gar in den Adelstand erhob, oder als der wälsche Bilderpoet Boschini, namentlich fanden sich Tadler seines Charakters. Gelegentlich der großen Einkäufe für Herzog Albrecht von Baiern ereifern sich Niccolo Stoppio und andere Agenten in ihren Correspondenzen fortwährend über sein Gebaren, aber sie verrathen den wahren Grund ihres Zornes, der darauf beruhte, daß der gewandte Händler ihnen Alles verdarb und meistens bloß Gypsabgüsse aufzufinden übrig ließ, während er die herrlichsten Privatsammlungen Oberitaliens zu Gunsten der nordischen Kunstfreunde plünderte. Freilich, sein Vaterland Italien hätte edlere Ursache gehabt, über diese rücksichtslosen Geschäftsraubzüge zu zürnen.

Endlich aber war Strada der Vater eines schönen Weibes, welches den menschenscheuen Kaiser dauernd zu fesseln vermochte. Rudolph's Heiratspläne waren von keinem Erfolge begleitet, oder besser gesagt, die Pläne, womit die Kaiserin-Witwe, Maria, ihn zu beglücken dachte, fanden an ihm

nur einen halben Bewunderer. Die Infantin von Spanien, Isabella, um deren Hand sechszehn Jahre lang Werbungen und Unterhandlungen gepflogen wurden, wurde wieder aufgegeben. Interessant und für Rudolph's Natur charakteristisch ist eine Stelle in einer Relation des Grafen Khevenhiller, welcher 1589 an die Kaiserin-Mutter über Philipp II. Tochter mit deutlichem Hinblicke auf den Eindruck, den eine solche Dame auf das kunstliebende Auge des kaiserlichen Bräutigams machen würde, berichtet: „Ihr Durchl. sind von Persohn ein stark vnd nicht subtill Frawenbild ohne einigen artificio, das sie die schönst in der Welt sein sollte, wollt ich auch nit glauben, noch affirmirn" 2c. Dem Kaiser lagen aber die Heiratsideen gerade aus politischen Gründen im Kopfe, sie sollten ein Schreckmittel gegen die gefährlich scheinenden Pläne des Bruders, Erzherzogs Mathias, abgeben, und so sendete er flugs einen Maler an den Innsbrucker Hof, um zwei dort befindliche Damen zu porträtiren, von wo aus der Künstler in gleicher Mission nach Stuttgart zu reisen hatte, um die durch ihre Schönheit berühmte Tochter des Herzogs zu malen. Es ist bezeichnend, daß dieser Umstand, das artificium, wie Khevenhiller mit guter Kenntniß der Natur Rudolph's sich ausdrückt, hier stets in den Vordergrund gerückt erscheint, aber keine jener Damen, auch die Prinzessinen von Medici und Savoyen, wurden Kaiserin. Jenes schöne Mädchen indeß, welches der französische Ambassadeur die natürliche Tochter des Monsieur Strada nennt, wurde die Mutter von sechs Kindern des Kaisers, deren Schicksal ein düsteres werden sollte, von denen das Eine, Julius, in tobsüchtigem Wahnsinne noch zu Lebzeiten des Vaters ein elendes Ende nahm.

Die Kunstkammer am Hradschin war nichts weniger als ein Museum. Wer Rudolph's Sammlungen nach den Gesichtspunkten der modernen Mustercollectionen beurtheilen wollte, begeht einen argen Mißgriff und gelangt zu abfälligen Kritiken über das Verdienst des Kaisers und seiner Kunsträthe, welche unbegründeten Tadel enthalten müssen. Und dennoch liegen gerade derartige, harte Beurtheilungen vor, sogar in der letzten Arbeit, welche wir über das Thema besitzen, in der trefflichen und fleißig geschriebenen Abhandlung von Josef Svátek in Prag, welche erst kürzlich erschienen ist. Es ist wahr, keine Spur von System, Plan, fachlicher Gliederung ist an dem wahrzunehmen, was über die Anordnung dieses riesigen Haufens von tausend und tausend Objecten der Kunst, Naturseltenheiten, Mineralien 2c. in den Sälen des Prager Schlosses bekannt ist. Anfangs füllten sie sieben Gemächer, dann kamen Corridore hinzu, dann der sogenannte deutsche Saal und als gegen Ende seiner Sammelthätigkeit die Räume so sehr überfüllt wurden, daß die Bilder bereits mehrfach übereinander lehnten, noch der große spanische Saal. Als am 28. Juli 1648 durch Ottovalsky's Verrath der Hradschin dem schwedischen General Königsmark in die Hände fiel, wobei, wie ich noch mitzutheilen habe, eine großartige Plünderung statthatte, fanden die Feinde noch immer vier Zimmer, eine Rüstkammer, die Schreibstube, den spanischen Saal und den deutschen (neuen) Saal gepreßt voll, obschon damals durch die Diebereien des Kammerdieners Lang, seines würdigen Nachfolgers Rucky, ferner durch die 1619 von den böhmischen Ständen angeordneten Veräußerungen colossale Mengen weggekommen waren, obwohl

des Kaisers Ferdinand Verbündeter Kurfürst Maximilian von Baiern sich seine Hilfe in der für die katholische Sache so wichtigen Schlacht am weißen Berge 1620 unter Anderem mit Schätzen der Rudolphinischen Sammlung zahlen ließ, zu deren Wegschaffung nach München 1500 Wagen nöthig waren; obwohl endlich der sächsische Kurfürst 1631 wieder bei 50 Fuhrwerke mit solchem Raube nach Dresden schleppte.

Wir besitzen noch alle Inventare der riesigen Collection, Probestücke der totalen Ordnungslosigkeit in diesem herrlichen Kunstchaos. Das Eine ist jenes, welches der Schatzmeister Miseroni zur Zeit des Schwedeneinfalles verfaßt hatte und das sich vor 28 Jahren in dem Wrangl'schen Schlosse zu Skokloster am Mälarsee in Schweden vorfand. Ein zweites verfaßte der königliche Custos Raphael Trichet Marquis du Fresne in Diensten Christinens von Schweden 1652, welche nun die glückliche Besitzerin des großen Raubes geworden war, und dieses doch nur einen Theil der Prager Kunstkammer enthaltende Verzeichniß umfaßt nicht weniger als 25 Gruppen auf 137 Folioseiten. Weiters ein Inventar vom September jenes unheilvollen Jahres der Plünderung, welche selber im Juli stattgefunden hatte und worin nun die größten Werthstände vermißt werden. Endlich ein in der hiesigen Hofbibliothek befindliches Verzeichniß, welches ebenfalls dem 17. Jahrhunderte angehört, 57 Bogen stark.

All' diese Inventare entrollen vor dem Auge des Lesers ein Bild des krassesten Durcheinanders, des wüstesten Wirrwarrs. Eine Mumie neben einem Wildschwein, Broncebüsten neben Hosensäcken von spanischem Leder, Globen und Schießgewehre, Mosaiken und Sättel, Miniaturbilder und Knöpfe — Alles in rührender Eintracht nebeneinander. Von den zahllosen Gemälden wird eine ganze Gruppe als: „An denen Saillen Lainende" bezeichnet. Aber nicht nur das Arrangement, ebenso auch die Classification, Beschreibung und fachliche Würdigung entspricht in diesen Verzeichnissen keineswegs der Wissenschaft nach damaligen und noch weniger nach unseren Begriffen. Der Stil dieser Inventare ist völlig derjenige, wie er sich bis in's 18. Jahrhundert in den Kunstsammlungen zu erhalten pflegte, für uns Quellen der Belustigung und Anthologien kammerdienerlicher Naivetäten, wie einige Pröbchen beweisen mögen, z. B. Europa auf einem weißen Ochsen, ein Weib, das ihr Haar hält, eine Landschaft mit einem Mondschein, Bild einer faist Köchin, Ein Stuck, wie Eine der Andern den Kranz aufsetzt u. s. w. Für Herzog Albrecht's reiche Kunstsammlungen in München hatte zwar einmal ein kenntnißreicher Mann ein genaues Aufstellungssystem entworfen, es war der belgische Arzt Samuel Quichelberger. Er nennt das, was uns ein kunst-, cultur- und naturhistorisches Museum heißt, Schauplatz der Weisheit und theilt das Ganze daher in seinem 1565 zu München erschienenen lateinischen Werke: Suscriptiones vel tituli Theatri amplissimi in fünf große Classen, die wieder in 10 bis 11 Inscriptionen zerfallen, wobei er in großen Zügen beiläufig folgenden Gang einhält: Genealogie — Porträts — Topographie der Heimat — Festlichkeiten und Aufzüge — Architektur; Plastik in allen Stoffen — Goldschmiedekunst — Geräthe — Gefässe — Modelle; Thiere des Festlandes und des Wassers — Skelette — Sämereien und Pflanzen — Bergwerksproducte — Edelsteine — Färbe-

stoffe; Musikinstrumente — Mathematische Instrumente — Papier und Buchdruck — Maschinen — Handwerksinstrumente — Spiele — Kleider; Gemälde — Stiche und Zeichnungen — Wappen — Tapeten. Auch Erzherzog Ferdinand auf Schloß Ambras bekundete einen strengen, wissenschaftlichen Geist in der Pflege seiner herrlichen Sammlung, deren ältest erhaltenes Inventar von 1596 bereits eine recht gute Einleitung nach Fächern enthält, außerdem sammelte sich dieser große, kunstliebende Fürst aber durch die Veranstaltung des historischen Werkes über seine Rüstungen, welches erst nach seinem Hinscheiden durch Schrenck von Notzing vollendet wurde, ein hohes Verdienst. Aber selbst diese ernsteren Bestrebungen in München und Ambras dürfen nicht zu ernst aufgefaßt werden. Jene alten Kunstkammern würden trotz alldem, wenn wir sie heute erblicken könnten, im unangetasteten Zustande auf uns den Eindruck eines colossalen Kunsttrödelbude machen oder wie Spátek der Sammlung Kaiser Rudolph's vorwirft: „Barnum's Museum konnte nicht besser zusammengewürfelt sein.“ Jene alten Sammlungen hatten keinerlei lehrhaften, keinen volksthümlichen Zweck; sie waren keine Bildungsanstalten, keine Anstalten für das encouragement des arts et metiers, wie der moderne Ausdruck lautet. Dem Modernen drängt sich das Bild dieser unserer wohlthätig wirkenden Institute allzuleicht auf, wenn von den alten Museen die Rede ist, und er vermißt dann die systematische Ordnung, das fortwährende Abzielen aller Einrichtungen auf das Zweckdienliche, sowie die an der Hand der Wissenschaft geschaffene praktische Benützbarkeit. Zu nützen hatten aber die einstigen Sammlungen keineswegs. Man mißversteht jene Zeit und ihr Kunstleben also vollkommen, wenn man den Malern Kaiser Rudolph's, Spranger, Heinz u. A. vorwirft, daß sie schwache Manieristen geblieben seien und von den Meisterschöpfungen Rafael's, Tizian's und anderer Heroen in der Galerie ihres Herrn nichts gelernt hätten. Die damaligen Cabinete, in denen sich ja Alles mengte, was nur wunderlich, selten, kostbar und interessant sein konnte, in denen ausgebälgte Krokodile neben Madonnen der ersten Meister, fabelhafte Einhörner neben antiken Kaiserbüsten, Federschürzen von Wilden neben Goldarbeiten Cellini's in Einem Schranke ruhten, in denen ferner in der Regel seltsame, in Gestalt von Crucifixen gewachsene Astknorren oder versteinerte Fische als Merkwürdigkeiten galten, wie die chefs d'œuvres der alten Kunst — solche Kunst- und Wunderkammern sind als Schöpfungen einer edlen, fürstlichen Laune, eines maecenatischen Vergnügens aufzufassen, keineswegs aber zu tadeln, weil nicht daneben eine Kunstgewerbeschule oder Akademie angebaut gewesen, in deren Sälen nach den Schätzen copirt und imitirt wurde. Jedes Zeitalter hat sein eigenes Maß, mit dem allein es gemessen werden darf, soll ihm nicht Unrecht geschehen.

Zudem schied insbesondere Rudolph's einsiedlerische Natur Alles strenge aus, was ihn und seine geliebten Schätze mit der Außenwelt in Verkehr hätte bringen können. Hier war seine Welt, hier lebte er auf, hier vertauschte er Scepter und Krone gerne mit den Werkzeugen des Goldschmiedes, des Drechslers und Tischlers, denn Rudolph war in diesen Kunsthandwerken selber trefflich bewandert. Der müde Mann flüchtete von den lästigen Wirrnissen der Regierungsgeschäfte, von den Sorgen seines

Familienlebens, von den Befürchtungen, welche ihm aus dem Zwiste mit Mathias, aus den religiösen Kämpfen der Parteien und dem Türkenkriege erwuchsen, zu seinen stillen Vertrauten, die ihn mit ewig heiterer Ruhe, mit dem friedlichen Zauber der Schönheit in ihr Reich aufnahmen. Er brauchte keine Mittheilung, er wollte diese erhabene Stille, den verschwiegenen Verkehr mit seinen todten Freunden nicht entweihen durch Menschenworte, die ihm des Kummers ja sonst genug bereiteten. Nur zuweilen ließ er mit Spranger und anderen Priestern der Kunst sich in Gespräche ein und besuchte sie bei der Arbeit.

Endlich ist nichts falscher als die Vorstellung, als wie wenn die Absperrung der Kunstkammer und ihre launenhafte Anordnung damals in dem Sinne ein Unrecht gegen die Bedürfnisse der lebenden Kunst und Industrie gewesen wäre, wie z. B. in unseren Tagen die engherzige Zugeknöpftheit eines Privatsammlers gegen die Anforderungen der Kunst und Wissenschaft mit Tadel belegt zu werden verdient. Nach unseren Begriffen haben die Interessen des allgemeinen Wohles, des Fortschrittes in geistigem Sinne ein Anrecht auf alle Förderungsmittel desselben und muß ein Verbollwerken dagegen als Verkennen der Zeit gebrandmarkt werden; außerdem hängt unsere, von der glänzenden Vorzeit losgerissene, moderne Kunst und Industrie so sehr mit lechzendem Munde an den Brüsten der alten Kunst, daß sie ohne diese barmherzige Amme unfehlbar dem Tode des Verschmachtens preisgegeben wäre. Ganz anders verhielt's sich zu Rudolph's Zeiten. Damals war der Faden der Tradition noch keineswegs entzwei, damals entwickelte sich die Production noch immer ohne Muster und Vorbilder aus sich selber heraus, brauchte es keine Mustersammlungen und Musées retrospectifs, eben weil die damalige Kunst noch nicht zurück, sondern vorwärts sah. Spranger und Heinz hätten gerade das Eingehen auf die classischen Muster im Sinne des modernen Studiums für Rückschritt gehalten, denn ihre Weise (die wir heute freilich für Manierismus erklären) war die neueste Etappe der Entwicklung, der Fortschritt. Somit müssen wir das Schmähen über Rudolph's und seines Vertrauten mangelhaftes Kunstverständniß 2c. als total unbillig bezeichnen und aus jener trostlosen Manie der Selbstverkleinerung erklären, welche in der Schwachheit besteht, daß der Oesterreicher auch an den strahlendsten Phänomenen der Heimat immer selber soviel herabnergeln muß, bis er sie schließlich in der That weit unter die gewöhnlichsten Dinge aus der Fremde herabgesetzt hat, an denen man von dortiger Seite behutsam alle Schäden verklebt oder wenigstens verschwiegen hat.

Nach Jacopo Strada's 1588 erfolgtem Tode trat sein Sohn Ottavio ganz in dessen Fußtapfen als Sammler auf italienischer Erde, als Agent des Kaisers, als Archäolog und antiquarischer Schriftsteller, endlich als Künstler, wie das vom Oesterreichischen Museum herausgegebene Buch mit Entwürfen zu Prachtgefässen und in der kaiserlichen Schatzkammer in diesem Stile wirklich ausgeführte Gefässe aus Halbedelsteinen beweisen. Ottavio dürfte aber nur bis 1607 im Dienste geblieben sein, denn um diese Zeit folgt ihm der schon erwähnte David Fröschl im Amte. Wir müssen übrigens noch der übrigen Meister in Kurzem gedenken, deren Einfluß auf den Kaiser

ein bedeutender war. Unter Allen ragt Spranger hervor, welcher siebzehn Jahre diente und mit Wohlthaten überhäuft wurde. Sein geistreiches Gespräch soll Rudolph noch mehr als sein Pinsel gefesselt haben, dabei war der Künstler bescheiden und bat nur für Andere um kaiserliche Vergünstigungen. Im Jahre 1588 hing ihm bei offener Tafel der Kaiser den Ritterdegen um und erhob ihn in den Adelstand. Eine glückliche Heirat vermehrte den Wohlstand des Künstlers, ein palastartiges, von seiner Hand gemaltes Haus in Prag beherbergte seinen großen Kunstbesitz, in dem er Strada fast gleichkam, denn auch Spranger hatte in Italien nicht bloß nach Buonarrotti seinen vornehmen Stil herangebildet, sondern auch Antiken in großer Anzahl gesammelt. Unser Belvedere und die fürstlich Liechtenstein'sche Galerie besitzen interessante Werke des besonders im Fache der Mythologie und Allegorien trefflichen Meisters.

Johann von Achen wurde 1592 als Kammermaler bestallt und erhielt 200 fl. jährlich. Er stand hoch in Gnaden bei dem Kaiser, der ihm fünf Jahre später zu München ein silbervergoldetes Trinkgeschirr gelegentlich seiner Hochzeit zum Geschenke machte, 1601 seinen Gehalt um die Hälfte vermehrte und später nochmals einen silbernen Hofbecher verlieh. In Prag durfte er sein Atelier in den Gemächern Rudolph's aufschlagen, auch besuchte ihn der Kaiser in seinem Hause. Die größten Dienste hatte dieser wackere Mann dem fürstlichen Gönner auf seinen italienischen Fahrten geleistet, wo er den jetzt in der Münchener Glyptothek befindlichen Ilioneus um 34.000 Ducaten, ferner Bilder von Rafael, Correggio, Tizian &c. acquirirte. Nach seinem Tode 1616 heiratete seine Witwe den ebenfalls bei Hofe bediensteten Wachsmodelleur Alessandrio Abbondio. Eine Specialität Hans von Achen's waren Gemälde auf Steinplatten, deren die Ambraser Sammlung noch manche besitzt; Oelbilder findet man zahlreich in unseren großen Sammlungen.

Sein Schüler war der bedeutende Maler Joseph Heinz, 1591 ebenfalls als Kammermaler in den Rechnungen aufgeführt. Bald darauf reiste er in kaiserlichem Auftrage nach Rom, um Gemälde für das Kunstcabinet zu kaufen, aber auch für Werke seiner eigenen Hand erhielt er binnen zwei Jahren nicht weniger als 1539 fl. und vier Jahre darauf wieder 2275 fl. Sein bestes Gemälde, ein Raub der Proserpina, entstand direct für den Kaiser, später gelangte es nach Dresden, wo es lange für einen Giulio Romano gehalten wurde, wohl aus dem Grunde, weil Heinz im Copiren der großen Meister, besonders auch des Correggio, eine erstaunliche Fertigkeit besaß. Eine allerdings unverbürgte Sage will wissen, daß der für alles Schöne empfängliche Kaiser des Meisters reizender Gemalin nicht ungnädig gewesen wäre, deren Porträt auf einem Familienbilde als das Anmuthigste geschildert wird, das man sehen konnte. Auch Heinz wurde bei seiner Hochzeit 1608 mit einem prächtigen Becher aus Silber ausgezeichnet, er starb aber schon im folgenden Jahre.

Großen Vertrauens erfreute sich ferner der Hofmaler Hans Hofmann. Er lebte anfangs in Nürnberg, wo er zu jener Gruppe geschickter Copisten gehörte, welche Arbeiten A. Dürer's auf das täuschendste nachzuahmen wußten, wie Johann Fischer, Georg Gärtner, Paul Juvenell u. A.

Ihre trefflichen Arbeiten wurden vielfach für Originale gehalten, wie denn Hans Gulden um's Jahr 1660 von Hofmann bemerkt, „daß viel seiner Arbeit für die Dürer'schen Originalien verhandelt worden, ist endlich zu Kaiser Rudolph kommen.“ Im Jahre 1568 lieferte er ein Porträt des Hans Sachs. Namentlich jene wunderbaren Aquarellmalereien Dürer's, wovon die hiesige Albertina Proben besitzt, wie der berühmte Flügel des Eisvogels, das Kaninchen ꝛc. wurden auf solche Art vervielfältigt. So erhielt Hofmann 1585 „vmb ainen mit Oelfarb gemachten Hasen, welchen er in Irer Maj. Aigen Cammer gehorsamblichen dargeben, vor soliche seine Kunst, Mühe vnd Arbeit 200 fl.“ Er starb 1592.

So zeigt sich der Kaiser denn nicht bloß als einseitiger Bewunderer der Vergangenheit, er eiferte die zeitgenössischen Meister fortwährend zu neuen Leistungen an und reihte dieselben unter die Gegenstände seiner Sammlung, also an dem ehrenvollsten Platze ein. Das lag Rudolph in seiner eigentlichen Maecenatenperiode allerdings fern, durch großartige Bauunternehmungen die Gesammtheit der Künste im modernen Sinne zu beschäftigen. Alles galt ihm bloß seine Collection, er erscheint darin ganz als der Gegenwart abgezogene Gelehrtennatur und wurde je älter, desto mehr in diesem Sinne einseitig. Während er früher Jagd- und Ballspiel, besonders aber das Reiten geliebt hatte, verließ er dann seine Kunstkammer fast nicht mehr, oder ließ sich — sehr bezeichnend für den Aesthetiker! — seine prachtvollen Rosse nur mehr vorführen zum Besehen. Der spanische Saal, welcher anfangs noch öfters zu Festen gedient hatte, wurde gleichfalls zum Cabinete einbezogen.

Es verstattet Ort und Zeit leider nicht, die große Schaar von Künstlern aller Techniken weiter zu nennen, deren Meisterschöpfungen dem Kaiser dienstbar wurden, die auswärtigen Zeitgenossen ferner, von denen er durch Kauf Bedeutendes erwarb, und endlich die Legion von Kunsthandwerkern, die in Prag eine eigene Colonie bildeten. Nur das Wichtigste möge hier flüchtig angedeutet sein.

Schon als Jüngling den astronomischen, astrologischen und mathematischen Studien sehr zugethan, später durch seine Hofastronomen Tycho de Brahe, Kepler u. A. in diesem Fache weitergeleitet, fand Rudolph besondere Vorliebe an künstlichen Uhren, Zeit- und Schrittmessern, Quadranten, Astrolabien, Compassen, Globen, Armillarsphären und dergl. Instrumenten, deren die kaiserliche Schatzkammer und Ambraser Sammlung noch viele besitzen. Daran reihen sich die Automaten und mechanischen Spielereien, die selbstfahrenden Wagen und Schiffe, Kugel- und Laufwerke, Dioramen ꝛc., meist Arbeiten in Metall, getrieben, gegossen, reich ornamentirt und oft mit köstlichem Schmucke in Email bedeckt.

Sein bedeutendster Meister dieses Faches war Jost Burgi in Prag, von dem wir noch eine herrliche Krystalluhr im kaiserlichen Besitze bewundern. Seine Geburt wird in das Jahr 1552 verlegt. Als Mathematiker und Mechaniker war sein Ruf gar groß und stellt ihn neben Kepler und andere Hochberühmte seiner Zeit in eine Reihe. Er war von außerordentlicher Gabe der Erfindung und leistete dadurch in der That Großes, doch wurde später sein Name über Denjenigen, welche die Entdeckungen neu machten

oder benützten, mehrfach vergessen. So halten ihn Viele für den Entdecker der Logarithmen, der Pendeluhren, des Proportionalcirkels u. a. m. Anfangs stand Burgi in den Diensten Landgraf Wilhelm's von Hessen, soll dann durch Uebersendung eines vorzüglich gelungenen Globus coelestis an Rudolph II. dessen Gunst erlangt haben und wurde um 1602 zum Kammeruhrmacher ernannt.

Auch von seinem Schüler Michael Sneberger ist noch eine um 1606 für den Kaiser gemachte Uhr vorhanden. Der Augsburger Georg Roll construirte dem Kaiser 1588 den prachtvollen, emaillirten Himmelsglobus um 1000 fl., welcher gleichfalls noch die Schatzkammer ziert. Endlich kaufte Rudolph nach Tycho de Brahe's Tode 1601 dessen großartiges Museum von Instrumenten, wozu wahrscheinlich der später in Kopenhagen bewahrte 6 Fuß im Durchmesser haltende Globus coelestis gehörte, welcher 1728 im Feuer zu Grunde ging. Unter den Automatenverfertigern dürfte der berühmte Augsburger Hans Buschmann, sonst besonders für den Münchener Hof thätig, auch für den Kaiser Arbeiten geliefert haben, vielleicht darunter die prachtvolle Tischuhr von circa 5 Fuß Höhe in der Schatzkammer.

Diese Arbeiten Buschmann's führen uns auf ein anderes Gebiet der Kunstindustrie, welches die Rudolphinische Zeit geradezu kennzeichnet. Jeder Kunstfreund kennt die Kästchen, Altärchen, Reliquien und Cabinete aus Ebenholz, gewöhnlich von Holz mit dem Augsburger Pinienapfel und dem Worte Eben bezeichnet, außen aber überkrustet mit den reizendsten Ornamenten in opakem und translucidem Email und ausgestattet mit köstlichen Figürchen aus Gold und Schmelzwerk, ein Genre, welches nebenbei gesagt heutzutage das beliebteste für unsere geehrten Herren Antikenfälscher geworden ist. Die Münchener Reiche Capelle ist überreich daran, auch Dresden und Wien besitzt noch Einiges, die Prager Sammlung aber muß davon colossale Schätze enthalten haben. Die geschicktesten Augsburger Goldschmiede waren damit beschäftigt, vor Allem die beiden Altenstätter, deren einer, David, für Rudolph auch die Hauskrone um's Jahr 1602 hergestellt haben dürfte, dieses vollendetste Werk der deutschen Goldschmiedekunst, dem sich nichts an die Seite stellen kann. Aber auch in Prag arbeitete eine ganze Colonie Goldschmiede für ihn, ihre Leistungen sind meist durch die flachen, eingestrichenen Granaten, womit sie verziert sind, kennbar, eine Steingattung, wovon die Schweden allein über 36.000 Stück annectirt haben sollen. Des Kaisers Edelsteinschätze streifen an die Wunder des Orientes. Der Steinschneider David von Brüssel bereiste für ihn Deutschland, Frankreich und Italien, bloß um Perlen, Diamanten und geschnittene Steine zu erwerben, wobei er unsere berühmte Camee mit der Apotheose des Augustus um 12.000 Ducaten erkaufte. Die herrliche Intagliensammlung des Kaiserhauses, unerreicht in ihren Schätzen der Antike und Renaissance, liefert heute noch den Beweis von jener großartigen Sammelthätigkeit, welche auch David's Sohn Jobst fortsetzte. Rudolph's Lust an Steinschneiderarbeiten, darin er sich sogar selber in der kaiserlichen Werkstätte in Bubenč versucht haben soll, ging so weit, daß er Meister des Faches um keinen Preis von sich lassen wollte, ja Flüchtlinge ihren Herren selber vorenthielt. Ein Beispiel ist der etwas schwindelhafte Valentin Drausch, welcher Herzog Wilhelm

von Baiern davongelaufen und nach Prag gekommen war. Der Herzog bat ganz vergebens, selbst seine Anzeige, daß Drausch Kleinode mitgehen gelassen, änderte nichts, vielmehr wurde der abenteuerliche Patron zum kaiserlichen Hofjuwelier ernannt und Herzog Wilhelm scheint ihn nie wieder gesehen zu haben. Das Riesengebirge lieferte dem Kaiser seine Lieblingssteine, die Jaspisarten, dann Achate und andere Halbedelsteine, nach denen förmliche Expeditionen veranstaltet wurden. Das Wundervollste war eine Tischplatte von Edelsteinmosaik, welches Landschaften darstellte, angeblich von Adrian de Vries, ein Kunstwerk im Werthe von mehreren Tausend Ducaten, welches Guarinoni 1609 dem Ephesischen Tempel als Weltwunder an die Seite stellt. Als der Edelsteinschneider Willibald Hesse einen Kopf von Achat mit Gold gefaßt vollendet hatte, schenkte ihm der Kaiser dafür eine goldene Ehrenkette. Ich glaube auch diese Arbeit in der kaiserlichen Schatzkammer noch nachweisen zu können.

Das größte Verdienst hat der kunstsinnige Kaiser jedoch unstreitig durch die Einführung der mit der Edelsteinsculptur verwandten Bergkrystallschleiferei in Böhmen. Er ist dadurch, ohne es zu ahnen, der erste Veranlasser der blühenden Glasindustrie des Landes geworden, denn die geschliffenen Krystallgefässe wurden stilistisch die Vorbilder jener späteren Industrie, welche eben durch diese Technik und Façon das bisher in allgemeiner Beliebtheit stehende venezianische Glas verdrängen sollte. Rudolph's erste Meister im Schliff des damals meist aus Tirol bezogenen Krystalls waren Italiener, denn jenseits der Alpen blühte vereint mit der wiederbelebten Edelsteinplastik das Fach seit einem Jahrhunderte und glänzte dort durch Meister wie Bernardi zu Mailand, Valerio Vicentino, Fra Marino u. A.

Die bedeutendsten Krystallschneider des Kaisers waren Mitglieder der Familie Miseroni, auch Misuroni, als deren ältestbekannte Vasari den Gasparo und Girolamo namhaft macht. Sie stammten aus Mailand und lebten in Florenz, wo sie für Herzog Cosimo viele Gefässe arbeiteten, von denen Einige noch in den Uffizien erhalten sind. Sie schnitten auch in Heliotrop und Lapis lazuli auf meisterhafte Art. Beide Brüder wußte Rudolph in seine Dienste zu ziehen. Gasparo's Sohn oder Neffe war, wie ich durch das Studium aller alten Nachrichten über die Familie gefunden habe, Dionis Miseron, welcher unter Ferdinand später Schatzmeister der Prager Kunstkammer gewesen und von dessen Hand die mehrere Fuß hohe Krystallpyramide aus dem Jahre 1653 in der Wiener Schatzkammer herrührt. Ein Ottavio Miseroni war ein zweiter Bruder des Gasparo und 1602 ebenfalls für den Kaiser thätig, für den er Gießbecken und Kandl fertigte. Endlich finden sich auch noch ein Ambrogio und Alessandro in Prag. Die Familie behielt den Posten bis in die Zeit Kaiser Leopold I. bei und ward 1608 unter Rudolph in den Freiherrnstand mit dem Prädicate de Lissom erhoben.

Dieser Dionis Miseroni war es, welchem General Königsmark unter Androhung der Folter das Inventar abverlangte, nach welchem nunmehr die systematische Spoliirung der Kunstkammer vor sich gehen sollte, gewiß umso schmerzlicher für den getreuen Diener seines Herrn, als Miseroni sich mit redlichem Eifer bemüht hatte, die Lücken, welche die letzten baieri-

schen und sächsischen Räubereien gerissen hatten, durch Rückkäufe und Neuerwerbungen wieder in Etwas auszufüllen. Nach dem Abzuge der ungebetenen Gäste muß es noch lange gar traurig in den halb entleerten Sälen ausgesehen haben, denn noch 1673 bemerkt der Reisende und Arzt Karl Patin, er habe kaum die Thränen zurückhalten können, als ihm Herr Miseroni die öden Schränke in dem Cabinete gewiesen habe.

Ein anderer Hauptmeister des Faches ist Francesco Tortori, gleichfalls aus Mailand, von dem eine prachtvolle Schale mit einem intaglioartig geschnittenen Bachuszuge vorhanden ist, das wunderbar Feinste in Krystallschnitt und Plasticität. Ob er selber in Prag war, vermag ich nicht nachzuweisen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur die erlesensten Schätze der Malerei namhaft machen wollte, welche aus des Kaisers Besitz später in alle Welt zerstreut wurden. Zu den Perlen der Sammlung gehören einige, die zum Glücke das Allerhöchste Haus noch heute sein nennt. So Albrecht Dürer's herrliches Dreifaltigkeitsbild, welches der Magistrat von Nürnberg dem Kaiser schenkte. Ein auf gleichem Wege nach Prag gelangter Holbein: der Segen Jacobs, ist verschwunden; für Dürer scheint sich Rudolph stets sehr interessirt zu haben, denn abgesehen davon, daß er bekanntlich das im zerstörten Zustande heute im Strahower Kloster befindliche Rosenkranzbild des großen Meisters aus Venedig über's Gebirge von Männern tragen ließ, damit es keinen Schaden leide, findet sich auch 1587 die Notiz, daß ein gewisser Breßlekh „zwo gemalte Dürrer'sche Tafeln zue sehen" aus Nürnberg brachte. Dagegen besitzen wir wahrscheinlich noch in dem Amor Bogenschnitzer im Belvedere das Originalbild Parmeggianino's aus der Kunstkammer, Tizian's Venus à la coquille gerieth in die Galerie Orléans, Christine von Schweden soll allein zehn Correggio aus der Beute erhalten haben. Tintoretto's Parnaß, für Kaiser Rudolph gemalt, kam nach Dresden u. s. w.

Von den Marmorfiguren, welche Francesco Grenville, Neffe des unter Karl V. und Philipp II. gedienten Ministers gleichen Namens, dem Maler Hans v. Achen und dem Edelsteinschneider Matthäus Krätsch für Rudolph übergab, sind eine Anzahl theils nach München, theils in's British Museum nach London gewandert, der hochgerühmte Elfenbeinaltar, welchen der Kurfürst von der Pfalz verehrte, ist verschwunden, dafür aber der Amazonensarkophag des Grafen Fugger in alter Herrlichkeit zu schauen.

Wer könnte daran zweifeln, daß der vielgeplagte Regent, der es sonst Niemandem zu Recht thun konnte und dem hinwieder auch selten Etwas entsprach, in dem Kosmos seiner Kunstwelt ein reines, wahres Glück empfand, wo sein Wille, sein schaffender Geist widerstandslos jedes Ziel erreichte. Hier war er ja wirklich Herr und mit Freuden Herr, hier wandelte er von Blüthe zu Blüthe, von Genuß zu Genuß. Und (nochmals muß ich darauf zurückkommen) dem gegenüber erscheint mir der echt deutsche Schulmeistergedanke, daß die Prager Kunstkammer nicht gut geordnet und zum allgemeinen Besten nicht genug ausgenützt gewesen sei, recht kleinlich. Es gibt Leute, die es bekanntlich nicht begreifen können, daß Einer seinen Horaz zum bloßen Seelenvergnügen in die Hand nehmen und das „Sic te diva

potens Cypri“ bloß zur Feier des Gemüthes lesen mag, ohne daraus Accusativ- und Infinitivconstructionen zu analysiren. Und so sind wir in Deutschland auch in der Kunst beinahe so weit, daß kein altes Meisterwerk mehr anders betrachtet wird, als, ob sich nicht ein paar brauchbare Ornamente und Motive herausquetschen lassen, der absolute Schönheitswerth bleibt immer mehr hinter dem Gewölke der relativen Nutzbarkeit verborgen! Ich weiß nicht, ob Kaiser Rudolph den Horaz gerne gelesen, das „Odi profanum vulgus“ war aber über seinem Cabinet in unsichtbaren Lettern geschrieben, denn zu seinen Lebzeiten gab es nur wenige Sterbliche, denen ein Blick in dies Heiligthum seines Genius vergönnt gewesen.

Wie haben es in unserem Vortrage einzig allein mit dem Kunstfreunde Rudolph, nicht mit dem Kaiser und nicht mit dem Astrologen zu thun. Aus diesem Grunde schließt nun das Jahr 1600 die Periode, welche uns beschäftigt. Nach dieser Zeit verschwindet das Lichtbild und schwarze Schatten senken sich auf das Dasein des bedauernswerthen Mannes. Das traurige Erbe der wahnsinnigen Johanna kam mit niederdrückender Wucht über seinen Geist, Krankheit, Gespensterseherei und Aberglaube bemächtigten sich der vorher zwar schon schwächlichen, aber hochedlen Natur und im selben Momente nahm der lichte Genius der Kunst, des armen Fürsten tröstender Geleiter durch's bisherige Leben, Abschied von seinem treuen Wirthe und überließ ihn den Dämonen der Alchymie und Astrologie.

Es gehört auf ein anderes Blatt, zu schildern, wie von nun an die russige Retorte des Goldmachers und der Hexenspuk der Horoskopsteller die freundlichen Gebilde des Meißels und den Zauber der Farben in den Hintergrund drängten; wie die Maler, die Bildhauer und Goldschmiede des Kaisers Interesse und Theilnahme allmälig verloren und Gauner aller Art, besonders seine erbärmlichen Kammerdiener und die schwindelhaften Goldmacher Svendibog, Kelley und Dee, notorische Betrüger, ihn zum Spielballe ihrer Schurkenlaune machen konnten. Wir behalten bloß die Kunstkammer im Auge, deren erster Räuber in der Figur des allmächtigen Kammerdieners Lang von Langenfels auftritt. Aus Gewinnsucht zum Christenthume übergegangen, hatte das „Jüdel,“ wie man ihn nannte, mit seinem Glaubenswechsel Alles aufgegeben, was ihn an Ehrlichkeit und Charakter hätte binden können; er mißbrauchte seinen Einfluß zu Bestechung, Verleumdung und Denunciation, bestahl dabei seinen Herrn wie ein Rabe, kaufte Güter und Häuser und besaß so viel Kostbarkeiten, daß eine Erzherzogin sich einmal über den Aufwand seiner Frau beklagte. Als er den Feldmarschall von Rußworm auf das Schaffot gebracht hatte, rühmte er sich laut, daß er des Kaisers Gnade aufgehalten und so sich an dem Feinde gerächt habe. Von den Händlern mit Kunstwerken ließ er sich erstlich für die Empfehlung an den Kaiser bestechen, dann nach abgeschlossenem Kaufe Percente geben und schließlich behielt er einen guten Theil noch dem Kaiser vor, indem er denselben als Geschenk des Verkäufers an ihn erklärte. Erzherzog Maximilian kam dem Hallunken zuerst auf die Spur und endlich ereilte ihn unter gräulichen Martern der Folter die Vergeltung.

Dennoch, ohne daß sein Nachfolger Martin Rucky sich hätte warnen lassen. Arm in des gütigen Kaisers Dienste getreten, sammelte er auf ebenso

schurkische Weise ein Vermögen von 100.000 Ducaten. Bei seiner Verhaftung wurden noch eine ganze Gesellschaft Antiquare, Juweliere und Diener eingezogen, er selber gab sich im Gefängnisse durch den Strick den Tod. Von nun an nimmt die traurige Ilias der Plünderungen ihren raschen Verlauf, deren trostlose Reihenfolge wir bereits angedeutet haben, nämlich: durch die böhmisch-protestantischen Stände, durch Kurfürsten Maximilian von Baiern, durch die Sachsen, durch die Schweden. Wir wollen uns nunmehr in Kurzem eine Vorstellung von der Menge dessen, was auf diese Weise abhanden kam, zu verschaffen suchen.

Ueber Beschluß der Stände wurden veräußert der Brunnen von Silber, Geschenk des Fürsten Liechtenstein, dessen Werth auf eine Million veranschlagt wurde; silberne Cabinete und Uhren und außerdem Gemälde, welche an Nürnberger Händler gegeben wurden. Die 1500 Wagen, welche nach Baiern abzogen, enthielten sechs Tonnen Goldes und viele Bilder. Die Sachsen annectirten auf 50 Wagen Naturalien, Antiken und Goldgeräth, Rüstungen und Bilder. Am empfindlichsten waren jedoch die Eingriffe der Schweden. Diesmal verschwanden das 300 Mark schwere Silbergeschirr, eine unzählbare Menge Edelsteine aller Art, 74 Goldknöpfe mit Diamanten, 276 andere Schmucksachen, 71 Bronzen, 11 marmorne Antiken, über 15.000 Medaillen, 116 Elfenbeinschnitzwerke, Bernstein, Korallen, 51 indische Objecte, 15 kostbare Uhren, Globen, Stahlspiegel, 63 mathematische Apparate, 333 Oelbilder und 34 werthvolle geschnittene Steine. Bei alldem ist ferner nicht zu vergessen, daß Königsmark, Wrangel und die übrigen Generale neben der Beute ihrer Königin Christine, welche norddeutsche Bücher eine kunstsinnige Dame zu nennen belieben, auch auf eigene Rechnung Kunstliebhaber waren — kurz, die herrliche Sammlung Kaiser Rudolph's ist heute über ganz Europa verstreut und verhilft gar mancher Galerie zu ihrem Weltrufe. In Münchens Nationalmuseum, in Dresdens grünem Gewölbe prangen zum Theile des österreichischen kaiserlichen Kunstfreundes Krystallgefässe, Goldarbeiten und Elfenbeinsculpturen; im Berliner Museum hängen seine beiden Correggio (Jupiter und Jo, Leda mit dem Schwan), Anderes kam auf allerlei Umwegen in die Galerie Orleans und heute nach London, endlich füllten sich Schwedens Schlösser, besonders Gripsholm, mit Kostbarkeiten. In Wien, wohin später die Reste des Cabinetes überführt wurden, befindet sich daher kaum mehr ein kleiner Rest der einstigen Herrlichkeit und wenn auch durch anderweitigen Vorrath die Sammlungen des künftigen Hofmuseums in großartiger Weise ergänzt wurden, so könnte man in einem gewissen Sinne dennoch recht bezeichnend für die historische Lage der Dinge auf die Ausgangsthür des Wiener Museums das Avis für den Besucher schreiben: Die Fortsetzung in München, Dresden, Berlin u. s. w.

Bereits war in Prag nach Herzenslust von Kaiser Rudolph's Kunstbesitz, den man bei seinem Tode auf 17 Millionen geschätzt hatte, verschleudert und verschleppt worden, als über die Trümmer des Cabinetes noch im 18. Jahrhunderte das schlimmste in Gestalt der aller Kunst bekanntlich stets so günstigen Bureauwirthschaft kommen sollte. Die österreichische Regierung konnte nicht umhin, die letzten Blumen von dem zerfetzten Kranze noch selber vollends herabzureißen und verkaufte! — erst 63 Gemälde, dann

wieder 69 für Dresden. Maria Theresia hat das Verdienst, durch ein besonderes Handschreiben noch acht kostbare Werke für Oesterreich gerettet zu haben. Auch bei diesem Anlasse aber wurden wieder Bilder von Velasquez, Veronese, Tizian und Rubens in Kisten, als „alte, werthlose Sachen" verpackt, einfach abseits gebracht. (Tizian's Leda: Nacktes Weib, von einer bösen Gans gebissen.) Endlich wurde der letzte Rest unter dem Donner der preußischen Kanonen 1756 in den Keller geworfen und blieb hier verschollen, bis die Burg sechsundzwanzig Jahre später in eine Artilleriekaserne verwandelt werden sollte und nur das besser Erhaltene aus dem Kellerverließ geholt und nach Wien geschickt wurde, das Uebrige kam zur Licitation, wobei die Münzen nach Gewicht, die Edelsteine nach Farben in Säckchen gesammelt, der Ilioneus als Eckstein von Marmor und eine Herzogsmütze als alte Tasche hintangegeben wurde. Und selbst dieser allerletzte, im Vergleiche zur ehemaligen Großartigkeit des Ganzen so unendlich dürftige Rest war bedeutend genug, daß daraus der Prager Buchdrucker Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld, und zwar wieder nur aus einem Theile, den er sich auf der Licitation erwarb, jene im Jahre 1799 nach Wien übersiedelte Sammlung gründen konnte, welche als Schönfeld'sches Museum im Hause 103 bei der Karlskirche aufgestellt war, dann 1821 an Baron Dietrich verkauft wurde und endlich, wie das in Oesterreich Mode ist, keinen heimischen Liebhaber findend, gleich so vielem Anderen nach Deutschland an Antiquitätenhändler um 28.000 Gulden veräußert wurde.

Das Schönfeld'sche Museum umfaßte 50.000 Gegenstände, wovon ein großer Theil aus der Prager Sammlung herrührte, darunter der Kunstwebestuhl und das Schachspiel aus Ebenholz und Elfenbein von des Kaisers eigener Hand 1594 gefertigt; alchymistische Bücher, Rudolph's Probirnadel und Ring, ein angeblich unter seiner Aufsicht geblasener Becher aus Rubinglas, ein elfenbeinernes Kripplein, welches ihm Anna von Liechtenstein schenkte, eine biblia pauperum, Uhren, darunter eine von Johann Schör in Augsburg, ein Geschenk Herzog Julius' von Braunschweig und ein von Sultan Amurath II. gewidmeter Becher, aus dem getrunken kein Gift schaden sollte, letzteres eine Sache, auf welche der argwöhnische Fürst große Stücke hielt, wie die vielen, oft in köstliches Email gefaßten Bezoare der kaiserlichen Sammlung beweisen, das sind Versteinerungen aus den Magen von Gemsen und Hirschen, deren Pulver als Gegengift eingenommen wurde. Noch am Sterbebette soll sich der Kaiser dieser Arzenei bedient haben.

Die Kunstkammer Rudolph's II. steht im Geiste vor uns wie ein zauberhaftes Märchen, von dem man zu erzählen anhebt: Es war einmal! Wohl unwiederbringlich dahin ist ihre Herrlichkeit, nicht allein für Oesterreich, sondern für die Welt. Wie ein Fatum berührt uns der Umstand, daß dieses wunderbare Reich der Kunst, wie es ein Einsiedler für sich gegründet hatte, bald nach seinem Hingange auch zergehen mußte, als entziehe sich seine Schöpfung getreu dem Sinne ihres Urhebers den Blicken der übrigen Menschen.

Ihm war sie lange Zeit Trost und edelste Erquickung, ihm gab sie Gelegenheit, für Oesterreich's Kunst, wenn auch nicht in unserem gemeinnützigen und öffentlichen Sinne, heilsame Anregungen und Förderung zu geben; das sei ihm unvergessen. Hätte Klio uns das geistige Porträt des unglücklichen Monarchen statt nur in der Umgebung des Thron- und Audienzsaales auch im Kunstcabinete getreulich vermerken und überliefern können, man würde heute gewiß nicht allein nur von dem Menschenfeinde und Melancholiker Rudolph sprechen.

Zugestanden: Rudolph besaß nicht die Herrschergröße, nicht die Energie und auch nicht die Leutseligkeit, welche so viele Mitglieder seines erlauchten Hauses auszeichnete, dafür concentrirte sich in seiner Individualität die Liebe zur herrlichen Kunst so allgewaltig und überreich, wie wohl in keinem nordischen Fürsten der früheren und späteren Zeit. Die romantische Ritterlichkeit des ersten Max, die Staatsklugheit Karl's V., die hohe, männliche Kraft des dritten Ferdinand, das Musiktalent Leopold's, Karl's VI. Prachtliebe, die Weisheit Maria Theresia's, ihres Sohnes Menschenliebe und Freiheitsdrang bis zu der unermüdlichen, allumfassenden Sorgfalt und Liebe für alles Gute und Edle in der erhabenen Person unseres erlauchten Monarchen, — all' das sind gleichsam verschiedene Farben, die ein kostbarer Diamant mit hundert seiner Facetten spielt. Ein schöner Ton in dieser Farbenpracht ist Rudolph's hoher Kunstsinn, eine Ursache des Stolzes für uns Oesterreicher. Wir trösten uns also über die geringschätzigen Urtheile, womit Rudolph der bekannte Stil der norddeutschen Buchhändlerliteratur abgefertigt hat und freuen uns dagegen eines edlen Wortes, das unser großer Dichter über ihn gesprochen und das da lautet: „Er war ein weiserer Fürst, als ihm die Hast der Uebereilung zugibt."





von

Jella Jednik.

I.

Das Leben ist ein stiller Fluß,
Von Sternen überstralt,
Manch bunte Lichter der Genuß
Auf seinen Spiegel malt.

Ein Feuerwerk, die Liebe, loht
Darüber prächtig hin,
Doch ach! Ein rasch Verglühen droht
Der schönen Schwärmerin.

Zerstoben ist der Funkentanz,
Das rote Licht entflohn —
Da zieht herauf mit stillem Glanz
Der Mond: Resignation.

Nach ihm folgt eine graue Zeit,
Die nichts erhellen kann,
Dann bricht von reiner Menschlichkeit
Der Sonnenmorgen an.

Der Fluß erglänzt und flimmert hell
Und stralt von dieser Stund',
Erwarmen muß die kühle Well',
Er selber bis zum Grund.

II.

Und also schließt mit Tränen dieser Tag,
Der so viel Lieb' und Freude bracht',
Und also folgt auf diesen lichten Tag
Wie auf die andern auch, die Nacht?

Es überströmen Tränen jeden Tag
Die Freuden alle, die er bracht',
Es folgt auf jeden, jeden Erdentag,
Und sei er noch so licht, die Nacht.

III.

Glühe, Sonne, nur hernieder,
Glühe mir auf Haupt und Stirn,
Sieh', ich schließ' die Augenlider,
Senge aus mein heißes Hirn.

Oder gieße, küler Regen,
Gieß' herunter gottgesandt,
Lösch' mit deiner Fluten Segen
Der Gedanken Feuerbrand.

IV.

Manchmal, wenn der Himmel weint,
Drückt mein Leid mich arg,
Aber wenn die Sonne scheint,
Bin ich stolz und stark.

Manchmal, wenn ich lachen hör',
Glaub' ich kaum daran,
Daß ich selber nimmermehr
Fröhlich lachen kann.

Manchmal kommt mir in den Sinn,
Sonderlich im Mai,
Daß nicht ganz mein Lenz dahin,
Daß ich jung noch sei.

Manchmal, wenn Du gütig bist,
Fül' ich heiß und froh,
Daß ich Dich noch lieben müßt',
Bliebst Du immer so.

Manchmal, trotz dem alten Leid,
Fällt mir plötzlich ein,
Daß vielleicht noch nicht die Zeit
Mag zum Sterben sein.

V.

Den Kreuzweg marternder Stationen
Macht eine Seele, bis sie frei,
Vorbei, wo die Pilatus wohnen,
An Ahasveros Haus vorbei.

Gehetzt von unverständ'ger Menge,
Die nie zur Zeit das Unrecht sah,
Du suchst umsonst in dem Gedränge
Die heilige Veronika.

Das Hohngelächter roher Knechte,
Verborg'ner Feinde Rachbegier,
Sie tödten Deine Menschenrechte,
Beleidigen den Gott in Dir.

Und sinkst Du auf dem Schmerzenswege
Erdrückt von Deines Schmerzes Last,
„Nur vorwärts“ lehr'n Dich Geißelschläge,
Bis Du erreicht Golgatha hast.

Nun aber, Seele, triumphire,
Es winkt das Ende Deiner Qual,
Blick' einmal noch in's Weltgewirre,
Und grüß' Johannes noch einmal.

Dann sprich die letzten sieben Worte,
Verschließ' Dein Aug' dem Stral des Licht's,
Durch kurzer Todesschmerzen Pforte
Stürz' jubelnd Dich in ew'ges Nichts.

VI.

Ja, wenn Du glücklich bist in Deinem Innern,
Dann magst Du ruhig wohl den Herbst erwarten,
Bedrückt Dich Schuld nicht, noch ein schwer Erinnern,
Dann schreckt Dich nicht der Blätterfall im Garten.

Dann lächelst Du vielleicht der grauen Tage,
Und legst den Abend bei der Flamme Knistern
Das Zwiegespräch im Dämmern auf die Wage
Gen aller Nebelgeister schreckhaft Flüstern.

Dann wecken Dir vergess'ne Kinderträume
Der erste Wirbel weißverstreuter Flocken,
Das Schneegewand am dürren Ast der Bäume,
Der lust'ge Klingklang lauter Schellenglocken.

Dann fällt voraus in jede Nacht voll Stürme,
Von süßem Frieden eine milde Kunde,
Bis einst die nächt'ge Stimme hoher Türme
Erzält von jener tannenduft'gen Stunde.

Und später, wenn bereits in Fluß und Bächen
Ein neues Rieselleben sich beginnt zu regen,
Dann überdauerst Du mit heiteren Gesprächen
Die düst're Jahrzeit ohne Sonnesegen.

Ja, wenn Du glücklich bist! — Doch bange Schauer
Ergreifen mich beim ersten Blätterfallen,
Und es erweckt des Herbstes stille Trauer
In meiner Brust ein schmerzlich Wiederhallen.

Ich klamm're mich an jeden Sonnenfunken,
Der siegreich wider Winternebel streitet;
An jeden Schmetterling, der schlummertrunken
Den letzten Blumen müd vorübergleitet.

Ich fürchte sie so sehr, die lichtberaubte,
Die Zeit der Einkehr und des Sichgenügens,
Vorbei mit Allem, was so gern ich glaubte,
Vorbei mit jeder Kunst des Selbstbetrügens.

Ich wollt', ich könnt' mich an die Vögel schließen,
Von raschem Fittig frühlingwärts getragen,
Mein Lebensbrünnlein hörte auf zu fließen,
Wie Quell und Strom in Winterbann geschlagen.

Ich wollt', ich könnte wie das Wild im Schnee
Einschlafen bei dem ersten kühlen Froste,
Daß ich die Welt im Lenzlicht wiedersähe,
Wenn schon am Baum die braune Knospe sproßte.

Ich wollt', ich lebt' in einem Wunderlande,
Wo Mensch und Blume nie die Sonne mißten,
Ich wollt', es ränn', wie Gold im dürren Sande
Ein Körnlein Glück auf meinen Pfad, den wüsten.



Astrid's Tod.

Schluß-Monolog des Trauerspiels „Die beiden Flüchtlinge" (Marsk Stigs döttrar) von Ludwig Josephson.

Nach dem Schwedischen
von
Gottfried von Leinburg.

Astrid

(winkt noch einmal mit der Hand zum Abschied nach hinten zu:)

Lebt wohl! — Lebt wohl!

(Nach einer Pause:)

So bin ich denn zu Ende. —
Ich sehe sie hienieden nicht mehr wieder,
Erst jenseits gibt's ein schön'res Wiederseh'n. —
Und dennoch bin ich glücklich, ja ich bin
Die Glücklichste der Sterblichen auf Erden.
Denn wer litt so wie ich, und wer erfuhr
Doch noch ein himmlisch Glück zuletzt, wie ich? —
Schon übervoll war meiner Leiden Maaß: —
Wie ich begann, so glaubte ich zu enden
Im Schmerz des Elends und in bitt'rer Noth.
Da glänzte mir mit einem Mal herauf
Ein Morgen voll von neuem Licht und voll
Von neuen Hoffnungen, und wie erwacht
Aus einem schweren, nächt'gen Traume, stand
Ich plötzlich da in einer Welt des Glück's. —
Ein sel'ges Leben hab' ich still in mir
Und heimlich dann gelebt. Ich habe schmerzlich
Bis in den Tod geliebt, und still ist's d'rum
Und heimlich jetzt der eifersücht'ge Tod,
Der mir mit Ungeduld den Brautkuß gibt
Und der mich ruft zu seinem Hochzeitsfest
Im bleichen Mondenschein auf Friedhofshügeln.

(Sie zieht ein Fläschchen heraus und drückt es an ihre Brust:)

Du köstliche Phiole, die das Schicksal
So ahnungslos mir in die Hand gespielt!
O es war gut, war klug und wohlgethan,
Daß ich dich unbemerkt bei Moßamor*
Zu mir nahm und verbarg in meiner Brust,
Du Hexengift, du Todeselixir,
Das rasch und wunderbar wie keines wirkt!

(Sie will trinken, setzt jedoch noch einmal ab und spricht still für sich wie in Gedanken weiter:)

Ein feiges Thun zwar ist's und wenig rühmlich,
Sich so mit Gift zu morden, statt mit Stahl. —
Doch will ich nicht mit Wunden, will ich nicht
In meinem Blute da am Boden liegen,
Wenn sie mich suchen: — schlafen will ich bloß
Mit einem Angesicht voll Ruhe und
Voll sel'gem Frieden; mit gebrochnem Auge,
Gebrochnem Herzen. — Denn das Gift, ich weiß es,
Läßt keine Spur zurück von seiner Kraft. —
Einmal im Leben, ach, es ist im Sterben,
Kann ich mich einer so unschuld'gen List,
So einer weiblichen, doch schuldig machen? —
Ruchlos und böse ist die That des Selbstmords,
So spricht die Welt: — Doch Gott der Herr spricht anders.
Denn er ist mild, und weiß, daß, wer nicht länger
Mehr lieben kann hienieden, Nichts mehr wünscht
Und sich nach Nichts mehr sehnt, als bald zu sterben.
Der Allbarmherzige da droben weiß,
Daß bloß bei ihm mir endlich Ruhe winkt,
Wo ich mit seinen Engeln beten kann
Für meine Lieben, die ich in der Welt
Zurückgelassen. — Mir den Weg zu weisen,
Wohin ich gehen soll, gab Gott mir gnädig
Jetzt selbst den Schlüssel zu dem Thor des Himmels.
Mich ruft mein Heiland, meine Mutter ruft,
Und folgsam solchem Mahnruf will ich denn
An diesem Birkenstamm da niederknie'n,
Der freundlich hold der Asche Astrid's dann
Die Thränen seiner niederhängenden,
Grüngold'nen Aeste weihen mag. — Komm, komm,
Du Labekelch, du sel'ger Willkommbecher,
Vom Strand der Geister mir gereicht! —

(Sie trinkt.)

Wie süß!
Nichts, Nichts von Schmerz! — Ein himmlisches Gefühl,
Den Sinn umnebelnd, wie mit Gluth berauschend!

(Sie wirft das Giftfläschchen nach rückwärts zu in den See hinein:)

* Der Name einer Hexe.

In die Fluth hinab mit dir! — Und Niemand ahne,
Daß du es bist, was mir den Tod gebracht.

(Sie wird blässer und blässer, sie fängt an zu schwanken, und man sieht schon, daß sie stirbt:)

So will ich denn, ich bleiche Todesbraut,
Noch einmal beten, ehe stolz von dir,
O Glück und Leben, ich im Maienlicht
Mich meiner Hoffnungen und Tage trenne,
Und still mit mir und mit der Welt in Frieden,
Will ich mich schwingen von der Nacht hienieden
Dahin, wo hell und licht in Himmelsau'n
Die ew'gen Freiheitshöh'n der Sel'gen blau'n.

(Sie sinkt auf die Kniee nieder, umschlingt mit dem einen Arm den Stamm des Baumes, indem sie sich so stützt und festhält, und blickt mit zum Gebete gefaltenen Händen andachtsvoll gen Himmel:)

O du mein Gott und Herr! Du Quell der Gnade,
Du läßt mich nicht . . . .

Sie kann nicht mehr; man sieht sie nur noch einige Minuten still für sich hinbeten, dann noch einmal stumm mit der Hand winken und endlich sanft und regungslos zu Boden sinken.)



Menschen, die nicht sind, aber existiren.

Von

Faust Pachler.

Cogito, ergo sum," sagt der Philosoph Descartes. „Denk' ich, so bin ich," übersetzt es Schiller. Ach, und Jener, die nicht denken, sind nur zu viele! Von ihnen würde Descartes daher sagen: „Non cogitant, ergo non sunt; sie denken nicht, folglich sind sie nicht."

Der gewöhnliche Mensch aber ist kein Philosoph und anstatt derlei Persönlichkeiten das Dasein gänzlich abzusprechen, erkennt er es vielmehr ingrimmig an und wettert: „Sunt, sed non cogitant; ergo non sint! sie sind zwar, das heißt: sie existiren; aber sie denken nicht, folglich sollen sie gar nicht sein, das heißt nicht existiren." Und vermuthlich hat jeder Leser, hat jede Leserin diesen Stoßseufzer schon oft gethan.

Wie manche Umwandlung von Höflichkeit in Grobheit, von Freundschaft in Abneigung, von Verkehr in Vermeidung ist einfach durch eine heimlich unverziehene Gedankenlosigkeit oder durch die heimlich unverziehene Rüge einer solchen veranlaßt worden, und wohl mehr als Eine Zukunft mag schon daran zu Grunde gegangen sein! Der unfreiwillige Beleidiger begreift die Empfindlichkeit des Zürnenden nicht; der Feinfühlende und unwillkürlich Denkende dagegen faßt die Rücksichts- und Einsichtslosigkeit eines Menschen von Bildung nicht. Jener hat keine Ahnung von der Marter, die er anthut, von dem Widerwillen, den er einflößt, ja, von der Angst, die er beständig erregt; dieser jedoch ahnt, wie sehr er, der Leidende! wegen seines sogenannt anspruchsvollen Wesens von der gedankenlosen, egoistischen Bequemlichkeit verlacht, verhöhnt, getadelt, ja, endlich fast geflohen wird. Und sonderbar! Er, der denkt, folglich ist, wird, wo möglich, zuletzt so behandelt, als ob er nicht existirte, während Die, welche sind, aber nicht denken, schließlich alle Nachgiebigkeit erfahren, die sie nicht verdienen, und zuletzt behandelt werden, als ob allein sie auf der Welt existirten.

Ein Blick in alle Lebenslagen, in alle Verhältnisse, auf alle Alter und Geschlechter, auf alle Orte und Zeiten liefert die Bestätigung.

Da trägt z. B. auf dem engen Trottoir einer äußerst belebten Straße, vielleicht gar des Abends, wo sie schlecht beleuchtet ist, ein Herr seinen Spazierstock oder Regenschirm quer unter dem Arme, so daß Jeder, der hinter ihm geht und Eile hat, in Gefahr kommt, einen Stoß in's Gesicht zu erhalten; so daß jede Wendung von ihm die kostbare Scheibe eines Ladens zertrümmern und die ausgelegte Waare beschädigen kann. Hat er sich diese üble Gewohnheit aus Bösartigkeit angeeignet? Nein! Aus Gedankenlosigkeit!

Oder er zündet sich eine Cigarre an und wirft das brennende Zündhölzchen bei Seite, ohne zu schauen, wohin — vielleicht auf das leichte Kleid einer Dame; oder er hält die noch glimmende so von sich, daß die glühende Asche sich an dem Rocke eines Vorübergehenden abstreift und einen Brandfleck hinterläßt; oder er streicht das Hölzchen in einer Weise ab, daß der Kopf davon dem gegenüber Sitzenden in's Auge oder auf die Hand springt, oder daß derselbe ein Loch in die damastene Tischdecke der Hausfrau brennt, oder er legt den noch nicht erloschenen Glimmstengel so neben oder vor sich hin, daß der beißende Rauch dann der Nachbarin Thränen und Husten erpreßt. Ist das Unart in Folge schlechter Erziehung? Nein! Gedankenlosigkeit ist es!

Hier z. B. kommt eine Dame aus einem der vielen Gründe, die kein Grund sind, zu spät in's Theater; sie macht eine ganze Reihe bereits andächtig Lauschender, die dann mit bestem Willen das störende Geräusch beim Auf- und Zuklappen der Sperrsitze nicht vermeiden können, aufstehen; sie legt ihren die hohe Frisur noch erhöhenden Hut nicht ab, der übrigens durch die Breite des Schirmes dem hinter ihr Sitzenden alle Aussicht auf die Bühne verwehrt, und ist gar sehr entrüstet über den Hintermann, der sie bittet, das Ungethüm von sich zu thun und dem unglücklichen Gesuchsteller für sein theures Eintrittsgeld doch den Anblick des Schauspiels zu gönnen; sie rauscht mit dem lärmenden Holz- oder Elfenbeinfächer so gewaltig, daß dem Ohre des Nachbars alle zarteren Nuancen des Dialogs oder der Musik verloren gehen; sie hat ihre Kleider aus eingepfefferten und eingekampherten Tüchern genommen, hat ihr Schnupftuch mit irgend einem starken Parfum getränkt, beleidigt so in Ruhe, wie in Bewegung alle Nasen in ihrer gräßlichen Nähe und rächt sich, wenn — nach löblicher Gewohnheit! — im Zwischenacte die Herren aufstehen, sich umwenden und den tabakduftenden Rücken auf den arg pomadisirten Chignon ihrer Vordermännin stützen, durch Hinterlassung eines wohlriechenden (?) Fettfleckes. Kann bei all' diesen Unannehmlichkeiten von böser Absicht gesprochen werden? Nein! Nur von Gedankenlosigkeit!

Oder sie entlehnt ein theures Werk, vielleicht nur einen einzigen Band davon, oder das so und so vielte Heft einer Zeitschrift und stellt endlich, wenn sie es überhaupt thut, das ihr Anvertraute nach ungebührlich langer Zeit und erst auf wiederholtes Drängen zurück, doch — voll unvertilgbarer Striche und Zeichen, die bald mit Bleistift, bald mit den Fingernägeln oder mit der Stricknadel gemacht sind, mit eingebogenen Ecken — sogenannten Eselsohren — mit ausfallenden, wo nicht gar zerrissenen Blättern, vielleicht nicht einmal mit sämmtlichen künstlerischen Beilagen, Kupferstichen, Karten, Tabellen u. s. w., mit Schmutzflecken in dem prachtvollen Einbande, mit Kaffee- und Tintenflecken auf dem Texte oder dem Rande. Und dabei wähnt sie, ein Buch sei wie eine Münze, die auch noch beschmutzt und abgegriffen

ihren Tauschwerth behält; dabei macht sie sich noch lustig über die verdutzte Miene des geärgerten Eigenthümers; sie, welche ein kothbespritztes Falbel sogleich waschen, eine zerknitterte Schleife sogleich ausbügeln läßt. Daß das Buch auch durch seine äußere Erscheinung Bedeutung hat und Freude macht, daß ein so übel zugerichteter Band aus einer Reihe heraus das ganze Exemplar entwerthet, das überlegt sie nicht, ahnt es nicht, glaubt es vielleicht gar nicht. Ist das nicht offenbare Gedankenlosigkeit?

Dort spricht ein Herr in einer größeren Privatgesellschaft oder an einem öffentlichen Orte vor allerlei unwillkommenen Zeugen einen Bekannten an und sagt mit dem harmlosesten Tone von der Welt: „Du, der X. ist gepfändet worden. Du bist ja sein Freund, Du mußt es wissen.“ Oder: „Der Y. bewirbt sich ja insgeheim um die Anstellung bei . . . . . .; ist das wahr?“ Oder: „Du, wie es heut' wieder über Dich losgeht in der Zeitung, das ist eine wahre Schande; Du wirst Dich recht geärgert haben.“ Dergleichen Leute gibt es mehr, als man ahnt, und sie denken nichts Arges dabei, das heißt: sie denken eben nicht. Und man kann noch froh sein, wenn sie nicht etwa ein uns persönlich Wichtiges, ein von ihnen zufällig erfahrenes Geheimniß uns als Frage oder Behauptung in's Gesicht schleudern, vielleicht in Gegenwart Derjenigen, die am allerwenigsten davon wissen sollten.

Oder sie erlauben sich Scherze, die zwar höchst unangenehm, aber an und für sich zu albern sind, um eine Antwort zu verdienen; die jedoch, weil sie nicht augenblicklich zurückgewiesen werden — und wenn, erst recht — ein schädliches Mißtrauen in den anderen Zuhörern gegen den Geneckten begründen. Oder sie finden es nicht der Mühe werth, einen schriftlich oder mündlich erhaltenen Freundesgruß zu überbringen, und bewirken so eine allmälige Erkaltung zwischen Zweien, die sich eben durch derlei Grüße seelisch nahe bleiben wollen; oder sie antworten nicht auf vertrauliche Briefe und bestätigen nicht einmal den Empfang von Zusendungen; sie sind eben zu faul und fehlen lieber gegen die allergewöhnlichste Anstandsregel, als daß sie sich überwänden und dem Absender durch einige Zeilen Beruhigung gewährten. Es steckt keinerlei böse Absicht hinter diesen Kränkungen und Nachlässigkeiten, keine Gleichgiltigkeit, sondern einfach nur Gedankenlosigkeit.

Hier wieder begegnen sich einige Gestalten weiblichen Geschlechtes an der Straßenecke; so viel ihrer sind, stellen sie sich zusammen und verrammeln förmlich die beiden Zugänge; sie haben sich so unendlich viel gleichgiltige Dinge zu sagen und der ganze Menschenschwall auf dem Trottoir muß ihrethalben einen Umweg nehmen. Oder sie steigen in einen Omnibus oder Tramwaywaggon ein und zwängen sich zwischen den Sitzenden und Stehenden in einer Weise hindurch, daß jedes Auge in Gefahr ist, ausgestochen, jedes Kleid, zerrissen, jedes Wagenfenster, zerschlagen zu werden; denn fast keine ist im Stande, wenn sie mit Packeten überladen eintritt, ihren Sonnenschirm richtig zu halten; und während sie die Packete, die Körbe, die Taschen ordnet und vielleicht auch noch die Decke des mitgebrachten Säuglings zurechtzieht, drückt sie den Schirmstock immer in der bedrohlichsten Weise an die Brust, statt ihn sogleich wegzustellen; oder sie nimmt aus Ersparungsgründen ihr sechs- bis siebenjähriges Kind, manchmal auch ein älteres auf den Schoß und erlaubt ihm, seine kothigen Schuhe an dem Knie des

Gegenübersitzenden abzuputzen oder die abgenagten Kirschkerne auf den Rock desselben zu werfen; oder sie schleppt mehr Gepäck mit, als sie bequem für sich und die Mitfahrenden unterbringen kann, und zahlt, obschon sie vielleicht auch noch eine dicke Person ist, doch nur für Einen Platz; mögen die Anderen zusehen, wie sie Raum finden! Ja, sie bittet oft sogar: „Erlauben Sie, daß ich dies Säckchen, diesen Korb, diese Schachtel hinter Ihre Füsse unter Ihren Sitz bringe," und zwingt einen ihr ganz fremden Menschen, der Hüter ihres Eigenthums zu werden. Und sie macht die stärksten Zumuthungen mit einer so munter zudringlichen Miene, daß man, um kein Flegel zu scheinen, sich Alles gefallen läßt, ja, vielleicht gar selber etwas zu halten übernimmt.

Oder sie sitzen beisammen und sprechen auf's angelegenste von Dingen, die sie nichts angehen, von Menschen und Thatsachen, die sie nur halb kennen, und lassen dabei der Zunge, wie der Phantasie freien Lauf; was sie sich so aus Unwissenheit in Entstellung mitgetheilt, erzählen sie dann aus Gedächtnißschwäche mit Veränderungen weiter und berufen sich im ehrlichsten Glauben an sich und die Freundin auf die Verläßlichkeit der N. oder O., die das wissen könne, sogar wissen müsse, die dabei gewesen u. s. w. Nur vergessen sie, daß die N., die es selbst gesehen, kurzsichtig, und die O., die es gehört, harthörig, und jede weit entfernt gewesen. Sie theilen sich das ganz absichtslos mit; sie sind sogar Alle wirklich verschwiegen, sie vertrauen es nur den besten Freundinen an, die so verläßlich sind, wie sie selbst. Ohne Ironie! Aber sie vergessen — das heißt, sie denken nicht daran — daß ihre Dienstboten aus- und eingehen, daß ihre Kinder anwesend sind. Sie ahnen nicht, daß sie so den Grund legen, wo nicht zu großem Unglücke, doch zu argen Verdrießlichkeiten; denn der bruchstückweise aufgefangene Inhalt ihrer Gespräche wird sich verbreiten, wie eine ansteckende Krankheit; was aber noch schlimmer ist, sie vergiften die harmlosen Gemüther der unreifen Kinder mit häßlichen, oft unbegründeten Vorurtheilen gegen Personen des engeren Verkehres; sie machen die jungen Seelen vorzeitig mit unedlen Dingen, mit Schwächen, Fehlern, Lastern bekannt, die ihnen noch lange unbekannt bleiben sollten. Und wenn ihre Knaben, ihre Mädchen späterhin die Kenntniß davon verrathen, so wundern sie sich und schieben die Schuld auf die Schule, auf den Mangel an Aufsicht seitens der Hofmeister und Gouvernanten, nur nicht auf sich selbst, auf ihre eigene unvorsichtige Schwatzhaftigkeit. Wollten sie Böses? Nein! Sie waren nur gedankenlos. — Uebrigens läßt sich das auch, und oft noch in höherem Grade von den Herren der Schöpfung sagen, die selten des Ortes und der Gesellschaft achten, wo sie sprechen, und zur Indiscretion auch die Taktlosigkeit fügen und, wenn man sie hernach wohlwollend oder tadelnd auf die begangene — Dummheit aufmerksam macht, ganz erstaunt ausrufen: „Ja, hab' ich denn etwas gesagt?"

Es versteht sich von selbst, daß auch in den unzähligen hier nicht erwähnten Fällen anzunehmen ist, es sei nicht die leiseste Spur von böser Absicht vorhanden und es liege ihnen wirklich nur die reine Gedankenlosigkeit zu Grunde.

Jeder sollte daher sich selber prüfen und „den Anderen nicht thun, was er nicht will, daß diese ihm thun." Und wie sich Jeder seelisch feinere Mensch geistig und moralisch selber zu erziehen sucht, sobald er einmal eine gewisse

Selbstständigkeit erlangt hat, so sollte er es auch gesellschaftlich. Sogar im engsten Familien- und Freundeskreise und in dem oft kaum größeren collegialen Beamten- oder im weiteren kameradschaftlichen Studenten- und Soldatenleben würden viele Zerwürfnisse und Gehässigkeiten vermieden werden, wenn die Leute sich nicht gar zu sehr gehen ließen, wenn sie selbst bei ihren gewöhnlichen, scheinbar bedeutungslosen Reden und Handlungen ein wenig überlegen, das heißt, denken wollten: nicht, wie sie sich angenehm, sondern ob sie sich nicht unangenehm machen. Das Weitere für den Verkehr ergibt sich dann mit Naturnothwendigkeit. Nicht allen Menschen ist der sogenannte Takt des Herzens angeboren, aber selbst dem Schwachkopf kann Rücksichtnahme auf die Umgebung beigebracht und angewöhnt werden. Selbst Einem, der bei jedem Examen durchfällt, kann so viel Denken gelehrt werden, als er zur Vermeidung der gerügten Unüberlegtheiten braucht. Und es ist geradezu grobe Vernachlässigung einer der wichtigsten Seiten der Erziehung, wenn man nicht schon die Kindheit dahinbringt und anhält, bei Allem zu denken. Wer wahrhaft ein Mensch sein will, denke. Und der Spruch des Descartes hätte vielleicht umgekehrt größere Richtigkeit: Cogito, ergo sum; das heißt: ich bin, folglich denk' ich.



Triest.

Von

Eduard Samhaber.

„Nur zu!“ Nur zu! Wer schneegekrönte Häupter
Empor steigt und auf Eisgefilden tanzt,
Der redet leicht. Ich habe Schlaf im Auge
Und Blei im Fuß. „Nur zu!“ Nun ja, ich komme!

Der Morgen graut. Noch ringt der Mond mit Wolken
Und wirft sein Licht wie höhnend auf den Berg,
Den kahlbesteinten, der vor uns sich dehnt.
Wie ist die Heimat so unendlich weit,
Und in der Fremde ist man doppelt fremd!

Was horchest du? — O zaubervolle Töne,
Die ihr herauf vom tiefen Meere wandelt
Und euch an uns mit leisem Gruße drängt!
Wie Kinderstimmen klingt das durcheinander,
Dazwischen auch des Vaters ernste Mahnung,
Die feierlichen Glocken von Sanct Just.

O fremde Erde! Wie so plötzlich bist
Zur Heimat du, zur liebenden, geworden,
Ich breite meine Arme nach dir aus
Und rufe wie zum Freunde: Sei gegrüßt!

Nur zu, nur zu! Der Schlaf ist aus den Augen,
Bedeutsam winkt der nahe Obelisk.
Ein Schritt noch und: o mare Tergesteum!
Es ist zu viel des Goldnen auf der Welt.
Ich kann nicht jauchzen und ich kann nicht weinen,
Und auch die Lippe, sie ist still und stumm,
Nur Eines kann ich, meine Hände falten:
Denn du bist groß und ewig wie ein Gott!

Und freundlich auch. Den himmelblauen Mantel
Hast du so weit und herrlich aufgeschlagen
Und rauschest spielend wie ein frommes Kind
Ans Uferland. Liebkosest auch
Die weißen Segel, die im Winde flattern
Und fernhin, wo der Himmel dich umarmt,
Gleich Silberschwänen auf- und niedertauchen.
Laß so mich von dir gehn! Verjüngend strömt
Dein Athem auf mich ein. Die Wellen flüstern
Und tragen mich, den ruhig lauschenden,
Sanftwiegend fort. — —

Das sonnige Gelände!
Gott Bacchus thront behaglich auf den Bergen
Und Göttinen mit dunklen Feueraugen
Kredenzen ihm den feurig dunklen Wein,
Halblauschen sie, die ewig heitern Kinder,
Zur Laube aus betäubendem Jasmin,
Daraus versteckt der lose Amor winkt.
Und hier im Land der Rosen und der Reben,
Wo Felsen glühen und der Himmel brennt,
O hier ist Alles Leben nur und Liebe,
Dem Tode selbst bekränzen sie das Haupt.

Zum Pharo nicht, der seine rothen Schlangen
In's Meer wirft, Fährmann! Auch an ihr vorbei,
Der Königin, in Gold und Marmor prangend,
Mich drängt es fort, du weißt es, nach dem Felsen
Und seiner Burg.
Verblutend sinkt die Sonne,
Es zieht der Mond, ein Träumender herauf.

Was ist dir, Freund? Du bist ja wie die Säule
So ernst und stumm!
„Wild rauscht das Meer und klettert
An mich herauf!"
Ich weiß, du liebst den Klang,
Mir ist er nur ein Nachhall meiner Seele.
Doch hast du Recht. Man könnte ewig weilen,
Es schaut sich ja so wundervoll hinab:
Zuweilen auch in mondbeglänzten Nächten
Steigt eine Krone aus dem tiefen Schooß
Blutschimmernd auf und nieder. Und dann träumt
Die Burg sich ein, mit ihren blaßen Säulen,
Und Busch und Baum und Quell und Grotte träumen,
Und du auch bist zum Träumenden geworden,
Du loser Schalk, der von dem blauen Himmel

Des Südlandmeers und was weiß ich, bezaubert,
So eben noch in Aphroditens Armen
Ein wohlgefällig Opfer ihr gebracht.

Nun aber komm und laß noch kurze Weile
Uns lauschen in die königliche Nacht!
Das Meer wallt auf, die Silberbronnen steigen,
Oliven grünen, Tamarinden wehn;
Und so wie einst in goldner Kindheit klingen
Verlorne Märchen wieder um mein Haupt.
Wie Abschied schmerzt, ich habe es empfunden,
Auch jetzt ist mir so heimatlich zu Muth:
Die fernen Ufer senden ihre Grüße,
Das Feuer blitzt, verschwimmt und leuchtet wieder,
Erinnernd an den väterlichen Herd.

„Du bist und bleibst ein Schwärmer, alter Knabe!
Den Stock zur Hand! Grignano läßt nicht warten,
Und auch der Weg verliert sich in der Nacht.“

O Miramar! Zwei deutsche Bursche ziehen,
Sie standen an der Schwelle nur des Traums
Und sind betäubt. Sie werden wieder kommen,
Dann rausche, Meer, vor Freude an die Wolken
Und trage uns hinunter nach dem Land,
Bei dessen Klange wir uns schon erheben
Wie Nordlandsschwalben vor des Winters Sturm.
Bis dahin aber rufen wir begeistert:
O mare! Miramare! lebet wohl!



Aus Paris.

Von

Josefine Baronin von Knorr.

In der Madelaine. *

Ich steh' als Fremde in den Hallen:
Es kommt an mir vorbei der Zug;
Die Braut im Schleier seh' ich wallen,
Der Seidenroben falt'gen Bug —
Indessen nah' den Hochzeitskerzen
Am Katafalk die Fackel weht,
Im Orgelklang ein Lied der Schmerzen
Erschütternd durch die Räume geht.

In farbig schimmernder Toilette
Naht hold die junge Sammlerin;
Im Modeschnitt die Form, die nette,
So wie zum Tanze schwebt sie hin —
Bis sie die Gaben rings empfangen;
Auf rothem Sammte kniet das Paar —
Und dort ist schwarz der Sarg behangen,
Ein Requiem am Hochaltar!

Es sind die einen jener Wonne,
Die andern jenem Jammer fremd,
Ob jene in des Glückes Sonne,
Ob dieser ruht im Leichenhemd —
Was soll das Grablied jenen Gatten,
Den Trauernden der Festtag sein?
Mir aber will des Todes Schatten,
Verschleiern ganz des Lebens Schein!

---

* Es fällt in Paris auf, daß dort Trauungen und Leichenfeierlichkeiten zuweilen gleichzeitig stattfinden.

Mittfasten.

Im Fastenernst, im Winterschooß
Bricht plötzlich laut die Freude los;
Auf einmal aus der Buße Nacht
Ist Licht und Heiterkeit erwacht.
Es sprudelt frisch der Lebensquell
Und Funken sprüht er farbenhell;
Gewänder glänzen wunderbar
Im tollen Zug der Maskenschaar.
Im Wagen thront die Königin
Nach altem Brauch, die Wäscherin,
So wie ihr Linnen blank und weiß
Erprangt sie in der Schönheit Preis!
Geführt von Müttern wandeln hold
Die Kinderlein in Sammt und Gold,
Als Musketier und Frau Marquise
Verkleidet sieht sie heut Paris,
Und lieblich gibt ihr Reigentanz
Mittfasten erst den rechten Glanz.
Mit einem langen Athemzug
Geschieht dem Frohsinn heut genug,
Wie aus der Wolke Sonnenschein
Bricht in den Tag der Jubel ein!
Und ob es ernster wird darauf,
Gehemmt wird doch des Trübsinns Lauf,
Es naht der bangen Trauer Schluß:
Man weiß, daß Ostern kommen muß!





von

Josef Tandler.

Götterwonne.

Mag ew'ge Lust der Götter Saal erhellen,
ein Blick hinab, wo Thränenfluten wellen,
wo jedes Aug' um gröߴre Klarheit fleht,
in jedem Odem eine Frage weht,
wo Wahnsinn droht aus Bangniß vor der Lüge —
umwölkt mit Ernst auch eines Gottes Züge!

Und sinnt er für sich selbst auf neue Wonnen,
nichts Höheres hat je ein Gott ersonnen
als jenen freudeseligen Moment
in welchem ihn ein Menschenherz erkennt;
wenn den, in Zweifeln mattgequälten Seelen
er länger nicht die Wahrheit darf verhehlen.

Die Herbstzeitlosen.

Du schwingst den Stab uns zum Verderben,
uns zu vernichten droht dein Fuß!
Warum zum Dank' ein schmachvoll Sterben
für einen letzten Blumengruß?

Erst, wenn von deiner Sense Streichen
der welkste Halm hinweggerafft,
erheben wir den Kelch, den bleichen,
aus langer, banger Erdenhaft.

Nicht sprich den Fluch, den unbedachten,
die ungerechte Klage aus!
Nicht ist es Mord, nach dem wir trachten,
nicht bringen Tod wir in dein Haus.

Sind wir dein einz'ger Feind auf Erden,
hat Blütenreiz dich nie verführt?
Kann dir aus uns kein Heilkraut werden,
so laß gewarnt, uns unberührt.

Uns ist es Leben, was von innen
so wonnig zur Entfaltung drängt:
und läßt sich Gift daraus gewinnen,
ist der ein Mörder, der es mengt!

Die Kranzflechterin.

Beschattet von der duft'gen Linde,
rings Abendsonnenglanz,
im Schoße blühende Gewinde,
vollendest du den Kranz.

Wird ihm das schönste Los, zu prangen
im Lockenhaar der Braut?
Wird er als Preis die Stirn umfangen
des Helden, blutbethaut?

Verschwiegen hältst du im Gemüthe
was lust-, was schmerzgeweiht;
für beides hast du Blüt' an Blüte
mit strenger Wahl gereiht.

Du hast dem Ernste zugeschworen,
der Schönheit Priesterin;
o bliebe dir doch unverloren
ein lebenswarmer Sinn!

Laß glauben mich, daß in Gedanken
du and're Blumen brichst,
daß aus der Liebe Blütenranken
du schön're Kränze flichst.



Die Aeltere.

Novelle.

Von

H. Wild. (Ad. Wésemal.)

Ja, sie war die Aeltere. Sie war es nicht so sehr, daß sie gegen ihre Schwester hätte eigentlich alt erscheinen können: fünf Jahre höchstens betrug der ganze Unterschied; aber diese fünf Jahre genügten, um über ihr Leben den Schatten zu werfen, der nicht mehr von demselben weichen sollte, und selbst der Entwicklung ihres Charakters eine andere Wendung zu geben.

Bis zu ihrem fünften Jahre war sie das angebetete einzige Kind ihrer Eltern gewesen, geliebt und verhätschelt, wie es bei einem einzigen Kinde — einem sogenannten „Angstkinde" — gewöhnlich der Fall ist; da wurde ihr ein Schwesterchen geboren.

Früh am ersten Weihnachtstage hatte der Vater sie aus ihrem Bettchen geholt: „Komm," sagte er, „sieh, was der heilige Christ dir beschert hat."

Und Gustchen vergaß, daß sie am vergangenen Abend vergebens auf das Anzünden des ersehnten, hundert Mal versprochenen Bäumchens gewartet oder vielmehr, daß sie nicht darauf gewartet, daß ihr kleines Herz zum ersten Male in bangem Zagen geklopft hatte.

Hatte sie doch die Mutter den ganzen Tag nicht gesehen; hatte man ihr doch gesagt, daß sie drinnen krank liege und so oft ihr Töchterchen auch an die Thüre des Schlafzimmers pochte, immer war es zurückgewiesen und endlich hart gescholten worden, bis das arme Kind zuletzt nur noch gewagt, sachte um dieselbe zu streifen, aber aus der Nähe wich sie nicht.

Fühlte sie doch dunkel, daß etwas Geheimnißvolles, Entsetzliches sich hinter dieser verschlossenen Thür abspann; sah sie doch die Leute mit verstörten Gesichtern achtlos an ihr vorübereilen, sie, die bis jetzt der Mittelpunkt des häuslichen Lebens gewesen, und selbst ihr Vater hatte heute keine Liebkosung und kaum einen Blick für sein sonst so übermüthiges, jetzt ganz

eingeschüchtertes Kind, und Gustchen hätte Alles gegeben, was sie besaß, den Christbaum mit eingerechnet, nur um einen Augenblick das Kleid der Mutter mit ihren Händchen halten zu können, und das geliebte Antlitz wie sonst immer, wie erst gestern Abend noch, in zärtlicher Liebe über sich lächeln zu sehen.

Und endlich hatte man sie zu Bette gebracht, viel früher als sonst, denn man wollte sie aus dem Wege haben, und auch nicht in dem Zimmer der Mutter, sondern im Kinderzimmer, wo ihre Spielsachen standen, wohin man in der Eile ihr Bettchen geschafft und wo jetzt auf einmal auch das Stubenmädchen schlafen sollte. Die Mutter war nicht gekommen, sie beten zu lassen und sie mit einem letzten Kusse für die Nachtruhe einzusegnen — sie hatte heute gar nicht gebetet — hatte doch Niemand Zeit gehabt, daran zu denken, und zum ersten Male in ihrem kurzen Leben hatte Gustchen sich in den Schlaf geweint.

Aber am anderen Morgen, da war plötzlich Alles anders gewesen, da hatte der Vater sie geweckt, und als sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben, hatte die Sonne ihr fröhlich in die Augen geschienen und fast fröhlicher noch lachte der Vater und sagte nochmals:

„Komm', komm', Gustchen, sonst fliegt uns das Christkindchen gar wieder fort."

Und dann hatte er sie auf den Arm genommen, im Hemdchen, wie sie war, und hatte sie nach dem Zimmer der Mutter getragen und Gustchens Herz hatte angefangen in freudiger Erwartung zu klopfen, denn sie meinte nicht anders, als die Mutter warte neben dem angezündeten Christbaum.

Aber drinnen war es dunkel oder vielmehr Dämmerschein und die Augen des Kindes mußten sich erst an die veränderte Beleuchtung gewöhnen, bevor sie die Gegenstände deutlich zu erkennen vermochte. Da sah sie denn die Mutter auf ihrem Bette liegen mit unaussprechlich müden und doch glückseligen Augen und einem süßen Lächeln in dem bleichen Gesichte, welches das ferngehaltene und nun wieder zu Gnaden angenommene Kind liebevoll willkommen hieß.

Wie hatte Gustchen sich gestern nach einem solchen Lächeln gesehnt. Allein heute bemerkte sie es nicht. Sie sah nicht die schwachen Hände, die sich hoben, den Liebling zärtlich auf ihrem Lager zu empfangen, denn neben dem Bette der Mutter, da, wo sonst Gustchens Bett gestanden, da stand jetzt etwas weit Wichtigeres, etwas, das augenblicklich ihre ganze Aufmerksamkeit ausschließlich in Beschlag nahm, nämlich ein anderes Bettchen, dem ihrigen ähnlich, nur viel kleiner noch, und darin, in weiße, weiche Kissen gehüllt, die braunen Fäustchen trotzig gegen die runden, sammtartigen Wangen gedrückt, ein Kindchen, ein ganz kleines, so klein, daß Gustchen schier die Augen aus dem Kopfe traten vor anstaunender Verwunderung.

Endlich half sie sich auf echte Kinderart: Sie steckte den Daumen der einen Hand in den Mund und wies mit dem Zeigefinger der anderen fragend auf das überraschende Wesen hin.

„Das ist Dein Schwesterchen," erklärte lächelnd der Vater, „das Christkind hat gesehen, daß Du immer so allein bist und da hat es Dir ein Schwesterchen beschert."

Gustchens Gesicht strahlte im höchsten Entzücken. Das war freilich besser als der schönste Christbaum.

„Gieb's her — ich will's haben!“ war denn auch ihr rascher Beschluß und sie machte gefährliche Anstrengungen von dem Arme des Vaters herunter nach dem schlafenden Kinde hin.

Der Vater lachte, auch die Mutter lächelte.

„Komm' her zu mir, Gustchen,“ sagte sie leise.

Doch die matte Stimme verhallte ungehört von dem aufgeregten Mädchen und es kostete Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß das Schwesterchen ihr zwar beschert worden, daß es aber durchaus nicht geweckt werden dürfe, daß es überhaupt sich noch lange nicht zum Spielen eigne, und wenn Gustchen nicht ganz brav und still sei und es vollkommen ruhig lasse, es gewiß einmal recht böse werden und in den Himmel zurückfliegen werde.

„Hat es Flügel? Kann es fliegen?“ war Gustchens schnelle Erwiderung.

„Wie wäre es denn sonst vom Himmel herabgekommen?“

Dagegen fand Gustchen nichts einzuwenden und auf dem Bette der Mutter sitzend, wo der Vater sie indessen niedergelassen, betrachtete sie gravitätisch das unbegreifliche kleine Wesen, das ihr gehörte, ihr vom Christkinde beschert worden und das sie doch nicht anrühren durfte, das Flügel hatte und davon fliegen konnte, sobald es wollte und das Schwesterchen erschien ihr ordentlich ehrwürdig, fast wie ein höheres Wesen, ja, es wurde ihr beinahe unheimlich, wobei jedoch ein gewisser Grad von Neid gegen dieses hochbegabte Kindchen keineswegs ausgeschlossen war.

Ein förmlicher Trost war es daher für sie, als die Mutter ihr liebkosend auseinandersetzte, daß auch sie, Gustchen, einst Flügel gehabt, wie alle kleinen Kinder, da ja alle ohne Unterschied aus dem Himmel kommen, daß aber das Christkind sie ihr nicht mehr wiedergeben könne, da ja einem so großen Mädchen die kleinen Flügel nicht mehr passen würden.

Das sah Gustchen ein und innerlich zu vollkommener Harmonie hergestellt, fuhr sie schweigend in ihrer Betrachtung des Säuglings fort, die großen Ereignisse des Tages in ihrem kleinen Kopfe hin und her wälzend, wobei sie, wahrscheinlich, um den schweren Proceß des Denkens zu erleichtern, mit vielem Eifer fort und fort an ihrem Daumen sog.

Endlich war sie lange genug im Zimmer gewesen und es wurde ihr bedeutet, daß sie nun gehen und warten müsse, bis die Mutter sie wieder rufen lasse; allein dagegen rebellirte das verwöhnte Kind mit aller Entschlossenheit und als der Vater Gewalt brauchen wollte, schrie sie frischweg darauf los auf die Gefahr hin, das wunderbare Wickelkind augenblicklich davon flattern zu sehen. Erst auf das wiederholte Versprechen, daß sie, sobald sie gefrühstückt habe und angezogen sei, wiederkommen und still auf ihrem Stühlchen sitzend, das Erwachen des Schwesterchens abwarten dürfe, ergab sie sich, wenn auch noch immer schluchzend in die herbe Nothwendigkeit.

Und so kündigte sich für die bisher allmächtig gebietende Einzige das Leben des Schwesterchens durch eine Kette kleiner versagter Freuden an.

Einige Tage später wurde der Christbaum nun doch noch gerüstet, aber die feierliche Stimmung fehlte, welche nur der Weihnachtsabend mit

sich bringt, und wenn auch Gustchen im Taumel der Freude über die neuen Spielsachen sich das wenig anfechten ließ, so war doch auch auf ihren Jubel der Dämpfer gesetzt, daß sie in beständiger Berücksichtigung des Neugeborenen weder zu laut lachen, noch ihr Entzücken wie sonst in fieberhafter Ausgelassenheit austoben durfte, und als sie am nächsten Morgen den wohlgemeinten Versuch machte, dem Schwesterchen einen ganzen chocoladenen Maikäfer sammt Füssen und Fühlhörnern als Pfand der Liebe in den kleinen Mund zu stopfen und man ein paar Tage später, aller Mahnungen der Mutter zum Trotz, die Kleine halb erstickt von einem Marcipansoldaten in ihrem Bettchen fand, wurde der Baum ohne Gnade abgeräumt und die Leckereien weggeschlossen, welche ganz ungewohnte mütterliche Strenge Gustchen zahllose Thränen kostete.

Uebrigens hatte das Schwesterchen, nachdem unwiderruflich bewiesen war, daß es weder sprechen, noch gehen könne, noch überhaupt als lebendiges Spielzeug zu verwerthen sei, sehr von seinem Nimbus verloren. Allein wie in fast allen kleinen Mädchen, waren auch in Gustchen die mütterlichen Instincte bereits stark vertreten und stundenlang konnte sie bewundernd zu den Füßen der Mutter oder neben dem Bettchen der Kleinen sitzen; sie stellte tausend Fragen, die nicht immer leicht zu beantworten waren und freute sich dabei herzinniglich über das Regen und Strecken der winzigen Fingerchen und Zehen und lachte das Schwesterchen im Wonnegefühl des üppig aufkeimenden Lebens dann und wann hell auf, dann stimmte in der Regel auch Gustchen unwillkürlich mit ein. Ohne Widerrede, ja, mit einem gewissen freudigen Stolze brachte sie alle kleinen Opfer, welche von ihr gefordert wurden; hieß es dabei doch immer, daß sie die Aeltere sei und daher vernünftig sein müsse, und fühlte sich überselig, wenn sie auch einmal wie eine wirklich Große, das dicke Püppchen einen Augenblick auf den Armen halten und ihre warmen Kinderlippen auf das fette Gesichtchen drücken durfte.

Das Alles war süß selbst in den kleinen Hemmnissen und Entbehrungen, die es mit sich brachte, weil es einem tiefen, natürlichen Liebesquell entfloß, der sich ungehindert über einen widerstandslosen Gegenstand ergießen durfte; minder süß war es, als das Schwesterchen mit der Zeit auch einen eigenen Willen, und zwar nicht immer den liebenswürdigsten, zu entwickeln begann; wenn sie zum Beispiele Verlangen nach Gustchens Bilderbüchern und Spielsachen bekam und sobald diese nicht gleich willfahrte, ohne Umstände von dem Arm der Wärterin oder der Mutter herab in Gustchens reiche Locken griff und sie zauste, als ob der Kopf, der an diesen Locken hing, aus Holz oder sonst einem unempfindlichen Material geformt sei. Dann traten wohl Thränen des Schmerzes und Zornes in Gustchens Augen, und der Zuspruch, daß sie die Aeltere sei und daher nachgeben müsse, fühlte sich zwar noch immer als eine Ehre, daneben aber als einen sehr geringen Trost. Und wenn sie aus der Schule kam und die geliebte Puppe Dorothea mit zerschelltem Kopfe und in deren schönen Stube eine Verwüstung antraf, als sei ein Erdbeben darüber hingegangen, dann hatte jener versöhnende Spruch alle Macht verloren und Gustchen brach in stürmische Rebellionen aus, welche gewöhnlich damit endeten, daß sie, der Wand zugekehrt, in irgend einem Winkel Schildwache stehen mußte.

Aber die Kleine wurde größer und damit wurden auch an Gustchen größere Anforderungen gestellt. Hatten die Dienstboten zu viel zu thun, so war es an der älteren Schwester, das Kind in den Garten zu führen und hier, während ihr selbst die Spiellust in den jungen Gliedern pochte, mit Gesetztheit über das oft eigensinnige Nesthäkchen zu wachen und so gut als möglich auf dessen noch unklare Ideen einzugehen, und da fand sie es manchmal eine rechte Plage, immer und immer die Aeltere sein zu müssen. Auch können wir leider nicht sagen, daß sie dem in sie gesetzten Vertrauen jedesmal genügend entsprach. Ein rother Apfel zwischen dunklem Laub, ein vorbeischwebender Schmetterling, ein Vögelchen, das so nahe kam und so zutraulich schien und doch, recht boshaft, immer wieder der gierig zugreifenden kleinen Hand entschlüpfte, entführten sie nur zu oft der ihr zugewiesenen Pflicht und flog dann die Mutter auf das gellende Geschrei des verlassenen Kindes herbei und fand den kleinen Liebling allein mit beschmutztem Kleidchen oder gar mit zerkratztem Gesichtchen, dann blieben für die unachtsame Aeltere die schlimmen Folgen natürlich nicht aus, und so lieb sie es trotz alledem hatte, so markirte das Dasein des Schwesterchens immer entschiedener in ihrem Leben zwar durch manche frohe Stunde, aber noch weit mehr durch Ströme von Thränen, erpreßt durch die verdiente Strafe einer Menge kleiner Sünden, zu denen dieses Schwesterchen, wenn auch ganz unschuldig an denselben, doch die eigentliche Veranlassung war.

Wir können allerdings nicht leugnen, daß die Kleine, wie fast alle Nesthäkchen, ein nach allen Regeln der Kunst von Vater und Mutter verzogenes Kindchen war; sie war aber auch ein allerliebstes Kindchen, das sich mit seinen hellen Locken und freundlichen blauen Augen einem Jeden ins Herz lachte und dem es schwer war, auf sein reizendes „Bitte, bitte“ mit einem barschen „Nein“ zu antworten.

Aus dem niedlichen Gustchen hatte sich indessen ganz unmerklich eine lange, ziemlich ungelenke Guste entwickelt, Lehrstunden und Schulaufgaben füllten immer mehr ihre Zeit aus und damit hörte auch der größte Theil ihrer Lilliput-Leiden auf. Julchen bewegte sich jetzt selbstständiger und hatte ihre eigene kleine Welt, in welcher die größere Schwester eigentlich überflüssig war und als endlich auch für Julchen die Zeit des Lernens begann, beugte auf diesem Felde der Unterschied des Alters allen Collisionen vor. In ihren freien Stunden ging Auguste der Mutter bereits vielfach helfend an die Hand, während das Nesthäkchen sich noch ungehindert in kindischer Spielfreude tummeln durfte. Es wurde überhaupt wenig von Julchen verlangt, was ihre glückliche Freiheit hätte verkürzen können; war doch Auguste da, und es verstand sich von selbst, daß, wo eine Lücke im häuslichen Getriebe entstand, es die ältere Tochter war, welche in die Bresche treten mußte.

Sie that es gern; sie fühlte wieder die Ehre ihrer Stellung als älteste Tochter des Hauses und nahm sehr gern einen mütterlich ermahnenden Ton gegen die jüngere Schwester an, den diese zwar meistens schnippisch genug beantwortete, doch aber einen gewissen Respect vor den reiferen Erfahrungen und der Weisheit der Aelteren nie ganz verleugnen konnte.

So hatten die Schwestern, die eine das siebzehnte, die andere das zwölfte Jahr erreicht, als der bisher klare Himmel der Familienverhältnisse

sich plötzlich trübte. Ein Bankhaus, bei welchem der Vater den größten Theil seines Vermögens stehen gehabt, fallirte und ein langwieriger Proceß fügte zu dem Schmerze des Verlustes auch noch die Pein einer mit tausend Widerwärtigkeiten gepaarten Ungewißheit. Das Behagen, in welchem die Familie bis jetzt gelebt, mußte in vielen Punkten eingeschränkt werden, die überflüssige Dienerschaft wurde entlassen, nur eine Magd für die gröberen Arbeiten beibehalten und im Hause eine kleinere Wohnung bezogen.

Das war ein harter Schlag, besonders für die Eltern. Den Vater traf es wohl am tiefsten, umsomehr als er sich vorwerfen mußte, das Unglück durch ein Uebermaß von Vertrauen theilweise selbst herbeigezogen zu haben, und er ließ seinen Verdruß über die Ungerechtigkeit des Schicksals an Allem aus, was mit ihm unter diesem Schicksal litt, also vor Allem an Weib und Kind. Und doch war es nur aus Liebe zu ihnen, daß er den Verlust so schwer empfand, aus Sorge für ihre Zukunft, für ihr zerstörtes Glück, daß er ihnen das Leben noch schwerer machte, als es ohnedies schon war. Er haderte und nergelte mit Allem und nichts war ihm recht, was um ihn geschah. Dazu begann seine Gesundheit zu leiden, er hüstelte beständig und seine Gesichtsfarbe änderte sich fast plötzlich von einer gesunden kräftigen Röthe zu einem krankhaften ledergelben Braun.

Die Mutter ertrug es ruhiger, wenigstens in gewisser Beziehung, aber wenn sie auch keine Klage laut werden ließ über die mannigfachen Opfer, welche die veränderte Lage ihr auferlegte, heimlich fühlte sie sich durch dieselben gedemüthigt und dabei kam sie, nach Frauenart, über Kleinigkeiten weit schwerer hinweg als ihr Mann. Daß eine Freundin sie minder herzlich gegrüßt, daß sie bei einer Einladung übergangen worden, das waren Kränkungen, oft wohl nur eingebildete, die aber nichtsdestoweniger verbitternd an ihrem Gemüthe nagten.

Ihrem Manne sagte sie freilich nichts davon. Der mußte geschont werden um jeden Preis. Nie, in keinem Augenblicke vergaß sie die Liebe, die sie als Braut ihm am Altare gelobt und erschwerte auch nur durch einen Seufzer seine ohnehin so drückende Last. Aber für ihre Tochter hatte sie dieselbe Rücksicht nicht. War doch Auguste die Aeltere, hatte sie doch Sitz und Stimme im Rathe der Familie, und das Vertrauen der Eltern zu besitzen, war ihr geheiligtes Recht. Und so ergoß sich denn unaufhaltsam in das Ohr des jungen Mädchens der unversiegbare Klagestrom der Mutter, ihre bitteren Bemerkungen, ihre herben Seitenhiebe, zugleich mit der Sorge über das üble Aussehen des Vaters, nicht selten mit einer, der seinen verwandten Nergelei gewürzt, daß Guste sich so wenig nach ihm zu richten wisse, daß gerade sie, die doch die Aeltere sei und die Vernünftigere sein sollte, so gar kein Verständniß für die Wünsche und Bedürfnisse ihres Vaters habe.

So eingekeilt zwischen der krankhaften Reizbarkeit des Vaters und den unzufriedenen Ergießungen der Mutter, war es kein Wunder, daß das arme Mädchen, vor dem die Welt ihre schönsten Seiten nur zu entfalten begonnen, um sie sogleich wieder zu verschließen, oft rothgeweinte Augen hatte und besonders den Expectorationen der Mutter mehr duldendes Zuhören, als wirkliche Theilnahme entgegenbrachte.

Und bei dem Allen hatte sie in der Stille noch ihr ganz persönliches eigenes Leid.

Wieder war eine Wandlung mit Auguste vorgegangen. Der ungelenke Backfisch hatte sich im Laufe der Zeit zu einem ungemein anziehenden, ruhig heiteren Mädchen gestaltet, dem die vielseitigen Geduldübungen, die sie in ihrer geschwisterlichen Carrière durchgemacht, eine gewisse angenehme Reife verliehen und, was von größerem Werthe ist, einen reichen Fond schöner, selbstloser Liebe in das Herz gelegt hatten. Da sich mit diesen Vorzügen auch eine schöne Mitgift verband, so war nichts natürlicher, als daß es ihr trotz ihrer Jugend an Bewerbern nicht fehlte. Vor allem Anderen war es ein hübscher, junger Mann von guter Stellung, der das liebenswürdige Mädchen bei jeder Gelegenheit auffallend genug auszeichnete, um jede andere Annäherung zu verscheuchen. Auch ihre Eltern sowohl, als die seinigen begünstigten die Werbung, täglich wurde seine Erklärung erwartet und allgemein sah man die Verlobung als eine bereits abgemachte Sache an.

Da kam das Unglück und der Bewerber zog sich zurück.

„Ja, wäre nur Auguste gewesen," so suchten seine Verwandten ihn zu entschuldigen, „das Mädchen besaß Werth genug, um auch mit leerer Hand jeder Familie willkommen zu sein — aber die gebrochene Existenz der Uebrigen und vor Allem die noch unerzogene Schwester, die über kurz oder lang wahrscheinlich dem Schwager gänzlich zur Last fallen würde!"

Auguste klagte nicht, sie wurde nur auffallend stiller und bleicher. Und auch der Vater sprach nicht darüber; der Schimpf, der seinem Kinde angethan worden, war ihm zu tief gegangen, als daß der Name des Beleidigers jemals wieder hätte über seine Lippen kommen können. Die Mutter dagegen war nicht fähig, den neuen Schlag schweigend zu verschmerzen, und selbst Augustens äußere Fassung war ihr dabei ein beständiges Aergerniß. Und so wechselten denn bei ihr die Vorwürfe über die Kälte der Tochter, durch welche sie den Treubruch herbeigeführt haben sollte, mit Charakterschilderungen des Abtrünnigen, die es als ein Glück mußten erscheinen lassen, daß aus der Heirat nichts geworden war.

Nun hatte sich Auguste allerdings ihrem Bewerber gegenüber in echt jungfräulicher Schüchternheit mehr zurückhaltend als entgegenkommend verhalten, und vielleicht war es nicht wirkliche Liebe, was sie für den jungen Mann empfunden, aber doch war es das erste Aufblühen ihrer Seele gewesen, doch glaubte sie an dessen Ewigkeit und sie zuckte schmerzlich zusammen bei jeder rauhen Berührung, welche die empfindliche Stelle traf.

Und so im Gedränge zwischen der Grillenhaftigkeit des Vaters und der thränenweichen, irascibleen Verstimmung der Mutter, das eigene Leid im Herzen und dabei den täglichen, unerquicklichen Kampf mit den Verhältnissen kämpfend, um vor der Welt wenigstens einen Schein des früheren Wohlstandes zu retten, wer kann es ihr verargen, daß sie mehr und mehr den anmuthigen Frohsinn ihrer achtzehn Jahre verlor?

Mit Julchen verhielt es sich ganz anders. Die sang und lachte wie früher durch die Tage, als wären sie aus lauter Sonnenschein gewebt. Für sie hatte es ja kein Familienunglück gegeben, ihre kindischen Jahre halfen ihr darüber hinaus oder vielmehr sie war, ohne es zu bemerken, darunter

hinweggeschlüpft. Sie wußte nichts von Entbehrungen und Beleidigungen, sie hatte noch keine eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurtheile, und die eitlen Freuden der Welt waren für sie noch nicht da. Was lag dem Kinde daran, daß die Wohnung kleiner geworden? War man dadurch doch näher zusammengerückt — und daß die Frau Räthin A. und die Frau Präsidentin B., in deren Gegenwart sie immer steif und gerade hatte dasitzen müssen, nicht mehr zu Besuch kamen, und daß man auch nicht mehr zu ihnen ging — ei nun, das war für Julchen reiner Gewinn! Daß Auguste jetzt ihre Putzwäsche und Kleider plättete, das konnte die Kleine nicht kränken, fand sie dieselben doch geplättet, wenn sie sie brauchte und Jemand mußte es thun, da sie selbst es nicht konnte — warum also nicht Guste? Und so tanzte und lachte sie ungetrübt weiter durch die verstummten Zimmer, den Eltern zur Freude und Jedem, der sie sah und hörte, zur Lust.

Es ist schwer, dem bezaubernden Liebreiz einer echt unschuldigen, glücklichen Kindheit zu widerstehen, und wenn das dreizehnjährige Mädchen hereingeflogen kam, aus der Schule oder sonst woher, noch heiß und athemlos vom raschen, ungeduldigen Lauf, eine Blume in Haar oder Hand und auch ohne Blume, nur mit ihrem hellen, fröhlichen Gesichtchen geschmückt, das in den Augen der Ihrigen schöner als die schönste Blume war, dann hob sich unbewußt die verfinsterte Stirne des Vaters, wie in neuem Lebensmuthe und über das Antlitz der Mutter flog es wie ein Wiederschein aus alter, glücklicher Zeit. Dann dachte sie nicht mehr daran, daß die Welt voll Bitternisse und besonders die reichgebliebenen Frauen darin wahre Scheusale von Hochmuth und Undankbarkeit sind, und selbst Auguste fühlte sich für wenige Augenblicke der lastenden Schwere ihrer freudlosen Lage entrückt. Dann war es wirklich, als sei von draußen in den goldenen Haaren des lieblichen Wildfangs ein Sonnenstrahl hängen geblieben und fülle nun plötzlich das düstere Gemach mit seinem beglückenden Schein, und kam noch eine Thräne in die Augen der Eltern oder ein Seufzer über ihre Lippen, so war er ohne Bitterkeit und eher ein Dank gegen Gott, daß er ihnen dieses Kind geschenkt. Dann streifte wohl ein vorwurfsvoller Blick, besonders der Mutter, die ältere Tochter oder auch ein bedauerndes Wort, daß diese der jüngsten so sehr unähnlich sei, und Auguste, die sich manchmal doch getroffen fühlen mochte, senkte die Augen und schwieg.

Der häusliche Himmel verdunkelte sich indessen immer mehr. Der Zustand des Vaters erheischte größere Pflege, Aerzte und Badereisen und auch Julchen wuchs heran und die Schule allein genügte nicht mehr zur Vollendung ihrer Erziehung, was Beides eine bedeutende Vermehrung der Auslagen erheischte. Nun hatte zwar Auguste den Unterricht der Schwester auf sich genommen und sie leistete darin Anerkennenswerthes, allein der sorgenden Mutter genügte das nicht. Sie sah nicht ein, daß Julchens Fähigkeiten weit bescheidenerer Art waren als die ihrer älteren Schwester, daß gerade, was der Jüngeren alle Herzen gewann, die harmlose, kindliche Freudigkeit, der frische, ungekünstelte Liebreiz ihres Wesens, dem Staube auf den Flügeln eines Schmetterlinges glich und ebensogut durch ein aufgedrungenes Zuvielwissen, als durch irgend eine harte Berührung abgestreift

werden konnte. Sie härmte sich ab bei dem Gedanken, daß Auguste zu ihrer Ausbildung den Unterricht der besten Lehrer und Professoren genossen und daß nun Julchen derselben kostbaren Vortheile beraubt bleiben sollte. Es war gewiß nicht als ein Vorwurf gemeint, hörte sich aber doch als ein solcher an, wenn sie gegen Auguste immer wieder darauf zurückkam; und auch noch den letzten Schimmer von Wohlhabenheit, den es bis jetzt mit vielen Opfern gelungen war, dem Hause zu retten, auch diesen noch fallen zu lassen, das vermochte sie auch wieder nicht.

Es ging nicht anders, eine der Töchter mußte das Vaterhaus verlassen, um ihr Brod unter Fremden zu verdienen und welche sollte es sein als Auguste?

Es kostete einen harten Kampf, bis sie sich dazu entschlossen, aber endlich mußte es geschehen.

„Du wirst einsehen, daß es nicht anders sein kann,“ sagte die Mutter, als sie ihr mit nassen Augen ihr Urtheil ankündigte, „und Du wirst vernünftig sein — Du bist ja die Aeltere.“

Und Guste sah es ein und sie war vernünftig. Von dem vierzehnjährigen Julchen war es ja nicht zu verlangen, daß es als Gesellschafterin oder Gouvernante den harten Kampf um das Dasein beginne. Und so geschahen denn die nöthigen Schritte und Auguste machte sich zur Trennung bereit.

Man frage nicht, welch ein erschütternder Schmerz es für ein zartes, junges Wesen ist, das für den Schutz der eigenen vier Wände erschaffen und erzogen wurde, wenn es so plötzlich von allem Lieben und Gewohnten losgerissen und hinausgestoßen wird in die wilde, fremde Welt — wie da alle Fasern der Seele in tödtlicher Angst sich krampfhaft zusammenziehen und erst allmälig wieder den Muth gewinnen, sich von Neuem auszudehnen und schüchtern den unbekannten Boden zu prüfen, ob sie auch da sich anklammern und neuerdings Wurzel schlagen können. Man frage es nicht, denn es spottet jeder Beschreibung.

Sie hatte, seitdem sie zuerst an der Wiege des Schwesterchens die lärmenden Regungen der Kindheit hatte unterdrücken müssen, so viele kleine Entbehrungen ertragen, so viele unscheinbare und doch einschneidende Opfer gebracht, daß für Julchen Alles zu thun, ihr gleichsam zu einem Gesetze der Natur geworden war, gegen das es kein Auflehnen gab.

Und so trug sie denn schweigend ihre Last, lächelte, wenn ihr das Herz blutete, unterrichtete ihre Zöglinge und nach und nach lernte sie sich geduldiger in das Unvermeidliche zu schicken. War es ja auch hier dieselbe Pflicht, an welche sie im Elternhause gewöhnt worden, die Pflicht der Selbstverleugnung, in welcher ihr ganzes Leben aufgehen zu sollen schien. Wie oft mußte sie den neunzehnjährigen Fuß wider Willen hemmen, daß er nicht fröhlich mit den wilden Zöglingen über Hecken und Gräben setze und die ernste Miene der Gouvernante über das innere Lachen ziehen, wenn es galt, den zuweit getriebenen Schelmenstreichen Einhalt zu gebieten. Da mußten die Blicke der jungen Augen die prüde Strenge älterer Jahre heucheln, um ja nicht die Eifersucht der sie umgebenden mißtrauischen Frauenwelt zu wecken und sogar die Stimme gewöhnte sich fast unbewußt an einen langsameren, bedächtigeren Ton.

Was sie von ihrem Gehalte ersparen konnte, und es war der größte Theil desselben, das schickte sie der Mutter nach Hause. Sie wußte, daß davon irgend ein Lehrer für die kleine Schwester bezahlt wurde und daß sie damit in den Augen der Eltern einen Theil von der Schuld abzahlte, welche sie gewissermaßen durch die eigene Erziehung gegen dieselben contrahirt. Daneben nähte sie in der Nacht an feinen, kleinen Handarbeiten, die sie ebenfalls der Mutter heimschickte und welche diese unter der Hand zu demselben Zwecke so vortheilhaft als möglich verkaufen ließ.

Nie fiel es der Mutter ein, daß sie die eine Tochter opfere, um die andere zu schmücken; daß an jedem Stiche dieser Arbeiten, an jedem Groschen jenes Geldes das Herzblut ihres Kindes klebe, jenes kostbare Blut der Seele, aus welchem die Kraft entspringt, glücklich zu sein und Glück zu geben allein dadurch, daß man selbst glücklich ist — ach, und deren Erhaltung ohne einen gewissen Grad von Egoismus nicht möglich ist! Sie liebte ihre Große gewiß nicht minder, als sie das verzärtelte Nesthökchen liebte; aber war es denn ihre Schuld, daß gerade Auguste die Aeltere war? Als solche verstand es sich aber von selbst, daß sie den Eltern nach Kräften beistehen mußte.

Fünf Jahre dauerte Augustens Exil, da kehrte durch eine unverhoffte Erbschaft der Familie plötzlich die frühere Wohlhabenheit zurück, zu spät für den eigentlichen Erben, den Vater, dem bei seiner Kränklichkeit die Welt nur noch wenig Freuden bieten konnte, doch früh genug, um ihm den Trost zu gewähren, die Zukunft der Seinen gesichert zu sehen.

Die erste Folge dieser günstigen Veränderung war, daß Auguste in das Elternhaus zurückgerufen wurde.

„Wir Alle erwarten Dich mit Sehnsucht," schrieb die Mutter, „und besonders für mich, liebes Kind, ist Deine Heimkehr ein Trost und eine unbeschreibliche Erleichterung. Der Zustand Deines Vaters, wenn er auch keine Gefahr in sich schließt, erfordert doch eine unausgesetzte aufmerksame Pflege, die man unmöglich von gemietheten Händen erwarten kann. So lange Deine Schwester jünger war, konnte ich am Ende das Nöthige leisten, nun aber ist Julchen erwachsen, sie hat ein Recht an die Freuden ihres Alters und ihr leichter, fröhlicher Sinn zieht sie unwiderstehlich in die Welt, die ihr zu verschließen kein Grund mehr vorhanden ist. So zwischen zwei Pflichten gestellt, weiß ich mir oft kaum zu rathen und zähle die Stunden, bis ich an Dir meine natürliche Stütze wieder habe —"

Und so kehrte Auguste in das Elternhaus zurück — um die Krankenwärterin ihres Vaters zu sein.

Sie fand ihre Schwester zur vollen, blühenden Schönheit achtzehnjähriger Reife entwickelt, unschuldig und lieblich wie ein Maimorgen und wie dieser, noch immer voll sonniger, erquickender Fröhlichkeit. Von diesem glücklichen Leben, über welchem freundliche Genien beständig einen blauen Himmel aufgespannt gehalten, war es allerdings nicht zu verlangen, daß es sich freiwillig aus den heiteren Kreisen abschließe, wo so offenbar seine eigentliche Atmosphäre wehte, um sich im Krankenzimmer unter die Noth des Lebens zu ducken, die sie so merkwürdig geschaffen schien, spurlos an

sich abgleiten zu lassen. Und so begleitete Julchen meistens allein die Mutter und Auguste blieb zurück.

Es war nicht so beschlossen worden. Durchaus nicht. Nein, die Mutter sorgte sich, sie machte sich förmlich Gewissensbisse darüber, daß die eine Tochter so wenig Antheil an den Freuden hatte, die der anderen so reichlich erblühten — es fügte sich nur eben weiter so, wie es sich von jeher gefügt. Die Mädchen konnten unmöglich allein in die Welt und Jemand mußte beim Vater bleiben; dazu war Julchen zu jung und kindisch, zudem verleitete ihre arglose Fröhlichkeit sie leicht zu Unvorsichtigkeiten auch in Hinsicht der Gesundheit, und ihre reizende Geschmeidigkeit schloß dabei einen gewissen Eigensinn durchaus nicht aus, so daß die Mutter sie nur mit Angst einem fremden Schutze anvertraut hätte. Ueberdies sagte Gustens stilles, gesetztes Wesen dem Vater entschieden besser zu, als die nervöse Aufgeregtheit seiner Frau, die aus übertriebenem ängstlichen Eifer, es ihm recht zu machen, meist gerade das Gegentheil davon erzielte. Sah er sie nun Alle zum Ausgehen bereit, so wurde er grillig und Auguste legte oft noch im letzten Augenblicke Fächer und Blumen weg und blieb, um des lieben Friedens willen, bei ihm zurück.

War er dann mit ihr allein, so wurde er in der Regel wieder gemüthlich.

„Es ist gut, daß sie fort sind,“ sagte er dann wohl, „nun haben wir Ruhe. Julchen ist ein Schatz, eine Perle, aber sie ist eben doch ein Kind und muß sich unterhalten. Mit Dir ist es etwas Anderes — Du bist ja die Aeltere! —“

„Wozu braucht Auguste das?“ knurrte er seine Frau an, wenn diese einen hübschen Anzug oder ein besonderes Vergnügen für ihre ältere Tochter plante.

Es war, als betrüge der Unterschied des Alters nicht fünf, sondern fünfzehn Jahre mindestens und ebensowenig, als sei es wirklich der Fall, wurde ihr ein Verdienst aus ihrer Entsagung gemacht.

Oft wenn dann Auguste neben ihm saß, ihm die Medicin reichte, ihm vorlas oder sonst für sein Behagen sorgte, zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen unter dem herben Gefühle der Zurücksetzung, das nicht ganz frei von Neid gegen ihre glücklichere Schwester war. Sollte denn das ihr ganzes Leben sein? War sie nicht auch noch jung? Zog nicht auch ihr Sinn sie zu den Freuden der Welt? Warum war Jener Alles gegeben und ihr selbst Alles versagt? War sie minder schön als ihre Schwester, minder begabt, minder gut?

Das nicht, aber sie war die Aeltere und die Reihenfolge der Begebenheiten hatte die wenigen Jahre, die man sonst kaum bemerkt hätte, zu einem unüberbrückbaren Abgrunde ausgetieft. Sie war in der That älter als ihr Alter; sie hatte lernen müssen, es zu sein und konnte nicht plötzlich wieder jung werden, jetzt, weil zufällig die veränderten Verhältnisse es erlaubten.

Und war denn Julchen nicht des Vorzuges werth, den sie genoß? That sie denn nicht genug durch das allein, was sie war? War sie nicht in Wahrheit das Freudenlicht, die blühende Rose des Hauses, wie ihr Vater sie so gern nannte? Und lag nicht eben darin ihr Werth, daß sie es

unbewußt, ohne Kampf geworden? Daß nie ein kältender Schatten auf ihr aufkeimendes Leben gefallen war? Und wenn sie zum Abschiede in das Zimmer des Vaters kam, zu Ball, Theater oder Gesellschaft geschmückt, ihr reizendes Gesicht noch reizender durch die Freude, die ihm entstrahlte, wenn sie einen Augenblick ihre rosige, zarte Wange an seine verwelkte legte, ein paar lachende, kosende Worte sprach und er die abgemagerten Arme zärtlich um sie breitete, blieb da nicht, wenn sie ging, ein Schimmer, ein Duft von ihrer Jugend und Lieblichkeit zurück, der die langen, schlaflosen Stunden hindurch sein Herz mit Seligkeit und innigem Danke gegen Gott erfüllte? War das Alles nicht wahres Glück, was die Glückliche gab? Gab, einzig dadurch, daß sie selbst so glücklich war?

Und die Mutter? Auguste sah, daß sie unter den aufreibenden Zerstreuungen, dem späten Zubettegehen litt — aber mit welchem Stolze, mit welcher Freude litt sie es! Wäre sie zufriedener gewesen, wenn sie daheim geblieben wäre, und zwischen den Töchtern sitzend, dem krankhaften Hüsteln ihres Mannes und seinen grundlosen Nergeleien zugehört und schließlich, statt der einen Tochter, auch noch die zweite hätte freudlos hinwelken sehen?

Auguste sagte sich „nein," aber es gelang ihr nicht immer, die Thränen zurückzudrängen, welche dieses Zugeständniß ihr in die Augen trieb.

Der Tod überraschte den Vater beinahe plötzlich. Nach dem Ausspruche der Aerzte hätte er noch lange Jahre leben können oder vielmehr *sollen*, denn aus ihren Worten klang es fast, als habe der wunderliche Griesgram es der gelehrten Facultät absichtlich zum Tort angethan, daß er so Knall und Fall davongefahren war. Auguste befand sich gerade allein bei ihm; Mutter und Schwester mußten von einem heiteren Feste herbeigeholt werden, und als sie voll Schrecken erschienen, war es beinahe zu spät. Aber selbst noch jetzt zeigte es sich, in welch' ganz verschiedenem Lichte dem Vater seine zwei Töchter erschienen. Als er Julchens liebes, junges Gesicht, noch mit den Rosen der Freude bekränzt, thränenüberströmt und in namenloser Angst zu sich aufblicken sah, da wallte noch einmal die heiße Zärtlichkeit für den Liebling, selbst die Schrecken des Todes lichtend, überwältigend in seinem Herzen auf.

„Sei glücklich! Sei gesegnet!" hauchte er, die erkaltende Hand auf den goldigen Scheitel des weinenden, knieenden Mädchens gelegt. Und dann sich zu Auguste wendend — „Du wirst die Mutter nicht verlassen — Du bist ja die Aeltere —"

Es war sein letztes Wort.

Selbst der peinlichste, unvernünftigste Haustyrann läßt eine Liebe in den Herzen seiner Lieben zurück, wenn er so glücklich ist, deren wirklich zu besitzen und neben dem Sarge des verbitterten, doch im Grunde immer guten und herzenstreuen Mannes flossen die Thränen und erschollen die Klagen der Seinigen so aufrichtig und heiß, als habe er nie, weder Weib noch Kind, auch nur mit dem leisesten Wörtchen betrübt. Dann begann zuerst Julchen das trauernd gesenkte Köpfchen nach und nach wieder zur Sonne zu heben und ihr frisches Lachen ertönte, wenn auch anfangs gedämpft, wieder durch das Haus. Dann lächelte wohl auch die Mutter, wenn auch erst nur unter Thränen, aber allmälig immer öfter und nur dann und wann verrieth

ein Seufzer, ein feuchter, wehmüthiger Streifblick nach dem leeren, alten Lehnstuhle hin, daß der Verstorbene nach wie vor unvergessen in ihrem Herzen lebe. Aber äußerlich wenigstens gehörte sie wieder, so ziemlich wie früher, der Erde und den irdischen Interessen an.

Nur Auguste erholte sich nicht. Im Gegentheile, sie verfiel sichtlich immer mehr. Ein anderer Kummer war an sie herangetreten und verfinsterte noch den Schatten, der seit der Geburt ihrer Schwester erst leise, dann immer dichter sich um sie gewoben.

Kurze Zeit vor dem Tode ihres Vaters war ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft im Hause vorgestellt worden, ein wohlhabender, nicht mehr ganz junger, ernster Mann, der seine Zeit zwischen der Verwaltung seiner Besitzung und seiner Neigung für gelehrte Studien theilte; eigentlich ein ruhiger, fest in sich abgeschlossener Charakter. Er war zuerst in einer Geschäftsangelegenheit gekommen, dem Vater sagte jedoch seine Unterhaltung zu und auf dessen Bitte wiederholte er den Besuch, erst selten, dann immer öfter, von einem Magnet angezogen, der nicht gerade in dem launenhaften Hausherrn lag.

Für Auguste war er von seinem ersten Erscheinen an der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheit. Sie gab sich keine Rechenschaft über das Gefühl, das sie beseelte, wenigstens nicht im Anfange — genug, daß es da war und Alles, was sie umgab, mit seinem verklärenden Schimmer übergoß. Die Liebe, welche, von außen kommend, ihr Herz gleichsam auch nur äußerlich gestreift, drang jetzt aus dessen eigenster Tiefe hervor als ein mächtiger, klarer Strom, für den es kein Eindämmen und kein Zurückhalten mehr gibt. Sie fühlte sich nicht mehr zurückgesetzt, ihr Leben war nicht mehr düster und öde, die Pflege des Vaters, seine reizbare Ungeduld nicht mehr, wie früher so oft, ermüdend für sie, nun Er sie manchmal mit ihr theilte und das Alles durch seine Gegenwart verschönte und erhob. Sie verlangte nichts mehr. So ihm gegenüber zu sitzen, seiner Stimme zu lauschen, seinen Winken zu gehorchen, in vereintem Wirken harmorisch mit ihm thätig zu sein, dünkte ihr des Glückes genug für eine ganze Ewigkeit. Und als ihre Seele sich endlich tiefer einzuspinnen begann, als sie sich gestand, daß das Weib, dem es einst beschieden sei, sein Leben zu theilen, an seinem Herzen zu ruhen, seine Wünsche zu erlauschen, sein Behagen zu schaffen, beneidenswerther sein werde, als eine gekrönte Königin, da schrak sie fast zurück vor der Vorstellung einer solchen Seligkeit.

Der Traum war kurz, wer aber seine zauberhafte Süße einmal gekostet hat, vergißt ihn im Leben nicht mehr.

Da sah sie, wie seine Augen ihrer jungen Schwester durch das Zimmer folgten, wie er unruhig war in ihrer Abwesenheit, wie seine Stirn sich erheiterte bei ihrem Erscheinen, und sie mußte ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht niederzubrechen unter dieser neuen Last.

Nachdem ein schicklicher Zeitraum seit dem Tode des Vaters hingegangen war, hielt er bei der Mutter um Julchen an.

Das war eine große Freude für die verwitwete Frau. War es doch eine vortreffliche Partie und dabei, nach der Meinung der Mutter, gerade der rechte Mann, der das fröhliche Kind mit liebevoller und doch fester

Hand leiten und es zu einer tüchtigen Hausfrau erziehen würde, an welcher nothwendigen Fähigkeit, selbst in ihren Augen, es ihrem Julchen noch sehr gebrach.

Julchen jedoch dachte anders. Im ersten Augenblicke war sie grenzenlos überrascht; hatte sie doch nicht die geringste Ahnung von seiner Neigung gehabt! So Viele waren freundlich und zuvorkommend gegen sie — warum sollte er gerade eine Ausnahme sein? Und so war auch sie freundlich gegen ihn gewesen — weiter nichts. Und nun wollte er sie heiraten! Ein so alter Mann! In Julchens Augen rückten ihn seine sechsunddreißig Jahre dicht neben Methusalem.

So fing sie denn damit an, recht böse zu sein, gegen ihn, gegen die Mutter, gegen die ganze Welt.

„Wenn er durchaus heiraten wollte, war denn nicht Guste da? —"

Ja, sie schmollte recht gehörig; hatte sie sich doch ihren Zukünftigen so ganz anders gedacht! Wer weiß? Vielleicht als jungen, eleganten Lieutenant mit eingepreßter Taille und glänzend gewichstem Schnurrbarte. Wer weiß, ob sie nicht bereits die Verkörperung dieses Ideals gefunden? Vielleicht hatte ihr Herz bereits unter seinem Blicke geklopft und vielleicht war ihre Wange erröthet, während sie schüchtern den Druck seiner Hand beim Tanzen erwiderte.

War etwas an der Sache, so war sie gewiß nicht weiter gediehen, da weder Mutter, noch Schwester darum wußten. Julchen war zu wahrhaft, arglos und unschuldig, um ein Geheimniß zu haben, um überhaupt ein Geheimniß haben zu können.

Sie schmollte also und machte ihrer Mutter ein paar Tage lang das Leben recht sauer, war aber dabei durchaus nicht taub für deren gutgemeintes, zärtliches Zureden, und als das Stadium des Schmollens vorüber war, kam jenes der Thränen — nun, nun, es dauerte gar nicht lange und war auch gar kein harter Kampf gewesen, kam, wenn auch noch etwas stockend und zögernd, endlich die Einwilligung.

Sie selbst habe freilich an so etwas nie gedacht, erklärte sie, indem sie noch immer halb schmollend die hübsche, nasse Wange an die Schulter der gerührten Mama lehnte. Eine solche Narrheit! Aber wenn Mama es wünsche — sie habe ja nie an sich, nur immer an Papa und Mama gedacht — und so werde sie ihn denn heiraten.

Und dann kam noch ein tiefer Seufzer — dann noch ein paar Thränen — und Julchen wurde verlobt.

Sie sah nicht besonders bleich oder unglücklich aus an ihrem Verlobungstage, durchaus nicht wie eine gezwungene Braut. Etwas Flattriges, Unsicheres lag allerdings in ihrem Wesen, wie bei einem Vögelchen, das plötzlich an fremden Ort versetzt, noch nicht recht weiß, wo es sich niederlassen soll. Das war indessen nichts Erstaunliches. Nach dem kleinen Feste, mit welchem das Ereigniß gefeiert wurde, hatte sie freilich wieder einen Anfall von Weichmüthigkeit und kam sich recht bedauerlich vor, so recht wie ein geopfertes Lamm. Vielleicht dachte sie an den problematischen Lieutenant, was er wohl sagen, ob sein Herz um sie brechen, ob er sich zu Tode kränken oder sich auf eine andere drastischere Art aus dieser schlimmen Welt empfehlen werde?

Von dem Allen geschah nichts. Der Herr Lieutenant, wenn er wirklich existirte, verstand es, sein Unglück mit Fassung zu tragen. Wahrscheinlich tröstete ihn der Gedanke, daß es außer unserem Julchen auf der Welt noch sehr viele hübsche Mädchen gibt, und so blieb das garnisonirende Regiment von einem sensationellen Selbstmorde aus verzweifelter Liebe verschont.

Uebrigens vergaß Julchen bald genug alle trübseligen Anwandlungen in den Freuden und Leiden ihres Brautstandes. Eigentlich war es so eingetheilt: Die Freuden waren für Julchen, die Mühen und Leiden fielen der Mutter und Augusten zu. Wie in dem Leben der kleinen Braut Alles müheloses Glück gewesen bis zu der gegenwärtigen Stunde, so tanzte sie gleichsam auch jetzt durch ihren Brautstand hin, die Perlen ihrer rosigen Laune auf Alles streuend, den Bräutigam mit eingerechnet, was mit ihr in Berührung kam. Wer hätte Anderes von ihr verlangen können? Wer hätte sie anders gewünscht? Gewiß nicht die Mutter, die geplagt mit der Ausstattung, lächelnd und erschöpft, die Stunde segnete, wo sie dieses Kind geboren, und noch weniger der Bräutigam, über den all' dieser liebliche Frohsinn einen neuen Seelenfrühling zauberte und der die Stunde nicht erwarten konnte, wo sie endlich sein Eigen und er den ganzen Himmel seiner Liebe fort und fort über sie ausschütten könnte. Auch er nannte sie seine Rose, sein Licht, seine Sonne, er gab ihr noch viel süßere Namen, Namen, wie das Herz sie erfindet, wenn es im Ueberschwange des Gefühles nicht aus, noch ein weiß, und die Sprache zu eng findet für den Begriff.

Augusten schnürte es das Herz zusammen, während sie sich schweigend mit Julchens Ausstattung beschäftigte, diesen Ergießungen beiwohnen zu müssen und zu hören, wie ihre leichtherzige Schwester gedankenlos dabei lachte und tändelte, manchmal sogar spottete über dieses Uebermaß von Zärtlichkeit oder frischweg ungeduldig wurde über die ihr angethane Vergewaltigung und ohne Umstände davonlief oder wohl gar den Bräutigam selbst in seiner Gegenwart total vergaß über den Besatz eines Kleides oder den graziösen Chic einer anzusetzenden Schleife.

Es geschah das Alles durchaus nicht in der Absicht zu verletzen, wie denn in Julchen überhaupt keine Spur berechnender Bosheit war; es zeigte sich nur ohne Berechnung, wie wenig ihr Gefühl bei der Sache betheiligt war, und Auguste dachte, wie sie selbst jedes Wort von ihm, ja, jede Thorheit, die bei dem sonst so ernsten Manne ja doppelt rührend erschien, in ihrem Herzen aufbewahrt hätte als ein kostbares Juwel. Sie sah nur namenloses Unglück für beide Theile in dieser unpassenden Ehe voraus und es war natürlich, daß die Ermahnungen, die sie ihrer jungen Schwester über deren Benehmen ertheilte, zuweilen herber klangen, als gerade nöthig war.

„So nimm Du ihn Dir, wenn Du es so viel besser verstehst! Glaubst Du, ich mache mir so viel aus ihm?" rief Julchen ärgerlich und dann schwieg Auguste bis in das Innerste verletzt.

So ging die Brautzeit vorüber. Die Mutter klagte, wie übel ihre Guste aussehe, und daß sie den Schmerz um den Vater so gar nicht überwinden könne. Doch hätte es ihr jetzt nicht an Zerstreuungen gefehlt, die

Mutter drang unermüdlich darauf, daß sie die ihr gebotenen Vergnügungen annehme und so erschienen denn die Schwestern meistens neben einander in der Welt. Allein Auguste zeigte sich so kühl und theilnahmslos, selbst dem freundlichsten Entgegenkommen gegenüber, daß man sie bald aufgab und sie bereits vollständig zu den alten Jungfern zählte.

Am Hochzeitstage war sie krank. Niemandem fiel der Umstand auf und Niemand vermißte sie, am wenigsten der Bräutigam, der für nichts Augen und Gedanken hatte als für seine Braut. Nur Julchen war böse. Sie bestand eigensinnig darauf, daß Auguste sie zum Altare begleite; sie liebte eben ihre Schwester auf ihre eigene Art und an ihrem Hochzeitstage sollte auch ihre Guste geehrt werden und neben ihr den ersten Platz bei dem Feste haben.

Und so schalt sie denn und schmollte und behauptete zornig, daß Guste sich nur krank stelle, um sie zu ärgern und wie der Zorn in seiner Blindheit oft das Wahre trifft, ohne es zu wissen:

„Ist es denn meine Schuld, daß er nicht Dich genommen hat?“ hatte sie ausgerufen und war weinend hinausgeeilt.

Und dann hatte Auguste versucht, sich anzukleiden, aber es war nicht möglich gewesen, dieser Grad heroischer Selbstverleugnung ging über ihre Kraft.

Ihren trüben Voraussetzungen zum Trotze gestaltete sich indessen die Ehe als eine ganz glückliche. Julchen hätte auch ein wahrer Ausbund von Herzlosigkeit und Tücke sein müssen — und sie war das gerade Gegentheil — um sich nicht befriedigt neben diesem Manne zu fühlen, der ihr jeden Wunsch an den Augen ablas, der keinen Zweck im Leben, kein anderes Streben mehr hatte, als dem lieblichen tändelnden Kinde, das sein eigen geworden, jede Freude zu gewähren, die durch Liebe und Geld nur zu ermöglichen war. Was war aus seinen beschaulichen Neigungen, aus seinem zurückgezogenen, mit geistigen Studien so genußreich erfüllten Leben geworden? Julchen hatte das Alles spielend über den Haufen geworfen. Sie that es nicht mit Absicht, sie hatte keinen voraus entworfenen Plan — es machte sich so von selbst — es war ihrer Liebenswürdigkeit nicht zu widerstehen und sie lachte so glücklich, wenn er ihr den Willen that.

Versuchte die Mutter ja einmal eine tadelnde Einrede, so war er selbst bedacht, den reizenden Schmetterling zu vertheidigen. Wie sollte er ihr einen Ball versagen? Sie war so jung und tanzte so gern! Eine Unterhaltung? Sie strahlte so selig, wenn sie sich als den Mittelpunkt eines heiteren geselligen Kreises empfand! Und wollte ja ein vergleichender Rückblick in ihm erwachen, drängte sich ein Seufzer aus seiner Brust bei dem unwillkürlichen Gedanken, daß er doch Manches entbehre, daß nicht Alles so geworden, wie er es in idealer Schwärmerei vorausgesetzt — wo findet man das auf Erden? — so genügte ein Blick auf sie, ein Lächeln von ihr, um den Seufzer auf seinen Lippen ebenfalls in ein Lächeln zu wandeln und das leise Bedauern in seinem Herzen zu einem Dank, daß er sie errungen.

Gewiß, Julchen hätte mehr als undankbar sein müssen, um gegen so viel Liebe unempfindlich zu bleiben und das that sie denn auch nicht. Und ihre Mutter, die all' dies Glück sah, nannte sie noch immer „ihr Freudenkind,“

wünschte, der arme Vater hätte das noch erlebt und ihre Guste möchte doch nur ein ganz klein wenig nach demselben Leisten gerathen sein.

In jeder anderen Haushaltung, auch von minder großem Umfange, hätte dies fröhliche Treiben der Hausfrau bald genug unangenehme Störungen zur Folge gehabt, aber das hier zu verhüten, waren ja die Mutter oder vielmehr Guste da, denn die Mutter, welche nachgerade begann schwerfälliger zu werden, riß sich nicht mehr gern aus ihrer Bequemlichkeit; so erschien denn Auguste, wenn gerufen, ordnete stillschweigend das Erforderliche und zog sich wieder zurück.

So war Alles gut.

Der zärtliche Ehemann gerieth denn doch manchmal in ein gelindes Staunen über die schöne Pünktlichkeit, in der sich Alles um ihn her fortbewegte und er lobte und bewunderte seine kleine Frau nicht wenig wegen der seltenen haushälterischen Talente, die sie so glücklich mit ihrem, im Ganzen doch sehr weltlichen Sinne verband. Dann sagte wohl Julchen leichthin: „Guste war ja auch da!“ Allein er überhörte es oder faßte es doch nur sehr oberflächlich und lobte und bewunderte sein Idol nur um so zärtlicher und Julchen nahm Lob, Bewunderung und die dabei obligaten Küsse lächelnd hin, als einen ihr gebührenden Tribut.

Selbst als Kinder da waren, änderte das wenig oder nichts an der Lebensweise der jungen Frau. Weßhalb hätte sie sich ein Vergnügen versagen sollen? War ja doch Guste da! Nicht daß es ihr an Mutterliebe gefehlt hätte, sie tändelte und spielte mit den Kleinen, als sei sie selbst noch ein Kind und nichts Reizenderes konnte es geben, als sie, ihre Locken schüttelnd und auf den Spitzen der zierlichen Füßchen umhertanzend, sich lachend mit den allerliebsten Geschöpfchen herumbalgen zu sehen, aber ihrem Manne entging es doch nicht, trotz all' seiner Verliebtheit, daß die ernsteren Fragen der Pflege und Erziehung ganz allein in den Händen seiner Schwägerin lagen und wenn seine Frau, bei irgend einer kleinen Strafe, schmollend und mit Thränen in den Augen, als sei sie selbst mit gestraft worden, ihm gleichsam verstohlen klagte „Guste sei doch gar zu streng!“ dann fühlte er doch etwas in seinem Herzen, das nicht lauter Bewunderung war und er meinte dann wohl manchmal, sein Engel solle doch auch einmal die ernsteren Pflichten ihrer Stellung selbst in Angriff nehmen. Allein dazu schüttelte Julchen sehr entschieden den Kopf und sie wußte auch gleich die Ausrede, die kindliche Hexe —

„Guste thut es so gern. Und sie muß ja auch etwas haben —“

Und er sah es ein, der blöde Thor, wenn er auch innerlich nicht ganz gewonnen war. Was hatte auch Guste sonst auf der Welt? Sie war eine angehende alte Jungfer und eine alte Jungfer muß auch etwas haben!

Diese lebte nach wie vor bei der Mutter ein einförmiges Leben. Sie war viel ruhiger jetzt; auch der wildeste Sturm muß sich legen und für das Fertigwerden mit manchen Leiden ist deren Unabänderlichkeit oft ein ebenso sicheres Mittel wie der Tod. So lebte sie denn gleichmäßig weiter, ruhiger, viel sanfter als früher und Manche behaupteten, sogar ihre Augen hätten sich vertieft. Man fand sie liebenswürdig, hatte sie gern und betrachtete sie

allgemein als eine recht angenehme alte Jungfer, diesen seltenen Phönix, den man nur nicht genug zu schätzen weiß.

Doch hätte es ihr an Partien nicht gefehlt. Die aufopfernde Pflege bei ihrem Vater hatte ihr einen förmlichen Ruf als Krankenpflegerin gemacht und ein in Folge von Kriegsschäden pensionirter Rittmeister bat sie, die Obhut seiner Wunden und seiner Pension zu übernehmen; auch noch Andere kamen, von der Mutter jedesmal mit einem komischen Gemisch von Staunen, Triumph und heller Entrüstung begrüßt. Ein paar waren ansehnliche, noch junge, ehrenwerthe Männer und in jeder Beziehung annehmbar und die alte Frau hatte jedesmal einen Anfall nervöser Angst, ihre Guste der Verlockung folgen und auch sie von sich scheiden zu sehen.

Dies geschah nicht. Es gibt eben Frauenherzen, welche, wenn sie sich einmal der Blüthe wahrer Liebe erschlossen, nie mehr eine zweite hervorzubringen vermögen und zu diesen gehörte leider unsere Guste. „Sie dürfe ihre Mutter nicht verlassen," war jedesmal ihre ruhige Erwiderung und damit war die Sache abgethan. Dann folgten regelmäßig die Vorwürfe der Mutter, von der Tochter gelassen hingenommen und hierauf ebenso regelmäßig das Geständniß der alten Frau, irgend einer alten Freundin ins Ohr geflüstert: „Man müsse es der Guste nachrühmen, sie wisse, was sie ihrem seligen Vater schuldig sei!"

Niemals aber gestand sie, nicht einmal vielleicht vor ihrem eigenen Bewußtsein, wie durchaus unentbehrlich ihr selbst diese Guste sei.

Fünf Jahre dauerte die Ehe der jüngeren Schwester, dann raffte ein hitziges Fieber sie in wenigen Tagen hin. Ein Ball, dem sie zu früh nach einer Entbindung beigewohnt, hatte ihr eine Erkältung und damit den Tod gebracht. So war sie denn gestorben, wie sie gelebt, von den Wellen der Freude bis an den Rand des Grabes getragen und selbst ihr Sterben war nur ein schmerzloses, friedliches Hinüberschlummern in den ewigen Schlaf. Sie war vergangen wie ein schöner Mai, in der vollen Anmuth und Blüthe ihrer Jugend, ohne einen Stachel, eine böse Erinnerung in irgend einem Herzen zu lassen, ein einziges ausgenommen und auch daran war sie unschuldig, und Keiner, auch sie selbst nicht, hatte es jemals geahnt. Dem Witwer aber, als er endlich die thränenmüden Augen von ihrem Sarge erhob, schien nicht mit Unrecht die Sonne für immer aus seinem Leben erloschen zu sein.

Aber da waren seine Kinder und er fühlte, an diese mußte er sich halten.

Es war ein Ruck — eine vergebliche Anstrengung — er sank ohnmächtig wieder in die dumpfe Schwere seines Schmerzes zurück und als er nach einigen Tagen daraus zu erwachen begann, da gewahrte er mit einer Art müden, apathischen Staunens, daß das Leben seinen geregelten Gang ging, wie sonst, die Kinder lachten und lärmten wie früher, die Leute mit denselben ruhig geschäftigen Gesichtern umhergingen und dieselbe pünktliche Anordnung in allen Winkeln herrschte, als sei durch den Tod der Hausfrau auch nicht das Kleinste von der Stelle gerückt.

Es that ihm weh und that ihm doch auch wohl. Er brauchte nicht den Kopf zu heben, nicht sein wundes Gehirn anzustrengen, um einen Befehl

aus demselben zu pressen, den er vielleicht hätte geben müssen, zu dem er aber die nöthige Kraftentwicklung nicht aufbieten konnte. Der Befehl war gegeben, bevor er dessen Nothwendigkeit noch erkannt. Was brauchte er sich also zu plagen? Es war auch jetzt wie immer — Auguste war ja da! Hätte es sich um das Wiederfinden eines verlorenen Gegenstandes gehandelt, Auguste hätte, glauben wir, besser Bescheid gewußt, als das flatterhafte Julchen, das sich in allen Verlegenheiten stets auf die treue Schwesterhand verließ. Auch das beruhigte ihn. Bis in die innersten Fasern der Seele fühlte er den unendlichen Segen dieser wohlthätigen Hand, die überall zugriff, wo es Noth that und dann wieder verschwand, die Seele von Allem und fast wie eine solche geräuschlos und unsichtbar.

Auch das that ihm wohl. Selbst ihr kühles, fremdes Fernhalten, wenn sie ihm einmal begegnete, war gut, er brauchte sich nicht in Rücksichten zu erschöpfen, er brauchte nicht einmal zu danken; Diejenige, der er hätte danken sollen, hatte den Dank, bevor er ihn aussprechen konnte, bereits stillschweigend abgelehnt.

Und doch beschlich ihn ein bitteres Gefühl, wenn er sich sagen mußte, wie leicht bei den Anderen ersetzt wurde, was ihm selbst auf ewig als unersetzbar erschien. Die Kinder gar — worüber hätten die sich betrüben sollen?

„Die Mama werde ja wiederkommen; an einem wunderschönen Tage werde sie kommen, wenn alle Rosen blühen und die schönsten werde sie mitbringen und jedem Kinde eine geben, dem bravsten die allerschönste. So hatte Tante Guste gesagt und Tante Guste hatte immer recht —"

Die schwarzen Kleider machten auf sie so wenig Eindruck, wie ein anderer Toilettenwechsel und das dreijährige Bübchen ritt jetzt alle Tage Steckenpferd in den Himmel hinauf, auf Besuch bei der Mama.

Nein, das war lauter Plaisir.

Den ärgsten Stoß in dieser Richtung versetzte dem Vater mit ihren rosigen Lippen in aller Unschuld und Herzensgüte sein reizendes vierjähriges Töchterchen.

„Und sage ja der lieben Mama," rief sie ihm vom Fenster eifrig nachrufend, nachdem es auf seine Frage die Antwort erhalten, er gehe zur Mama — „sage ihr ja, daß sie sich nicht zu beeilen braucht; sie soll sich nur weiter unterhalten in dem schönen Garten bei den schönen Rosen; siehst Du, wir brauchen sie eigentlich nicht — Tante Guste ist ja da! —"

Es war bitterer als der Tod, das geliebteste Wesen sogar von Denen, die seinem Schoße entsprossen, nicht etwa aus Bosheit oder Laune, sondern aus argloser, kindlicher Aufrichtigkeit, als überflüssig bei Seite geschoben zu sehen.

Und doch war es vielleicht gerade das, was seine Augen, als er sich nach einigen Monaten entschloß, seinem Hause eine Gebieterin und seinen Kindern eine neue Mutter zu geben, auf die ihm stets so kühl und fremd begegnende Schwägerin lenkte.

Sie würde die wenigsten Ansprüche an ihn machen und ihm doch die beste Stütze sein. Er mochte es überdenken, wie er wollte, es ging nicht anders. Auguste in der Weise dauernd in Anspruch nehmen, wie es in der

letzten Zeit geschehen, das durfte er sich nicht erlauben; das ewige Hin- und Hergehen und Fahren griff sie sichtlich an und dabei war sie, bei Lichte besehen, doch noch zu jung, um in dem Hause eines ledigen Mannes, sei es auch der Schwager, sich wohnhaft niederzulassen. Das hätte ohnedies seine Schwiegermutter, schon aus Widerspruchsgeist, niemals erlaubt. Die alte Frau, die sich nun seit Jahren in der ausschließlichen Pflege und Aufmerksamkeit ihrer ältesten Tochter so wohlig eingesponnen hatte, wie ein recht eigennütziger Seidenwurm in seinem weichen warmen Cocon, nahm es überhaupt sehr ungnädig auf, wenn auch noch ein Anderer einen Anspruch an dieses bequeme Besitzstück erheben wollte. Seit Julchens Tod war oder wähnte sie sich ohnehin noch weit gebrechlicher als früher. Der Verlust hatte sie furchtbar erschüttert — mehr noch, er war ihr unbegreiflich! Wäre es Auguste gewesen, wir glauben, es hätte sie weniger überrascht; auf dieser lag ja von jeher der Schatten! Aber Julchen, das junge, lachende Geschöpf, das nie eine kranke Stunde gehabt — es war nicht zu fassen!

Und nun wollte der Schwiegersohn auch noch das letzte Kind accapariren? Das war zu arg!

Und während sie der Hingegangenen die schmerzlichsten Thränen nachweinte, gab sie es ihm immer deutlicher zu verstehen, daß er sich gleich in der ersten Stunde nach einer tüchtigen Wirthschafterin hätte umsehen sollen und daß es eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen gegen sie, die alte pflegebedürftige Frau sei, ihr die einzige unentbehrliche Stütze fort und fort zu entziehen.

An ein gütliches Abkommen in diesem Punkte war also nicht zu denken. Wurde aber Auguste seine Frau — und warum sollte sie nicht? in den bisherigen Beziehungen wurde ja dadurch im Grunde nichts geändert, man war sich nur näher gerückt und für sie trat manches Angenehme hinzu, wie zum Beispiele größere Selbstständigkeit, freieres Walten und vollständige Mutterrechte über die Kinder, die ihr ja so lieb wie eigene waren — wurde sie also seine Frau, so mußte auch die Schwiegermutter sich fügen und zog diese, wie er es ihr vorschlagen wollte, mit in sein Haus, so konnte sie sich in Gottes Namen in der gewohnten Weise weiter pflegen lassen — was kümmerte es ihn? Er hatte dabei nichts zu thun, Alles, was er wollte, war, seine Kinder gut versorgt zu wissen.

Und so, nachdem er es wieder und wieder überlegt, trat er endlich mit einem schweren Seufzer den Weg zu seiner Schwägerin an.

Es war ein schöner, klarer Herbstmorgen und in dem Garten, wohin sie ihn geführt, um auf seinen Wunsch ungestörter mit ihm sprechen zu können, gingen sie langsam auf und ab zwischen den nun meist abgeblühten Sträuchern, welche noch vor so kurzer Zeit von Julchens immer hellfarbigen Sommertoiletten gestreift worden, ohne daß ein Erröthen in die blasse Wange, ein erhöhtes Licht in die braunen ruhigen Augen trat.

Es war auch nicht danach.

„Ich kann Ihnen nicht die leidenschaftliche Liebe bieten, die ich einst für mein Julchen empfand,“ sagte er ernst, „ja die Nothwendigkeit, ein ähnliches Gefühl nach ihr einem anderen Weibe geben oder vielmehr heucheln zu müssen, würde mir den Gedanken an eine neue Ehe geradezu

unerträglich machen. Das ist vorbei für immer, abgeblüht, begraben in dem Sarge meiner duftigen Rose, meines süßen Lieblings, des einzigen Kleinods, mit dem der Himmel mein Leben begnadet hat. Was mir bleibt, ist nur noch die Pflicht, das Streben, meine Kinder glücklich zu machen, sie zu tüchtige Menschen zu erziehen; das ist Alles. Aber wenn ich Ihnen keine Liebe bieten kann, so fordere ich auch keine von Ihnen. Darin wenigstens sind wir gleich und so wie ich Sie kenne, Ihr ruhiges, verständiges Wesen, Ihren stets nur auf das Praktische gerichteten Sinn, wird das, was ich wirklich zu bieten vermag, die schützende Treue eines Bruders, die Hochachtung eines Mannes, der seine heiligsten Güter vertrauensvoll in Ihre Hände legt, und der sich bemühen wird, Ihren Wünschen nach Kräften entgegenzukommen, wird, glaube ich, der Art Ihres Gemüthes besser entsprechen, als eine heftigere Zuneigung."

Er sah sie an; sie antwortete nicht. Sie sah gerade vor sich hin nach dem niederen Horizonte, wo die Sonne gerade in diesem Augenblicke ein dürres Stoppelfeld vergoldete. Dachte sie an ihre Jugend, von welcher alle Blüthen abgestreift worden, bevor sie sich noch erschlossen, die zahllosen Opfer, die Keiner beachtet, die Niemand geahnt? Und nun das Glück sich ihr zuzuwenden schien in der einzigen, für sie möglichen Form, dachte sie daran, daß es jenem Felde glich, von dem eine andere Hand längst die reichen Garben abgemäht und für sie nur die Stoppeln übrig gelassen hatte? Wer kann es wissen? Aber ihr Blut wallte nicht rascher, ihr Herz schlug nicht höher, während er sprach, nur ein paar Mal hatte es sich krampfhaft zusammengezogen unter der eisigen Kälte seiner Worte, dann fuhr es ruhig fort in seinem gewohnten gleichmäßigen Schlage.

Sein Blick wurde trüber und eine gewisse Unruhe malte sich in seinen Zügen, bei dem, was er bei ihr für Ungewißheit hielt.

„Es ist ein sehr ruhiges Leben, das ich Ihnen biete," sagte er nach einer Pause und seine Stimme klang beinahe zögernd. „Vielleicht scheint es Ihnen, als ob ich zu viel an mich und zu wenig an die Gefährtin desselben dächte — aber eben, ich bin ein schwergeschlagener Mann, der einer Zeit des Friedens bedarf, um sich zu erholen und der Ihnen für die Sicherung dieses Friedens ewig dankbar sein wird.. Dennoch werde ich mich nicht beklagen, wenn sie meine Bitte zurückweisen. Sie antworten nicht?" frug er, als sie noch immer schwieg.

Ruhig wandte sie ihm die schönen, tiefen Augen zu und ruhig reichte sie ihm die kühle, blasse Hand.

„Kommen Sie morgen wieder," sagte sie, „ich muß erst mit meiner Mutter sprechen."

Und dann ging sie hinein und sagte es ihrer Mutter. Aber die alte Frau war unwirsch. Das Gespräch hatte lange gedauert und sie umsomehr irritirt, als sie darin eine Mißachtung von Seite ihres Schwiegersohnes sah, dem sie doch erst vor ein paar Tagen wieder, zwar noch immer unter der Blume, doch, wie sie meinte, kategorisch genug zu verstehen gegeben, daß Guste ihr gehöre und gerade zu dieser Zeit ihr, der Mutter, ganz besonders unentbehrlich sei. Natürlich waren auch zugleich alle kleinen Fatalitäten eingetroffen, welche eine scharfe Laune noch verschärfen. Der Fauteuil stand

ihr nicht bequem, mit dem Fußkissen war es nicht besser und der Knäuel war ihr gar entrollt; sie konnte doch nicht aufstehen und ihn selbst unter dem Sopha hervorsuchen! Und der Magd deßwegen zu läuten, was sonst oft genug geschah, fiel ihr gerade heute gar nicht ein. Augustens Mittheilung, als sie endlich herein kam, war auch nicht danach angethan, sie zu versöhnen.

„Nun ja," versetzte sie in herbem Tone, „ich hätte mir so etwas denken können. Wenn die Rose verblüht ist, dann kommt die Stechbutte an die Reihe."

Aber sie senkte unwillkürlich die Augen vor dem eigenthümlich traurigen Blick ihrer Tochter. „Ich habe es ja nicht so böse gemeint," entschuldigte sie sich verwirrt, „es geht eben so, wenn man verstimmt ist. Nun ja, es ist ja ganz vernünftig, daß er Dich heiraten will. Was soll er auch thun, besonders wegen der Kinder? Was dann aus Deiner Mutter werden soll, hier so allein, das ist freilich Nebensache —"

„Er meint, daß Du zu uns ziehen sollst," sagte Auguste, „er weiß, ich verlasse Dich nicht —"

Am nächsten Morgen kam er wieder und wieder war es ein schöner heller Tag.

„Sie willigen ein?" frug er mit unverkennbarer Spannung, als sie ihm in den Garten entgegenkam.

„Ja," antwortete sie.

Er athmete tief. „Ich danke Ihnen," sagte er dann, „für meine Kinder und für mich," setzte er nach einer Pause hinzu. „Und Sie werden wohl nichts dagegen haben, daß es bald geschehe. Das Hauswesen bedarf der Gebieterin und gerade jetzt gibt es viel zu thun. Es ist wirklich keine kleine Last, die ich auf Ihre Schultern lade —"

„Ich werde thun, was ich kann," sagte sie.

„Sie werden meinen armen, kleinen Kindern eine treue, liebevolle Mutter sein?"

„Ich danke Ihnen," wiederholte er nochmals. Man sah es ihm an, er war tief bewegt.

Und dann gingen sie wieder auf und ab in dem alten Garten, langsamen, nachdenklichen Schrittes. Erst nach einer Weile begann er wieder zu sprechen.

„Ich weiß, daß ich so um ein junges Mädchen nicht hätte freien dürfen," sagte er mit einem trüben, fast gezwungenen Lächeln. „Mein armes Julchen" — hier wurden seine Augen naß — „hätte mir sicher gleich beim ersten Worte die Thür gewiesen, aber wir sind ja Beide nicht mehr jung und wenn noch irgend ein Glück für mich möglich ist, so liegt es in jenem stillen, beschaulichen Leben, das ich vor meiner Verheiratung geführt. Ich muß eben wieder zum Stubenhocker, zum Bücherwurm werden," erläuterte er in wehmüthigem Scherze. „Sie werden das verzeihen. Bei Julchen war nicht daran zu denken. Sie war eben eine Fee, ein Sonnenstrahl, und wo sie war, da mußte auch Leben und Freude sein —".

Er seufzte und sah vor sich nieder in einem langen Rückblicke in die Vergangenheit, dann sah er wieder mit einem Seufzer auf.

„Sie werden es verstehen, daß mein Herz sie nicht vergessen kann. Sie haben sie ja auch geliebt. Sie waren freilich ganz verschieden von ihr," fuhr er nach einer neuen Pause eifriger fort. „Glauben Sie nicht, daß ich Ihren seltenen Werth nicht längst erkannt hätte. Schon bei dem Krankenbette Ihres Vaters habe ich Ihren ruhigen Ernst, Ihr geduldiges Ausharren, Ihre selbstlose Aufopferung oft und oft bewundert. Das hätte Julchen nicht leisten können. War sie doch wie ein Schmetterling, nur geschaffen, um von dem Honig des Lebens zu nippen. Ihr Sinn war überhaupt immer mehr für das Haus, mehr für die strengeren Pflichten der Häuslichkeit, als es bei Julchen der Fall war. Nun, es war wohl nicht anders zu erwarten, Sie waren ja die Aeltere!"

Und dann ging er hinein, um mit der Mutter zu sprechen und als er sich hierauf entfernte, mit einer unendlichen Beruhigung in der Brust, mit dem dunklen Bewußtsein vielleicht, daß sein Leben, trotz der Trauer um die Verstorbene, doch erst jetzt wieder in die ihm natürliche Bahn einzulenken begann, sah ihm die Braut nach, die bleiche Stirn an die kalte Fensterscheibe gelehnt, und wenn auch endlich für sie freundlichere Sterne sich heben, Tage und vielleicht Jahre erblühen sollten, über denen kein Schatten lag, so war es noch ein Geheimniß der Zukunft und sie ahnte es nicht.





von

Stefan Milow.

Gedenkblätter.

I.

Das Eig'ne zu erkennen an den Dingen,
Sei dir das Höchste stets; du darfst nicht fragen,
Was sie dem Trachten deines Herzens bringen,
Ob sel'gen Jubel oder bange Klagen.
Ist dir das Morgenroth ein Freudenschimmer
Und stößt die schwarze Wolke dich zurück?
Suchst du nur glühend lichte Farben immer
Und findest so allein im Schauen Glück?
Nicht doch! Erfaße wie der Künstler Alles,
Dem Licht und Schatten gleich im Schaffen gilt;
Er malt gleich treu die Schauer des Zerfalles,
So wie die gold'ne Frucht, die reifend schwillt.
Es weben, ewig wechselnd, Tod und Leben
Die weite Welt, reich und gestaltenvoll;
So lerne selbst aus Lust und Schmerzen weben
Die Harmonie, die dich erfüllen soll.

II.

O lerne bei den Menschen nichts zu suchen,
So findest du sie gut; was stürmst du fort
Und willst den harten Sinn der Welt verfluchen?
Begehre nichts! Das ist dein einz'ger Hort.
Laß ab von deinen schönen, gold'nen Träumen,
Und dem Entsagenden ist nichts zu arm;
Bezwinge stark, wie wild sie sich auch bäumen,
In deiner Brust der Wünsche lauten Schwarm.
Du mußt! Du mußt den ungestümen wehren,
Laß nimmer, hoffend, sie zum Flug hinaus;

Sie pochen rings vergebens an und kehren
Mit lahmen Schwingen dir gar bald nach Haus.
Dann drücken sie in der Enttäuschung Schmerzen
Das Herz dir ab; du aber klage nicht,
Daß es zerschellt an fremden Kieselherzen:
Die eig'ne Sehnsucht ist's, an der es bricht.

III.

Ich stelle mich voll Demuth zu der Welt
Und rechte nimmermehr mit dem Geschicke,
Ob Hoffen auch um Hoffen mir zerschellt
Und ich vor mir nur Nacht und Graun erblicke.
Thust du mir Unrecht, wär's auch mit Bedacht,
Ich zucke nicht und will kein Wörtlein sagen;
That ich's doch Andern selbst oft, zornentfacht —
Das gleicht sich aus und nimmer darf ich klagen.
Ich sündigte genug, von Wahn berückt,
Ich schritt genug auf bangen Irrsals Pfaden,
Um jedes Kreuz, das mich zu Boden drückt,
Freiwillig auf die Schulter mir zu laden.

Im Sommersonnenschein.

Ich weiß nicht, was mich seltsam rührt,
Wenn sommerlich die Lüfte wehn
Und still mein Pfad mich abwärts führt,
Wo keines Menschen Spur zu sehn.

Wie bin im Tiefsten ich gestimmt,
Was rings im Sommersonnenglanz
So zauberisch bestrickend schwimmt,
Ans Herz zu ziehen voll und ganz.

Und dennoch faßt's wie Wehmuth mich;
Ist nicht, was mich so sehr ergreift,
Ein Hauch der Ewigkeit, und ich?
Das Stäubchen bin ich, das er streift.

Von Himmelssehnsucht schwillt die Brust,
Ich breite meine Arme weit
Und werde mir nur bang bewußt
Ach! meiner Erdennichtigkeit.





von

Gottfried Schmelkes.*

Aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Lud. Aug. Frankl.

Rosenträume.

Es sind nach einer schwülen Sommernacht
Drei Rosen thränenschwer vom Schlaf erwacht.

Die eine Rose sprach: „Ich sah im Traum,
Wie Liebchen Nachtigall fiel todt vom Baum."

Die Zweite: „Ach, mir träumte, treulos hing
An einer Lilie mein Schmetterling."

„Mir träumte," sprach die dritte Rose d'rauf,
„Man trug zum Markt mich, bot mich zum Verkauf."

Und lauschend hört's des Gärtners Töchterlein:
„Ach, welcher Traum mag wohl der schwerste sein!"

---

* In den „Dioskuren" für das Jahr 1879 ist ein Gedicht erschienen:



Böhmische Heldensage in acht Romanzen

von

Geoffroi S.....

Die Redaction begleitete es mit nachfolgender Note:

„Wir verdanken diese Dichtung einem hochverehrten Freunde der „Dioskuren," Herrn R. B. Derselbe hat das Manuscript der Dichtung am Schlusse der Dreißigerjahre in seinen Familienpapieren gefunden, ohne dessen Provenienz constatiren zu können. Auch spätere Forschungen nach dem Verfasser blieben ohne Erfolg. Uns erscheint das Poem von so charakteristischer Schönheit, daß wir uns veranlaßt sehen, dasselbe genau nach dem vorgefundenen Manuscripte der gänzlichen Vergessenheit zu entreißen, selbst auf die Gefahr hin, durch die Veröffentlichung vielleicht gegen den Willen des unbekannten Autors zu verstoßen. Möglicherweise gelingt es eben hiedurch, den Dichter selbst zu eruiren."

Der Schreiber dieser Zeilen ist in der glücklichen Lage, diesem Wunsche in jeder Richtung hin gründlich und authentisch entsprechen zu können und sofort das rücksichtsvolle Bedenken, „durch die Veröffentlichung

Judenthum und Christenthum.

Aus altem, morschen Felsgesteine
Wuchs eine Tanne kühn hervor,
Sie stand im gold'nen Sonnenscheine,
Sah frei zum Himmelsdom empor.

Es sprach der Fels in seinem Harme:
„Nur nicht zu stolz, du junger Baum,
Ich trage dich, die Wurzelarme
Umschlingen mich, und kennst mich kaum!

Ich bin gewohnt, daß man mich schätze,
Und jeder Stein sollt' heilig sein,
Die ersten Tafeln der Gesetze,
Die Gott einst gab, sie waren — Stein."

„„Ich darf den Blick zum Himmel wagen,""
Sprach d'rauf die Tanne, frei und stolz,
„„Ich hab' den Heiland einst getragen,
Das Kreuz, auf dem er starb, war Holz.""

So stritt der Baum mit dem Gesteine,
Doch hat der Streit sie nicht getrennt;
Noch grünt der Baum im Sonnenscheine,
Es bleibt der Fels sein Fundament.

---

des Gedichtes gegen den Willen des unbekannten Autors zu verstoßen," zu beruhigen; denn der Autor ist seit zehn Jahren todt. Das Gedicht hat er selbst dem Drucke übergeben und seinen Namen: Gottfried Schmelkes darunter gesetzt.

Das Gedicht ist wörtlich, wie es die „Dioskuren" vom Jahre 1879 enthalten, bereits im Jahre 1832 im „Gesellschafter, Blätter für Geist und Herz," herausgegeben von Gubitz, in Berlin, erschienen und zugleich im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1832," herausgegeben von Friedrich Kind, Leipzig bei Chr. Heinrich Ferdinand Hartmann und ist in demselben von Seite 95 bis 130 enthalten.

Nicht genug! und hier bewährt sich wieder einmal frappant der classische Spruch: „Habent sua fata libelli."

Das Gedicht „Mila" ist in einer nur für Freunde gedruckten „Biographischen Skizze" des Hingeschiedenen, Weimar, B. F. Voigt 1871, Seite 48 bis 69 wieder abgedruckt, welche Skizze der Schreiber dieser Zeilen, ein Jugendfreund und naher Verwandter des Hingeschiedenen, auf den Wunsch seiner hinterbliebenen Töchter verfaßte.

Wer auf dem von Herrn R. B. in den Dreißigerjahren in Familienpapieren aufgefundenen Manuscripte den Namen des Verfassers in's französische „Geoffroi" (Gottfried) S. . . . . (Schmelkes) übersetzt hat, dürfte kaum mehr zu eruiren und wohl auch gleichgiltig sein; so viel ist gewiß, daß es von fremder Hand geschehen sein muß, denn niemals schrieb oder nannte sich der Dichter französirend.

Die Redaction der „Dioskuren" hat, wie leicht begreiflich, mit allen diesen Umständen unbekannt, an dem Gedichte „Mila" mit feinem, kritischen Geschmacke, wie sie sagt, „die charakteristische Schönheit" erkannt und es in gutem Glauben als Original mitgetheilt.

Sprüche.

Doppelter Schmerz.

Oh sage nicht: Dies trag ich nicht!
Geduld! du wirst's ertragen;
Und deinen Liebsten klag es nicht,
Denn, ach, was soll dein Klagen!

„Getheilter Schmerz ist halber Schmerz“
Wirst du vielleicht mir sagen;
Doch fühl ich doppelt jenen Schmerz,
Den mit die Meinen tragen.

Einsame Thräne.

Zwei Thränen weint der Mensch in seinen Leiden,
Doch ihre Wege von einander scheiden;
Die eine tritt ins Auge, daß die Welt sie sähe,
Mitleidig theil' und lindere sein Wehe.
Die andere sinkt ins Herz hinein,
Die weint der Mensch — für sich allein.

Seltsam.

Oft träumt der Mensch ein Glück, schon glaubt er's zu erreichen,
Schon streckt er seine Hand, doch sieht er's von sich weichen,
Woher das tiefe Weh? er hat's noch nicht besessen,
Und kann doch den Verlust zeitlebens nicht vergessen!

Erbarmen.

Verschließ dem Bettler nie Dein Haus!
Sprich ja nicht: „Morgen theil' ich aus.“

Während wir nun im Voranstehenden dem Wunsche der geehrten Redaction: daß der Name des vielbegabten Dichters eruirt werden möge, nachzukommen so glücklich sind, glauben wir bei dem allgemeinen Beifalle, den das Gedicht „Mila“ gefunden hat, einem gewiß weiter erwachten Verlangen zu entsprechen, wenn wir einiges Biographische über den verewigten, auch im wissenschaftlichen und socialen Leben bedeutenden Dichter mittheilen und aus seinem Nachlasse zur ruhmvollen Erinnerung an ihn einige Gedichte anschließen, die ihn den besten deutsch-böhmischen Dichtern dieses Jahrhunderts anreihen.

Gottfried Schmelkes wurde am 22. September 1807 als der Sohn eines Kaufmannes in Prag geboren. Er vollendete mit Auszeichnung die gymnasial-philosofischen und medicinischen Studien in Prag und erwarb den Doctorgrad der letzteren im Jahre 1833 in Wien, worauf er als Leibarzt der Gräfin Therese Trauttmansdorff geb. Gräfin Nadasdy fungirte. Noch Doctorand, wurde er schon früher während der Cholera-Epidemie in Prag als leitender Arzt einer Filiale verwendet. Später machte er sich, jung vermält, in Teplitz in Böhmen seßhaft, wo er nach wenigen Jahren sich das allgemeine Vertrauen erwarb und bald zu den gesuchtesten Aerzten gehörte, wobei ihn seine weltmännisch feine Art des Umganges, seine theilnehmende Behandlung der Kranken, seine vielfachen Sprachkenntnisse besonders unterstützten. — Er fungirte als unentgeltlicher Director und Primararzt des israelitischen Krankenhauses, gründete das k. sächsische Militär-Hospital, dessen Baugrund er aus eigenen Mitteln beschaffte, war lange Bürgermeister-Stellvertreter der Stadt und wurde für seine humanitären und wissenschaftlichen Leistungen vom Kaiser von Oesterreich mit dem Ritterkreuze des Franz Josephs-Ordens, vom Könige von Sachsen mit dem des Albrecht- und vom Könige von Preußen mit dem des rothen Adlerordens und der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Auch wurde ihm der Hofrathstitel verliehen, während ihn zahlreiche in- und ausländische gelehrte Gesellschaften und Akademien

Sei nicht bequem — an jedem Tag
Gieb ihm, wann er auch kommen mag.
Wen's heute friert, wen's hungert heut,
Dem wird bis morgen lang die Zeit.
Sei nicht bequem, gieb jeden Tag,
Wann auch der Arme kommen mag.
Wer weiß, ob Morgen der noch lebt,
Der, um zu leben, heute fleht,
Ob, wenn er morgen auch noch lebt,
Er nicht an deiner Bahre steht.

Glaube.

Der Glaube sei dein Stab, den du zur Stütze trägst,
Doch keiner sei's, mit dem Ungläubige du schlägst;
Dein Glaube sei die Burg, in der du fest dich dünkst,
Doch sei er keine Burg, in die du And're zwingst;
Dein Glaube sei ein Weg, der führt zur Himmelsthür,
Doch nicht so schmal, daß man nicht geh'n kann neben dir.

Unverständlich.

Wie oft zwei Menschen, die zum ersten Mal sich seh'n,
So wundersam sich gleich versteh'n,
Indeß oft Zwei durchs ganze Leben wandern,
Und doch versteht der Eine nicht den Andern.

Prüfe nur.

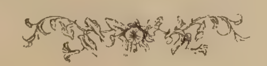
Dünkt dich ein Herz auch schlecht, prüf' es geduldig nur,
In einer Falte doch entdeckst du Gottes Spur,
Ein jegliches Geschöpf durchwehet Gottes Hauch,
Gott offenbarte sich doch auch im Dornenstrauch.

Alter.

Dein Alter zähle nicht nach Jahren,
Zähl's nur nach dem, was du erfahren,
Dich altert nicht ein Dutzend Jahre,
Ein einziger Schmerz reift dich zur Bahre.

zu ihrem Mitgliede ernannten. Er schrieb eine Reihe von medicinischen Schriften, die sich von den gewöhnlichen Reclamearbeiten vieler Badeärzte durch eine streng wissenschaftliche, auf reiche Erfahrung gegründete Anschauung unterscheiden und einen bleibenden Werth in der medicinischen Literatur behaupten. Auf einer Erholungsreise in der Schweiz, die er in Begleitung seiner Tochter Doris — die ältere, Marie, ist an den Verlagsbuchhändler Voigt in Weimar vermält — im Jahre 1870 antrat, starb er am 28. October in Interlaken an den Folgen eines Nervenschlages. Seine Leiche wurde nach Teplitz zurückgebracht, in seinem Hause „zur Stadt Riga" daselbst aufgebahrt und unter trauernder Betheiligung der ganzen Bevölkerung feierlich zur Erde bestattet. Sein Andenken ist von Tausenden, denen er ärztlich und menschlich Rath und Hilfe spendete, gesegnet und durch wohlthätige Stiftungen, die er testamentarisch begründete, wird nicht allein dem Arzte und Dichter, auch dem edlen Menschen ein bleibender Name für alle Zukunft gesichert.

Der Einsender.



Der Verurtheilte.*

Von

Marie von Najmájer.

Von einem schweren Schlag erbebt,
Noch eh' die Nacht den Fittig hebt,
Die düst're Kerkerpforte;
Ein fahler Schein
Dringt jäh herein,
Und feierliche Worte:

„Wach' auf, wach' auf zu dieser Frist!
Vernimm, daß Du gerichtet bist!
Der Tag beginnt zu grauen:
Zum letzten Mal
Wird seinen Strahl
Dein Auge heute schauen!"

Doch hatt' er lange schon gewacht,
Dess' Auge jetzt aus Kerkersnacht
Der Thür entgegenstarrte.
„Ich bin bereit,
S'ist lange Zeit,
Daß ich den Spruch erwarte."

„Du hast bereut mit Herz und Mund:
Nun gib auch deinen Namen kund!
Auch Mördern winkt noch Gnade;
Du hast vielleicht
Sie dann erreicht
Auf Deinem Todespfade."

* Gerichtet zu Nimes im Februar 1875.

Der Schuld'ge hebt das Haupt empor:
„Die Welt kann das, was ich verlor,
Mir nie mehr wiedergeben;
Es ist vorbei,
Der Stab entzwei!
Ich hab' verwirkt mein Leben.

„Doch ob mein Sein zusammenbrach —
Von bitterster, von größter Schmach
Bin ich verschont geblieben!
Ich steh' allein
Mit meiner Pein,
Gerettet sind die Lieben!

„Das Weib, die Kinder, mir geschenkt,
Sie blieben rein und ungekränkt;
Nicht klebt seit früh'sten Jahren
Des Mörders Blut
In düst'rer Gluth
Auf ihren blonden Haaren!

„Vernähm' ich, knieend unter'm Beil,
Daß meines Namens Nennung Heil
Und Gnade mir gewähre —
Ich bliebe stumm,
Als Heiligthum
Zu wahren seine Ehre!"

Er spricht's — die letzten Stunden flieh'n;
Man sieht ihn stumm zum Richtplatz zieh'n,
Gelassen, sonder Grauen
Zum Blocke hin
Dann niederknien,
Und lächelnd aufwärts schauen.

„Gelobt sei Gott, der mir erlaubt,
Von meiner Kinder theurem Haupt
Die ew'ge Schmach zu wenden!
Allein befleckt,
Darf unentdeckt,
Darf ungekannt ich enden!

„Noch tönt mein Name rein und klar,
Denn wie ich heiße, wer ich war,
Wird nie bekannt im Lande!"
Sein Wort verklingt,
Das Fallbeil sinkt —
Getilgt ist Schuld und Schande.

Die Faustsage und die Faustkomödien.

Von

Hermann Meynert.

Faust und Don Juan. Genesis der Faustsage: Weltfluchen und Lossagung; der Bund mit dem Bösen; schwarze Kunst. Aelteres Material zur Faustsage; ihre Wanderung. Dramatisirung der Sage; Vorbilder dazu in den geistlichen Schauspielen. Entartung des Volksschauspieles vom „Faust“ und kritische Opposition. Gleichzeitiger Aufschwung des Puppenspiels; ein wunderlicher Anlaß nebst anderen Ursachen. Goethe und das Puppenspiel. Rückkehr zur ursprünglichen Volkssage. Charakteristik der Hauptpersonen des Puppenspiels. — Nach oben.

Man hat Faust und Don Juan bisweilen als Zwillingsbrüder angesehen und deßhalb den Versuch gemacht, sie in ein poetisches Wechselverhältniß zu bringen. Schon zwanzig Jahre früher, ehe Grabbe seine Tragödie „Don Juan und Faust“ dichtete, hatte Nikolaus Voigt in einem Schauspiele die Geschichte Faust's mit der des Don Juan vermischt. Aber der eine, wie der andere Versuch ist mißglückt; jene beiden Sagenhelden haben nichts Verwandtes, ihre Lebensbedingungen heben vielmehr eine die andere auf.

Bei Don Juan fällt es zunächst in die Augen, daß die Sage, welche ihn schuf, vom Anfange her diejenige Objectivität verleugnet, welche sonst in ihrer Natur liegt. Sie gibt sich zu sehr als Parteigenossin der heißen Eifersucht und des Hasses beleidigter Spanierinen, welche in ihrer Unversöhnlichkeit die Gespenster der Grüfte und endlich die Furien des Abgrundes gegen den schönen Ungetreuen loslassen. Auch machen wir Don Juan's Bekanntschaft erst in dem Augenblicke, wo er, durch ein blutiges Verbrechen sich einführend, schon unaufhaltsam der Tiefe zusinkt. Während Faust die Geisterwelt an sich zieht und sie zeitweise beherrscht, leugnet und verhöhnt Don Juan dieselbe, stößt sie von sich und erliegt zuletzt ihren Schrecknissen.

Wie aber bei Don Juan ihren Haß, kann die Sage bei Faust ihre Liebe nicht verleugnen. Nicht aus einem Gewirre persönlicher Leidenschaften erhebt sich seine ernste Gestalt, sondern weltbewegende Glaubenskämpfe umgeben seine Wiege und so wächst Faust zugleich aus dem Wunderglauben

und aus den Zweifeln seiner Zeit und seines Volkes empor. Und wie im Don Juan der tragische Hang zur Tiefe, so bleibt im Faust der unüberwindliche Zug zur Höhe verwaltend. Ob von den Flügeln des Zaubermantels getragen oder den wüsten Brockengipfel erklimmend, immer bewegt er sich aufwärts und selbst die Geister der Unterwelt, welche ihn hinabzuzerren trachten, reißt er auf seinem stürmischen Fluge nach oben mit sich fort.

Unmittelbar neben der religiösen Erregung, welche der Reformation vorausging, traten gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhundertes noch andere, zum Theile sonderbare Erscheinungen auf, welche mit jener zwar aus einer Quelle stammten, dabei aber zu einem sehr abweichenden, gewissermaßen entgegensetzten Ausdrucke gelangten. Das Fluchen und Schwören, bis dahin ein Merkmal der Rohheit und meist auf einzelne Volksclassen beschränkt, von dem ohnehin derberen Zeitalter daher wenig beachtet, zeigte plötzlich einen ungeahnet ernsten Hintergrund. Nachdem das damals um sich greifende Werbsystem den Kriegerstand zu einem Gewerbe gemacht hatte, waren es anfangs hauptsächlich die Soldaten, welchen jene Unsitte anhaftete; alle Artikelbriefe dieser Zeit verpönen daher um die Wette das Fluchen und Schwören, ja etwas später noch sollte nach niederländischem Kriegsrechte Dem, welcher zum zweiten Male den Namen Gottes mißbrauchte oder lästerte, die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen werden. Aber weder mit strengen, noch mit sanfteren Mitteln wurde etwas ausgerichtet.

So lange nun jene schlimme Gewohnheit ihren Sitz nur in den Kriegslagern und Lanzknechttabernen aufschlug, blieb sie ohne Bedeutung. Doch gar bald wuchs sie nicht bloß aus jenen abgesonderten Kreisen heraus und hatte nicht mehr trunkenen Zustand oder vorübergehende wilde Laune zur Entschuldigung, sondern sie gewann bei ihrer weiteren Verbreitung zugleich ein nüchternes, absichtvolles Gepräge. Sie entsprang jetzt einer Auflehnung gegen den Gottesgedanken, einer Bitterkeit, Zank- und Schmähsucht gegen Dasjenige, was man bisher für heilig geachtet hatte und an welches man, trotz dieser Absage, noch fortglaubte.

Und gerade außerhalb der Soldatenkreise nahm diese Unart einen noch ausgelasseneren Charakter an, denn unter den strafgerichtlichen Erkenntnissen, welchen wir zu jener Zeit begegnen, überraschen uns nun sogenannte „Wettflüche,“ das heißt, es wurden förmliche Wetten abgeschlossen, wer am lästerlichsten fluchen und schwören könne. In Altdresden z. B. wurden eines Tages mehr als zwanzig Personen gefänglich eingezogen, weil sie „Wettflüche gehalten.“

Dazu kam noch ein anderer gewichtiger Umstand, der ebenfalls ursprünglich von dem bewegten, grellbunten Lagerleben ausging. Die Unbändigkeit und Raubgier der Söldnerbanden hatten den Krieg furchtbar verwildert, ihn mit Ausschweifungen und Grausamkeiten aller Art befleckt. Fromme und strenge Gemüther sahen daher das gesammte Kriegsvolk in Bausch und Bogen für ewig verloren und zur Seligkeit unfähig an. Und sonderbar, die Soldaten, anstatt sich hierüber beunruhigt oder auch nur beleidigt zu fühlen, theilten zuletzt selbst diese Meinung. Ein Zeitgenosse von damals berichtet als Augen- und Ohrenzeuge von den Soldaten: „Etliche stehen im Zweifel und sind so ganz und gar verwegen, daß sie nichts nach

Gott und seinem Worte fragen, auch Seel' und Gewissen zugleich in den Wind schlagen, wie ich denn selbst solcher Gesellen viele gekannt und sagen gehört habe: wenn sie sollten an Gott und dergleichen viel denken, so müßten sie nimmer in den Krieg ziehen." Kaltblütig befreundeten sich also die Soldaten mit der Ueberzeugung, von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen zu sein, und wollten meist lieber auf die Hoffnungen des Jenseits, als auf das fröhliche Kriegshandwerk dieser Welt verzichten.

Auch diese verzweifelte Soldatenphilosophie, gegen welche die Theologen und Lagerprädicanten vergeblich ankämpften, blieb nicht auf diejenigen Kreise beschränkt, in welchen sie zuerst aufgetaucht war; sie fand allmälig Bekenner an übrigens friedfertigen Leuten, welche, ohne die angelernten Glaubenslehren zu bezweifeln, doch aus Gewohnheitsliebe oder Genußsucht eher den Himmel, als ihre zeitlichen Freuden im Stiche lassen mochten.

Es fällt unserer Gegenwart schwer, sich in solche überwundene Fragen zurückzuversetzen; aber in ihrer Zeit erhoben sich dieselben zu starken Motoren und nahmen einen nicht geringen Einfluß auf den bisweilen auch in wunderlichen Rößelsprüngen sich bewegenden Entwicklungsgang der Geschichte. Für unseren Zweck nun gar ist eben jenes Ueberwundene deßhalb von Bedeutung, weil es die Elemente bildet, aus welchen die Faustsage, die Faustgestalt, man möchte behaupten mit Naturnothwendigkeit hervorgegangen, herausgewachsen ist.

Zwei mit einander zusammenhängende Momente sind dem Vorhergehenden zu entnehmen: zunächst das Gelüsten, durch „Wettflüche" sich eine Art Fehderecht gegen die Gottheit anzumaßen und dann noch ausdrücklich auf den Himmel zu verzichten. Beides thut Faust in seiner Weise. Nicht durch wüstes Wettfluchen, welches dem gelehrten Manne nicht geziemen würde, wohl aber durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Bösen sagt er sich von Gott los und kraft des nämlichen Pactes wirft er sein Anrecht auf das ewige Heil zerrissen von sich.

Der alte Glaube an Bündnisse mit dem Bösen hatte seit dem dreizehnten Jahrhunderte bestimmtere Formen angenommen. Daher kam schon der berühmte Bischof von Regensburg, Albert der Große, in den Fall, die Realität solcher Bündnisse zu bestreiten. Das schützte aber ihn selbst nicht vor dem Rufe der Zauberei und schwarzen Kunst und überhaupt sind weder Päpste und gelehrte Bischöfe, noch mächtige Fürsten — um nur an den König Alphons X. von Leon und Castilien zu erinnern — dem Verdachte entgangen, im Einvernehmen mit dem Satan zu stehen.

Freilich führte dieser Wahn nachmals zu den Gräueln der Hexenprocesse; aber sonderbarerweise wurde hierin nur selten mit gleichem Maße gemessen, denn nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern auch die Gerichtspraxis machte von jeher einen merklichen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Zauberern. Die armen Hexen galten als ein infernalisches Proletariat, gegen welches die Gesellschaft mit massenhaften Scheiterhaufen arbeitete, denn man schrieb auf das Schuldregister der Hexen alle schlimmen Zufälle, welche das Volk und den Landmann am empfindlichsten trafen.

Ganz anders die männlichen Zauberer, die Magier, die Eingeweihten der schwarzen Kunst. Diese ließen nach der Meinung der Leute sich niemals

zu der gemeinen Bosheit der Hexen herab; sie benutzten ihre Herrschaft über die bösen Geister nicht zur Schädigung ihrer Nebenmenschen, sondern bedienten sich ihrer Macht, um schöne, wunderbare Künste zu treiben, in den Besitz übermenschlichen Wissens zu gelangen und noch auf Erden die großen Geheimnisse der Schöpfung zu durchblicken. Schon das Ringen nach solcher außerordentlichen Befähigung setzte einen hochstrebenden Geist, der Verzicht auf das Seelenheil einen starken, muthigen Sinn voraus, Eigenschaften, welche man nur bei ganz ungewöhnlichen Menschen suchen durfte. Die schwarze Kunst stieg daher niemals, wie das Hexenthum, in vulgäre Kreise herab; sie blieb in frühesten Zeiten, wie wir gesehen, ein Privilegium der Vornehmheit und seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften ein Monopol der Gelehrsamkeit.

Doctor Faust erfüllte alle Bedingungen, an welche die verhängnißvolle Weihe des Schwarzkünstlers sich knüpfte. Um sich aber dann noch unter den Schutz einer sanfteren und in ihrer Art unvergänglichen Macht, der Macht der Sage, zu stellen und einen bleibenden Platz in ihrer lieblichen Bilderhalle zu erobern, mußte er noch weitere Wandlungen durchmachen. Was hätte das muntere Kind, die Sage, mit dem gravitätischen Doctor anfangen sollen, in welchem — alle seine gefeierten Dichter haben ihn nie völlig davon befreien können — selbst sein Bündniß mit der Geisterwelt anfangs noch so viel Pedanterie und scholastischen Nebel zurückgelassen hatte?

Da fand sich nun zum Glücke von alter Zeit her eine reiche, herrenlose Verlassenschaft, auf welche die Schöpfer der Faustsage ihre Hand legen durften. An traditionellen Schwänken hatte es in Deutschland nie gemangelt; sie machten oft weite Fahrten und wechselten dabei ihr Gewand und ihre Züge, wie denn z. B. die „Streiche des Pfaffen Ameis," welche gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes in Oesterreich ersonnen oder zusammengestellt worden waren, gegen zweihundert Jahre später in den niederdeutschen Ebenen sich mit der Gestalt und dem Namen des „Till Eulenspiegel" bekleideten. Für Faust aber war es ein besonderer Vortheil, daß mittlerweile der Schwank sich auch schon mit dem Uebernatürlichen verbündet hatte, daß der Volkswitz bereits von solchen Schwarzkünstlern zu erzählen wußte, die mittelst ihrer Kunst zugleich Späße trieben.

Der Zufall fügte es, daß die magische Kurzweil, mit welcher man den ursprünglichen Ernst der Erscheinung des Faust zu mildern trachtete, theilweise dem bunten Sagenkreise entnommen wurde, welcher sich im Laufe der Zeit um die Gestalt des Königs Wenzel (IV.) von Böhmen gebildet hatte. Als nämlich der baierische Herzog Johann von München — so meldete die Ueberlieferung — im Jahre 1392 seine Tochter Sophie zur Vermälung mit dem Könige Wenzel begleitete, führte er, den Geschmack seines Schwiegersohnes kennend, einen ganzen Wagen voll Zauberer und Schwarzkünstler mit sich nach Prag. Eines Tages, da der vorzüglichste dieser baierischen Künstler seine Blendwerke trieb, näherte sich ihm ein Schwarzkünstler König Wenzel's, Zito genannt, und verschluckte ihn sammt seinem Apparate bis auf die Schuhe, welche er, weil sie verunreinigt waren, vom Munde wegstreifte. Den mit Haut und Haar verschlungenen Zauberer aber gab er dann über einem Wasserfasse wieder von sich und wurde der arme, durchnäßte

Schelm weidlich ausgelacht. Seitdem getraute sich keiner der fremden Zauberer mehr an Zito und ungestört setzte dieser seine Zauberschwänke fort. Selbst die Gäste des Königs hatten nicht Ruhe vor ihm, denn wenn sie, durch ein Geräusch auf der Gasse verlockt, von der Tafel aufsprangen und zum Fenster hinaussahen, hexte er ihnen hohe und breite Hirschgeweihe an die Stirne, so daß sie die Köpfe nicht eher zurückziehen konnten, als bis er statt ihrer sich sattgegessen und getrunken.

Diese und ähnliche Schwänke Zito's finden sich später im Volksbuche auf Faust übertragen und auch noch aus anderen älteren Vorrathskammern wurde ihm dergleichen Ausstattung zugetheilt. Hiemit aber wurden die unheimlichen Schauer, welche ursprünglich dem Geisterbeschwörer anhafteten, auf harmlose Weise überkleidet und Faust erst eigentlich volksthümlich gemacht. Aus dem Becher der Sage also schlürfte der alternde, pedantische Doctor den wahren Verjüngungstrank, schmackhafter und wirksamer, als er später in einer Hexenküche gebraut werden konnte. Auch wurde ihm dadurch sein ihn kennzeichnender vaterländischer Charakter, seine deutsche Naivetät gewahrt und wenn Grabbe's Faust, obwohl aus weniger nahe liegenden Motiven, unwillkürlich ein treffendes Wort gesagt hat, so ist es sein Ausspruch:

„Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre."

Von woher die Anfänge der Faustsage gekommen, läßt sich nicht erweisen. Indeß wäre Folgendes zu beachten. Nach der verbreitetsten Ueberlieferung kommt Faust im südlichen Deutschland zur Welt, der Schauplatz seines späteren gelehrten und magischen Treibens aber ist vornehmlich das nördliche Deutschland. Vielleicht ist diese Annahme bloß eine symbolische Marschroute der Faustsage. Bringt man noch in Anschlag, daß, wie wir eben gesehen, der Sagenkreis des Böhmenkönigs Wenzel hineinspielt, daß, vielleicht aus Anlaß einer Namenverwandtschaft, die Rede von einem Aufenthalte Faust's in Prag gewesen ist, so würde die Vermuthung nahe liegen, daß diese Sage auf ihrer Wanderung vom deutschen Süden zum deutschen Norden eine Zeitlang in dem schönen, sagenreichen Lande Böhmen Rast und Nachlese gehalten habe.

Ihr wunderbarer, tiefer Sinn wendete ihr frühzeitig die Aufmerksamkeit des Auslandes zu. Namentlich in England trug man ihr ein reges Interesse entgegen und Shakespeare's berühmter Vorgänger, Kitt Marlowe, griff dort schnell den dramatischen Kern aus der Sage heraus und schuf seine durch dichterische Schönheiten ausgezeichnete Tragikomödie vom Doctor Faust, welche auf die meisten nachfolgenden dramatischen Bearbeitungen dieses Thema's einen mehr oder minder bemerkbaren Einfluß genommen hat.

Auch das deutsche Volksschauspiel vom Faust hat sich diesem Einflusse nicht völlig entzogen, jedoch bloß in Bezug auf Einzelnheiten in der Ausführung, keineswegs auf die eigentliche Conception. Gerade die Faustsage bot durch ihr mystisches Umherschweifen zwischen Himmel und Hölle dem Volksschauspiele schon vorhandene und gewöhnte Anhaltspunkte, weil hier die mittlerweile im Processe der Verweltlichung begriffenen älteren Mysterien oder geistlichen Schauspiele theilweise als Vorbilder nach Inhalt und Form dienen konnten.

Begegnet man doch schon um das Jahr 1480 einer Art dramatischer Vorläuferin des Faust; wir meinen das von Theodorich Schernbeck verfaßte geistliche Drama von der Apotheose Papst Johann's VIII. („ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen" 2c.), das noch sehr im Geschmacke der Mysterien gehalten ist. Es behandelt die bekannte Fabel von der Päpstin Johanna und der Inhalt ist in Kürze folgender:

Jutta, eine Jungfrau aus England, gedenkt in Mannestracht mit einem begünstigten Begleiter die hohe Schule in Paris zu beziehen. Lucifer wittert diesen Vorsatz und befiehlt seinen bösen Geistern, sie in demselben zu bestärken, um dann sich ihrer Seele zu bemächtigen. Unter diesem höllischen Einflusse vollführt Jutta ihre frevelhaften Abenteuer, wird in Paris Doctor, wandert nach Rom und wird daselbst zum Cardinal, endlich zum Papst erhoben. Der Himmel ist über ihr sündiges Treiben erzürnt und schon steht ihr Seelenheil auf dem Spiele, da legt die heilige Jungfrau Fürbitte ein und der Heiland läßt Jutten die Wahl zwischen ewiger Verdammniß und zeitlicher Schmach und Erlösung. Jutta wählt das Letztere und stirbt. Zwar versuchen nun die bösen Geister ihre Seele an sich zu reißen, aber sie werden vom Erzengel Michael zurückgetrieben und die Entsündigte geht zur Seligkeit ein.

In dieser Handlung spielen neben den menschlichen Gestalten zwei Engel und neun Höllengeister, Jesus mit seiner Mutter Maria und außerdem noch der Tod. Lucifer tritt mit seiner Großmutter Lillis im Gegensatze zu Jesus und Maria auf. Man sieht, in dem Stücke ist bereits einiges Faustische und Jutta könnte beinahe als ein weiblicher Faust gelten. Jedenfalls hatte daher das deutsche Volksschauspiel nicht nöthig, erst auf ein fremdes Muster zu warten, um einen Faust zu Stande zu bringen.

Schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhundertes hatte der Faust der Bühne den Faust des Volksroman's fast gänzlich aus dem Felde geschlagen und in einer 1683 erschienenen „Disquisition" wird unumwunden zugegeben: Faust's Andenken würde längst verschwunden sein, wenn er nicht mehrmals auf der Bühne, auch in Trauerspielen dargestellt worden wäre.

Das deutsche Volksschauspiel vom Faust bildete sich zwar in der Hauptsache nach einem angenommenen Schema aus; allein da die extemporirte Komödie bald allenthalben die Oberhand gewann und die Improvisationen der Schauspieler häufig in den Text übergingen, so strotzte dieser zuletzt von Varianten und gerieth mehr und mehr aus dem Zusammenhange; der Grundgedanke wurde verwischt und das immer stärkere Hervordrängen des Komischen, welches anfänglich nur als Beigabe gedient hatte, that endlich dem sinnigen Ernste der dramatisch verkörperten Sage Abbruch.

Der bekannte Theaterprincipal Stranitzky, welcher im Jahre 1715 eine Komödie: „Leben und Tod Doctor Faust's" im Schauspielhause zu Wien aufführte, mag bei seiner Vorliebe für den Hanswurst, den er selbst mit so großem Beifalle agirte, den Spaß wohl noch mehr auf die Spitze getrieben haben; auch ließ er den Hanswurst zu sehr in die eigentliche Wirkungssphäre des Faust hinübergreifen, indem er Ersteren zum selbstständigen Zauberer erhöhte, welcher z. B. als Koch alle zu einer großen Tafel erforderlichen Gegenstände: Tisch, Stühle, Tafelaufsätze mit Speisen und dergl. aus einem Sacke hervorzog.

Diese unpassende Emancipation des lustigen Gesellen, welche überhaupt von Wien ausgegangen zu sein scheint, wiederholt sich dann öfter. In einer um das Jahr 1725 in Berlin unter der Mitwirkung „Wienerischer Acteurs“ aufgeführten Posse: „Der verliebte Frantzos in Sachsen,“ verkehrt Hanswurst ebenfalls selbstständig mit dem Zauberervolke, denn der Theaterzettel kündigt unter Anderem auch zwei Scenen an: „wie Hanns Wurst einer Hexe, welche durch die Luft auf den Blocksberg fährt, auf einem Besen nachmarschiret“ und „wie Hanns Wurst an dem Blocksberg von den Gespenstern bedienet wird.“ — In einer anderen Komödie: „Leben und Tod des Erzzauberers Hanswurst“ wird dieser durch die verzweifelte Liebe zur Lavinia verleitet, sich dem Pluto zu verschreiben, stellt mit Hilfe der von Faust ererbten Bücher allerhand Zauberspuk an, der ihm freilich großentheils mißlingt, producirt auch das von Stranitzky ausgeführte Kunststück, als Koch Geschirre und Speisen aus der Tasche zu ziehen, und wird schließlich von den bösen Geistern in Stücke zerrissen.

Man war also nahe daran, aus dem Hanswurst einen Faust zu machen, und bald fiel der auf solche Weise um sein Monopol gebrachte Faust der Volksbühne in noch schlimmere Hände; denn wie berichtet wird, sollen die Zigeuner in den schwäbischen Dörfern noch jetzt „Faust's Lebens- und Höllenfahrt,“ aber in sehr verzerrter Gestalt und durch unbändige Spässe entstellt, zur Ausführung bringen.

Schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes bildete sich daher eine kritische Opposition gegen das Schauspiel „Faust.“ Gottsched vor Allen eiferte gegen dasselbe und wollte es durch Dramen nach französischem Muster verdrängt wissen. In einem 1768 gedruckt erschienenen Briefwechsel zweier Theaterfreunde begegnet man den heftigsten Ausbrüchen moralischer Entrüstung; das Schauspiel „Faust,“ wie es damals durch die Gesellschaft des reisenden Theaterprincipals Felix Kurz, eines geborenen Wieners, zur Darstellung kam, wird geradezu den „schlechten Stücken“ beigezählt, welchen der Pöbel nur deßhalb zulaufe, weil dabei viel vom Teufelholen und von Hexereien auf dem Zettel stehe.

Dergleichen kritische Proteste scheinen eine Zeitlang wenig Eindruck gemacht zu haben; die Volksbühne fühlte sich nicht beeilt, Verbesserungen in der Form des „Faust“ vorzunehmen. Im Jahre 1783 wurde in dem Theater bei'm „weißen Fasan“ in Wien „Doctor Faust's Leben und Begräbniß in der Hölle“ aufgeführt und schon dieser Titel zeigt, daß hier noch ganz die alte Schablone in Anwendung war. Einen etwas höheren Anlauf mochte das Schauspiel „Johann Faust“ nehmen, welches Paul Weidmann, Beamter im k. k. geheimen Chiffrecabinet, einige Jahre früher verfaßt hatte; als aber im Rückschlage gegen die französische Revolution die Theatercensur auch in Wien sich für strengere Normen entschied, wurde dem Weidmann'schen Stücke der Vorwurf gemacht, daß Mephistopheles in seinen Gegengründen, mit welchen er die von dem Engel gegen ihn erhobenen Anklagen beantwortete, zu sehr seinen Witz glänzen lasse.

Während nun solchergestalt der Faust des Volksschauspieles allmälig in Ungnade fiel und mehr und mehr in den Hintergrund trat, bewährte der Faust des Puppenspiels weit zähere Ausdauer; das von den lebendigen

Mimen geräumte Feld wurde von den kleinen kecken Marionetten erobert und behauptet. Seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhundertes hatten diese sich immer beliebter gemacht und waren auf Jahrmärkten, Kirchweihen und zur Fastnachtzeit eine unerläßliche Beigabe der Volksbelustigung. Ueberall erhoben sich da „Gauklerzelte,“ in welchen man Possen mit Docken, sogenannte Puppenkomödien aufführte.

In Wien diente damals vornehmlich das Boier'sche Privatballhaus in der Himmelpfortgasse zeitweise zu Policinellspielen und als etwas später, 1700—1707, auf verschiedenen Plätzen größere Theaterhäuser aufgeführt wurden, nahm das Marionetten- und Policinellspiel die verlassenen Hütten am Judenplatze und auf der Freiung in Besitz. Im Jahre 1714 erwirkte Stranitzky die Erlaubniß, in seinem Theater am Kärntnerthore den Fasching hindurch mit Ausnahme der Freitage und Samstage ein Marionettenspiel Abends nach dem Gebete exhibiren zu dürfen, und drei Jahre später führte er in Brünn ein „rares Marionettenspiel“ auf. Die anfangs sehr primitive Einrichtung der Puppentheater wurde inzwischen verbessert, wie denn 1776 in einer Praterhütte zu Wien ein „neues mechanisch-pantomimisches Spiel“ auftauchte, welches sich auch mit größeren und ernsthafteren Komödien befaßte.

Aus verschiedenen Gründen sah das Publicum gerade den „Faust“ lieber in der Puppenkomödie, als auf dem eigentlichen Theater. Die lebenden Schauspieler waren, indem sie die Erlaubniß des Extemporirens zu weit trieben, mit der dem Volke werthen Sage so willkürlich umgesprungen, daß von derselben zuletzt nur wenig übrigblieb. Hingegen konnten in den hölzernen Köpfen der Marionetten sich natürlich keine eigenen Gedanken entwickeln und die Inhaber und Lenker der Puppenspiele fanden es bequemer, im Wesentlichen bei dem überlieferten Texte zu bleiben.

Aber auch der Aberglaube hatte seinen Antheil an der Bevorzugung des Puppenspieles. Man hielt es buchstäblich für gefahrvoll, mit dem Teufel zu spielen, weil dieser — so wurde behauptet — bisweilen am unrechten Orte secundire. Schon früher, bei Aufführung geistlicher Komödien, wo neben biblischen Personen immer auch Engeln und Teufeln ihre Rollen zugetheilt waren, wollte man diese unheimliche Bemerkung gemacht haben und die Chronik der Stadt Freiberg berichtet mit vollem Ernste, daß dort bei einer solchen Aufführung im Jahre 1523 plötzlich der wirkliche Satan auf die Bühne gekommen sei und einen der zwölf Schauspieler, welche Teufel vorstellten, geholt habe.

Aehnliches sollte auch späterhin bei der Aufführung des „Faust“ einige Male vorgekommen sein. In den Anmerkungen der seit 1684 erschienenen Ausgaben des bekannten Roman's „Simplicissimus“ wird mit schaurigem Nachdrucke erinnert: es sei bekannt, „wie schon so manches mal bey solchen teuflischen Masqueradentänzen und Fausti-Comödien sich aus Verhängnus Gottes auch rechte Teufel unter denen so verstellten mit eingefunden und man nicht gewußt, wo dieser Vierde, oder Siebende, oder Zwölfte (wie in verschiedenen Begebenheiten geschehen, daß einer zuviel gewesen) herkommen.“

Diese Furcht erhielt sich dann bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhundertes. Dem unter dem Namen des „kleinen Kirsch“ bekannten und

beliebten Harlekinspieler und Theaterprincipal, welcher in Dresden zur Zeit des siebenjährigen Krieges Vorstellungen gab und die Komödie vom „Faust“ fleißig aufführte, wurde dort nachgesagt, er habe dieses Stück zuletzt nicht mehr spielen dürfen, weil bei der letzten Vorstellung ein wirklicher Teufel sich unter die Schauspieler gemengt und seinen Repräsentanten habe holen wollen.

Dergleichen Gefahren war freilich am besten vorgebeugt, wenn man statt lebender Personen hölzerne Marionetten als Acteurs auftreten ließ, und in einem solchen Faustpuppenspiele gab Hanswurst dieser tröstlichen Sicherheit durch die Bemerkung Ausdruck: er könne seine Seele nicht dem Bösen verschreiben, weil er aus Holz geschnitzt sei.

Für uns hat das Puppenspiel zunächst ebenfalls den Vorzug, daß in ihm die ursprüngliche Ueberlieferung am treuesten bewahrt worden ist, daß in ihm die Sage noch mit ihrer vollen jugendlichen Munterkeit auf- und abflattert. Aber ein anderer, höherer, unschätzbarer Werth bleibt ihm durch die Thatsache gesichert, daß auch der Knabe Goethe vom Puppenspiele die ersten und nachhaltigsten Eindrücke empfing und hier die frühesten Keime seines großen Weltgedichtes „Faust“ zu suchen sind. Und vielleicht hat auch die Phantasie noch manches Kindes im Angesichte des Puppenspieles ihren ersten Flug versucht. Hatten doch die holzgeschnitzten Marionetten vieles recht Menschliche an sich und dabei vergaßen die andächtig gaffenden Kinder, wie gut eigentlich die glücklichen Puppen daran waren, die bei ihrem Spiele kein Leid, keine Aufregung empfanden, sondern es ihren kleinen Zuschauern überließen, ihre vermeinten Schmerzen und Aengsten zu fühlen und sich für sie in Sorge zu setzen.

Wilhelm Creizenach hat mit dankenswerthen Fleiße die Texte mehrerer Faustpuppenspiele zusammengetragen und in Auszügen vergleichend nebeneinander gestellt. Es fehlt da nicht an mancherlei Verschiedenheiten und Abweichungen, aber im Wesentlichen stimmen sie doch zusammen. Die auffallendsten Varianten treten uns in einem czechischen Puppenspiele entgegen, wohl dasselbe, welches Ludwig August Frankl als Kind in seinem Geburtsorte Chrast aufführen sah und das in seiner frappanten Laune die oben ausgesprochene Muthmaßung rechtfertigt: der Faustsage möge einst in Böhmen eine besondere und eifrige Pflege zu Theil geworden sein.

Auch dem Verfasser dieses Aufsatzes kommen die Eindrücke zu Hilfe, welche er als Knabe sich in dem Marionettentheater eines Franz Lorgie zu Dresden holte, und indem er diese Erinnerung mitsprechen läßt, macht er mit einer kleinen Charakterskizze der drei Hauptpersonen des Puppenspiels den Schluß.

Die Beweggründe, welche Faust zum Pacte mit der Hölle treiben, sind im Puppenspiele nicht ganz die nämlichen, wie im größeren Theile der Volksdramen, und lassen sich überhaupt nicht so leicht herausfinden. Es liegt in der Natur der Sage, daß sie nicht gern viel fragt und noch weniger sich viel fragen läßt; sie nimmt oder schafft die Thatsachen so, wie sie ihr passen und gefallen, ohne ängstlich auf Ursachen zurückzugreifen.

Der unbefriedigte, in's Unendliche strebende Wissensdrang, welchen wir bei Faust vorauszusetzen gewöhnt sind, würde für das unmittelbar an

die Sage anlehnende Puppenspiel zu hoch gegeben sein. Vielmehr hat wohl die nach der gewöhnlichen Annahme schon aus dem Jahre 1525 stammende Inschrift eines der beiden alten Faustbilder in Auerbach's Keller zu Leipzig in den Worten:

„Solches durch seine subtile Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon" —

das Richtigere gefunden und auch Marlowe trifft, freilich in gewählterer Form, den nämlichen Sinn:

„D'rum, Faust, befürchte nichts und sei entschlossen,
Versuch' das Höchste, was Magie vermag."

Und mit ungeduldiger Erwartung zählt dann Faust vor seinem Geiste all' die Wunder auf, welche er künftig durch Mephisto's Hilfe vollbringen wird.

Nicht in das Wissen also, sondern in das Können legt der Faust der Volkssage seinen Schwerpunkt. Dasjenige zu vollbringen, was jedem Anderen versagt ist, durch übermenschliches Wirken die Welt zur Bewunderung hinzureißen, kurz eine für die übrige Menschheit unerreichbare „subtile Kunst" auszuüben oder, in stolzeren Worten, „das Höchste, was Magie vermag," in's Werk zu setzen, — dieses ist der Preis eines Wagstückes, welches nicht seines Gleichen hat.

Von der Sinnenlust, welche das Drama in den Kreis seiner Motive zieht, ist im Puppenspiele wenig die Rede. Faust will, wie gesagt, glänzen, Ueberraschung und Staunen erregen, aber zu verliebtem Spiele bleibt ihm kaum Sinn und Zeit übrig. Und nun gar für Faust's geheimnißvolle Vermälung mit Helena würde es dem Puppenspiele völlig an Verständniß fehlen. In dem erwähnten Lorgie'schen Marionettenspiele ließ sich Helena allerdings einmal sehen; sie wurde nämlich von Faust citirt, weil der Herzog von Parma es von ihm verlangte, trat aber mehr in abschreckender, als verführerischer Gestalt auf, in einem blutrothen Gewande und mit einem entblößten Schwerte in der Hand, als Urheberin des trojanischen Krieges, und verschwand sofort wieder auf Faust's Befehl, weil den Herzog ihre blutige Erscheinung abstieß.

Ueberall verkörpert sich im Faust des Puppenspieles der naive Geist der Sage. Jene Mischung von titanischer Vermessenheit und doctrinärem Humor, welche wir in dem Faust des Drama's hinzunehmen haben, bleibt ihm fremd. —

Die Gestalt des Mephistopheles hat Marlowe ziemlich treu nach der deutschen Sage geformt und dadurch dem Volksschauspiele, von da aus aber dem Puppenspiele ein bleibendes Muster hinterlassen. Weit entfernt von dem Goethe'schen Mephistopheles, der eigentlich die geistige Kehrseite Faust's bildet und in welchem die großartige Steigerung der Ironie das Entsetzen verscheucht, das sich außerdem an seine Erscheinung heften würde, fühlt der Mephistopheles Marlowe's theils mit einem außerhalb aller Begriffe liegenden Stolze, theils mit einem alles Erdenleiden unermeßlich überragenden Schmerze sich als den gefallenen Engel,

— — „der Gottes Antlitz sah
und kostete die ew'gen Himmelsfreuden."

In schlichterer Art entspricht auch der Mephistopheles des Puppenspieles diesem finster-erhabenen Vorbilde. Er ist nicht ein Geist, welcher „verneinet," im Gegentheile, er findet und erkennt diesseits wie jenseits nur immer wieder eine furchtbare Wahrheit. Obgleich durch Contract zum Gehorsam gegen Faust verpflichtet, steht er demselben doch fremdartig und durch eine tiefe Kluft geschieden gegenüber. Er thut deßhalb auch nicht mehr, als was ihm befohlen wird, spricht bloß, was er sprechen muß, und entgegnet auf die Fragen, welche Faust über die letzten Dinge, über Himmel und Hölle an ihn richtet, kurz und wortkarg, ja er sucht sie wohl auch gänzlich zu umgehen. Seinem tiefen, schauervollen Ernste bleibt der fletschende Witz des Goethe'schen Mephistopheles fern; auch das grelle, infernalische Costüm, in welchem der Mephistopheles des Drama's sich gefällt, die roth' und schwarze Tracht, der Klumpfuß, die schwarz geschminkte linke Wange, erspart er sich; er erscheint in unauffälliger Bedientenlivrée, die er sich gern gefallen läßt, weil er weiß, daß er, der augenblickliche Diener, doch der ewige Gebieter seines jetzigen Herrn bleiben wird.

In die schadenfrohen Aeußerungen, mit welchen der Mephistopheles des Volksschauspieles zuletzt an den baldigen Ablauf des Contractes erinnert, stimmt der Mephistopheles des Puppenspieles nicht ein; im Gegentheile, die Aussicht auf Faust's nahen Untergang weckt in ihm nur den entsetzlichen Gedanken seiner eigenen Verdammniß und ohne Groll, ja man möchte sagen, mit einem Anfluge höllischen Erbarmens tadelt er den Leichtsinn Faust's, welcher sich für kurzen Genuß die Seligkeit entgehen läßt, während er, Mephistopheles, selbst „auf einer Leiter, an welcher jede einzelne Sproße aus schneidenden Schwertern bestünde, gern zum Himmel hinaufklimmen würde."

Indeß Mephistopheles mit dem finsteren Stolze der dämonischen Aristokratie sich von Faust absondert, muß Letzterer es sich gefallen lassen, daß dafür der lustige Schalk, der Hanswurst, oder wie er im Puppenspiele dann gewöhnlich heißt, der Kasperle, sich so nahe als möglich an ihn heran, ja gewissermaßen in ihn selbst hineindrängt. Was an anderer Stelle vom Hanswurst gesagt worden ist, * gilt auch vom Kasperle: er steht in anscheinend untergeordneter Stellung dem Helden der Komödie, dem Doctor Faust, zur Seite und es geschieht ihm, obwohl in anderer Weise, immer beinahe das Nämliche, was diesem Helden geschieht, er muß Alles hart neben demselben miterleben und mitmachen, sich als bunter Schlagschatten an Faust und dessen Schicksal hängen. Der Unterschied ist nur der, daß er aus allen durch Zufall oder eigenen tollen Uebermuth heraufbeschworenen Gefahren frei ausgeht.

Kasperle ist solchergestalt der parodistische Doppelgänger Faust's. Mit dem Zauberworte „Perlicke" ruft er die nämlichen Geister herbei, welche einst sein Gebieter beschworen hat, aber die Sache droht ein böses Ende zu nehmen, denn Kasperle kann sich dann auf das andere Wort nicht

* Vgl. meinen Aufsatz: „Zum Vorleben des Hanswurst," im sechsten Jahrgange der „Dioskuren" (Wien 1877), Seite 411.

besinnen, welches die Geister wieder entfernen soll, und diese nehmen schon eine sehr unangenehme Haltung an. Da, im letzten Augenblicke fällt ihm das fragliche Wort „Perlucke“ glücklich ein und die drohenden Geister verschwinden.

Gegen den Schluß der Komödie findet Kasperle es gerathen, sich von der gefährlichen Solidarität mit Faust loszumachen, und nun wird man mit Verwunderung gewahr, daß die drollige Gestalt dieses Spaßmachers sich eigentlich über einem schweren Ernste aufbaut; denn kaum von Faust getrennt, nimmt er als eine Art spottender Parze den Lebensfaden desselben in die Hand: er wird Nachtwächter und ruft die letzten Stunden aus, welche Faust noch zu leben hat.

Wer hätte nicht, wenn er als Kind einmal dem Puppenspiele „Faust“ zusah, eine Erinnerung mitgenommen, welche auch in späten Jahren noch durch irgend einen Anlaß zu erwecken ist! Der in’s Zimmer fliegende, schwarze Rabe, welcher den mit Faust’s Blute unterschriebenen Vertrag entführt, fiel uns damals schwer auf’s Herz. Noch mehr die warnende Engelsstimme, welche sich dann ein- oder zweimal hören ließ: „Fauste, Fauste, bekehre Dich; mich jammert Deine arme Seele!“ Und nun gar als der verhängnißvolle Abend heranbricht, Faust in wilder Angst über die Bühne eilt, die Glockenschläge sich in immer hastigerem Tempo wiederholen, bis Kasperle endlich die letzte, zwölfte Stunde ausruft, — dann Blitz und Knall, die ungeduldig harrenden Geister stürzen sich auf den verzweifelnden Faust.

Versinkt er mit ihnen? Nein, nein! Das Podium des Puppenspieles hat glücklicherweise keine Versenkungen, d’rum müssen die Geister die Luftfahrt mit Faust *aufwärts* machen. Und so bleibt es wahr, was wir im Eingange sagten: selbst der Weg zur Hölle geht für Faust — nach oben!



Auswanderer.

Idyllische Erzählung in fünf Gesängen

von

Karl Egon R. v. Ebert.

1879.

An die Leser.

Eine einfach schlichte
Ländliche Geschichte
Biet' ich hier euch dar,
Laßt euch das erlaben,
Was nicht groß, erhaben,
Aber echt und wahr.

Tulpen nicht und Rosen
Blüh'n in Waldesmoosen
Fern dem Sonnenlicht,
Doch in dunklen Gründen
Könnt ihr Veilchen finden
Und Vergißmeinnicht.

Blumen auf den Wiesen
Wollt' ich mir erkiesen,
Band so einen Strauß,
Den ich gern euch weihe,
Hoffend, daß er streue
Duft in manches Haus.

1.

Eheliches Glück.

Ganz von Hügeln umringt, Ausläufern der Alpen, die fernher
Glänzend herüber sah'n, lag ein gar lieblicher Thalgrund
Und ein freundliches Dorf; nur in zwei Reihen nach abwärts
Gegen die Ebene standen die Häuschen, und hinter der unter'n
Reihe wand sich ein murmelnder Bach, so klar und krystallrein,
Daß bis am tiefsten Grunde das winzigste Steinchen zu sehn war.
Aber das Wässerchen schwoll schon oft zum reißenden Strom an,
Wenn in den Tagen des Sommers im Hochgebirge der Schnee schmolz,
Und es beklagten dann wohl die bestürzten Bewohner des Dorfes,
Daß es nicht höher hinauf in die Lehne des Hügels gebaut ward
Gleich dem so schönen und großen Gehöfte, das stolz von dort oben,
Ferne der drohendsten Wassergefahr, nach dem Bache hinabsah.
Berghaus hieß das Gehöfte, das Dörflein nannte man Grünthal,

Und so ward es auch richtig getauft, denn Grün war und Grün nur
Allwärts verbreitet, es dekte weitum den flächeren Erdstrich,
Dehnte sich bis zu den Halden hinauf, und senkte sich wieder
Fern thalab, so weit nur dem Blicke zu dringen vergönnt war.
Und zu der üppigen saftigen Wiesen fast goldigem Hellgrün
Mischte das dunklere sich der Hain' auf den Kämmen der Hügel,
Und das verschieden gefärbte der Gärten, die dicht an der Häuser
Rückwand schloßen. Ob Häusern sie glichen, ob niedrigen Hütten,
Holzbau waren sie alle, gefügt aus Balken und Sparren,
Aber gar sauber und reinlich gehalten; die Fensterchen blinkten
Hell und klar wie ein Spiegel, manch schneeweiß glänzender Vorhang
Spendete Schatten den Stuben, manch Sträußchen, auf Matten gesammelt,
Zierte das Fenstergesims, manch Töpfchen mit Blumen, ein Zeichen
Beßeren, schöneren Sinn's, und eines behaglichern Wohlstands.
Uiber den Thüren war hier und dorten ein passender Sinnspruch,
Oder ein Vers aus der Bibel geschrieben. Getrennt von dem Dorfe,
Höher hinauf, doch nahe am Bache gelegen, ersah man
Ein recht stattliches Haus, dort prangten hoch auf dem Giebel,
Schon in verblichener Farbe, doch stets noch erkennbar, die Reimlein:

Du, Jesu Vater lobesan
Warst, so wie ich, ein Zimmermann,
O heil'ger Joseph, steh' mir bei,
Schütz' mich und meine Zimmerei.

Mehr als ein halb Jahrhundert verrann, seit das drollige Sprüchlein
Meister Arnold erdachte, der Vater des Mannes, der eben
Jetzt auf der Leiter stand, und mit wuchtigem Pinsel die Inschrift
Uebertünchte, bis jegliche Spur der Lettern verwischt war.
Langsam stieg er dann wieder herab, warf heftig den Pinsel
Weit von sich weg, trat unter das lang vorspringende Vordach,
Welches der Sonne zu wehren bestimmt war, sank wie ermüdet
Schwer auf die Holzbank, legte die Händ' in den Schoos, und verharrte
Unbewegt so, als wär er ein Schlafender oder ein Steinbild.
Aber das Bild war schön, es blickte Geist aus den Augen,
Und ein tiefes Gemüth; ein Kenner der Menschen entdekte
Bald und mit sicherem Schluß, daß der tief in Gedanken Versunk'ne,
Trieb er auch nur ein Gewerb, doch kein gewöhnlicher Mann war.
Wollte sein Alter man schätzen, so mocht er wohl in den fünfzig,
Näher den sechzigen steh'n, doch, hochgewachsen und kraftvoll,
Schien er zu sagen: Was Andre zu leisten vermögen, ich leist' es
Auch, und thu's um die Wette, doch gebt mir dazu nur den Anlaß.
Aber, ob sonst er so dachte, heut blikt' er nur düster vor sich hin,
Und mit gefalteter Stirne, denn unliebsame Gedanken
Drückten gar schwer sein Gemüth. Da trat die Frau des Betrübten
Leis' aus der Thüre herein; wie ein holdes Lichtbild, ein Schutzgeist,
Glitt zu dem Gatten sie hin, umschlang ihn, drückt' auf die Wangen
Einen zärtlichen Kuß, und sah ihm munter in's Auge.
Beide sprachen kein Wort, doch wer sie so innig vereint sah,

Eins wie das Andre schon alternd, der mußte der edelsten Liebe
Heilige Weih' erkennen. Jetzt hob mit erheiterter Miene
Rasch der Mann sich empor. „O Hedwig", sprach er, „du hast mich
Feig, unmännlich geseh'n; es scheidet sich schwer von der Heimath,
Schwer vom Gewohnten, von Allem, was schon von der frühesten Kindheit
Lieb und vertraut uns ward. Ein Stein im Boden, auf den ich
Tausendmal trat, ein Busch, an welchem ich täglich vorbeiging,
Wird mir von Werth, wie sollte dann erst das Verdämmern, Verschwinden
Aller bekannten Gesichter, die Trennung von Freunden und Nachbar'n
Mir zu Herzen nicht geh'n! Das Kirchlein, wo ich getauft ward,
Wo ich mit dir, du treue Gefährtin, beglükt am Altar stand,
Bald werd' ich nimmer es schau'n, auch nimmer den freundlichen Kirchhof,
Oft von uns Beiden besucht, wo unter dem grünenden Rasen
Deiner und meiner Eltern, und unsrer verstorbenen Kinder
Irdische Reste ruh'n. Doch uns auch, uns, die durch Bande
Steten Verkehrs, gemeinsamen Schiksals, thätigen Antheils
Vielen, die näher uns stehen, ja Allen im Orte verknüpft sind,
Uns auch trifft unvermeidlich das traurige, aber gewiße
Loos, vergeßen zu werden; ein Jahr, vielleicht noch ein zweites
Rollet dahin, wo man unser noch denkt, dann bleicht die Erinn'rung,
Wird zum Schatten, und so, wie ich heut' auf dem Hause die Inschrift,
Nimmer nun passend, verwischt' und vertilgte, so sind dann für immer
Unsere Namen verwischt und vertilgt. In solche Gedanken
War ich versenkt, als du eben so heiter mir nahtest, Dein Anblik
Hat mir die Wolken verscheucht; ergriff mich ein weichlicher Unmuth
Auch nur minutenlang, so schäm' ich mich dessen; wer einmal
Richtig Erkanntes beschloß, der muß auf die Folgen gefaßt seyn.
Aber du — wie erklär' ich mir das? du unter uns Allen
Immer die Schwächste, wie ward'st du zur Muthigsten jetzo?" Mit Lächeln
Sprach die Befragte: „Du irrst, ich bleibe die Schwache, der Muth nicht,
Unterwerfung nur ist's, was mich aufrecht erhält, nur Vertrauen,
Glauben an dich. Ein Mann, so klug und so redlich, wie du's bist,
Hat wohl ernst und reiflich bedacht, was nöthig und heilsam
Ihm und den Seinigen sey. Sollt' ich, die so lange nur blindlings
Deinen Schritten gefolgt, sollt' ich, die du niemals getäuscht hast,
Jetzt erst schwanken und zweifeln an dir?" — Sie sprach's, und der Gatte
Riß an die Brust sie, und rief: „O Weib, o du köstliches Kleinod,
Schatz voll Liebe! mit dir kann ein Mann, wohin er auch wand're,
Sey's meerüber, getrost und sicher durch Freud' und durch Leid geh'n!"
Sprachlos lagen sich Beid' und gerührt in den Armen; da stürmten
Plötzlich zwei Jungen mit lautem Gezeter herein von der Strasse,
G'rad auf den Meister heran; doch entgegen schon eilte die Mutter —
„Stille!" gebot sie, „stört nicht die Ruhe des Vaters," und abseits
Führte die Knaben sie fort, und hinter das Haus in den Garten.
Aber der Mann stand da, und sah der vortrefflichen Frau nach,
Faltete dann die Hände, und sprach mit leuchtendem Antlitz: —
Komme, was kommen mag, o Herr, du hast mich gesegnet! —

2.

Freundschaft.

Wieder ruht' in der Hitze des Nachmittags unter dem Vordach
Meister Arnold, heute nicht einsam; ihm gegenüber
Saßen der Freunde drei, die vor Allen er schätzte: der Pfarrherr,
Hauser genannt, Zachäus der Lehrer, und Reinhard der Kaufmann,
Heitere Männer sonst, doch jetzo bekümmerten Ausseh'ns,
Denn es schmerzte sie tief, den Mann, der bei Allen beliebt war,
Bald zu verlieren; sie hatten zusammen so lang, und in Eintracht
Immer gelebt, und gemeinsam gewirkt, und der kleinen Gemeinde
Wohl und Wehe getheilt. — Der Pfarrer, ein würdiger Priester,
Nicht auf der Kanzel und vor dem Altar blos, war in dem Kirchdorf
Ueb'rall verehrt, ein Berather des Frommen, ein Stab dem Gesunk'nen,
Tröster der Kranken und Siechen; wo nur in ein Häuschen er eintrat,
Sprangen dem Freundlichen jubelnd die Kinder entgegen, die Alten
Drükten die Hand ihm traulich, und sprachen ein herzlich Willkommen.
Gern wär' noch hilfreicher der Gute gewesen, doch leider
Reichten die Mittel nicht weit der bescheidenen Pfründe; so that er,
Was er vermochte, ja darbt' oft selbst, wo, zu retten von Unheil,
Eiliger Hilf' es bedurfte. — Der Lehrer, ein sprudelnder Hitzkopf,
Einst ein Soldat, war barsch; er drillt' in der Schule die Buben
Gleich den Rekruten, die Ruthe gebraucht' er wie seinen erhab'nen
Korporalstock, den stolz er geführt; doch lernten die Jungen
Viel und gut, denn es hielt der Gestrenge sie stetig zum Fleiß an,
Schonte sich selbst nicht dabei, und scheute nicht Mühen und Arbeit.
Selten nur lobt' er, doch wenn er es that, so hielt der Geprief'ne
Reich sich für Schläg' und für Streiche und vielerlei Strafen entschädigt.
War dann der Lehrer ein Mal mit der Schule zufrieden, da rief er:
„Buben, am Morgen gibt's Marsch!" Aufjauchzten sie; schon mit der Dämm'rung
Sprangen am nächsten Tage sie flink aus den Betten, und stellten
All' vor der Schule sich auf in geordneten Reihen; als Feldherr
Trat nun Zachäus heraus, den Schulstab schulternd, es folgt ihm
Eilend ein Löhner, zum Tambour geschult, mit der Trommel, ein Andrer
Trug ein Körbchen im Arm, ein dritter schleppte recht mühsam
Einen gewichtigen Korb auf dem Rücken. Sie mußten zum Nachtrab.
Aber jetzt hieß es: „Marsch!" die Trommel wirbelte, vorwärts
Stapfte das kleine Heer durch dick und dünn im Geschwindschritt,
Bis es den Schatten des Waldes erreichte. Da warf sich Zachäus
Nieder ins Gras und schrie: „Nun treibt was ihr wollet, ihr Rangen!"
Zweimal mußt' er's nicht sagen, und wild und wirr durcheinander
Tobten die Jungen; bald waren sie Räuber, bald gab es ein Kriegspiel,
Affen auch ahmten sie nach, und ließen von Bäumen herunter
Widrig Geschrei erschallen; je lärmender, toller ein Spiel war,
Desto willkommener; stundenlang ging es so fort, bis ein lauter
Trommelschlag zu dem Führer sie rief. Der theilte nun reichlich

Kuchen und Milchtrank aus; so, wechselnd mit Streng' und mit Nachsicht,
Ward er verehrt und gefürchtet, doch mehr noch geliebt von den Kindern. —
Ihm ganz ungleich, stiller, bedächtiger zeigte sich Reinhard;
Er, als der Einz'ge im Dorf, der alle Bedürfniße feil bot,
Hatte sein Schäfchen im Trocknen; nicht geizig, aber doch sparsam,
Mehrt' er und mehrte sein Gut, indeß er doch redlich und billig
Immer den Kunden verblieb. Nie hörte man, daß er den Schuldner
Hart anließ, war dieser nur brav und verfolgt nur von Unglück,
Nie noch hatt' er die Armen gedrückt, die Pfändung des Hausraths
Nimmer erwirkt, wie so häufig die Krämer es thun in den Dörfern,
Unbarmherzig Geschmeiß, Blutegel der kleinen Bevölk'rung.
Trocken und theilnahmslos schien oft er den Fremden, die Freunde,
Alle, die tiefer ins Innre der Seel' ihm schauten, erkannten,
Daß nur das Aeußere täuschte, das unscheinbare, doch Reinhard,
Bieder und ehrenhaft war, warmherzig, edel und hilfreich. —
Alle die drei so innig Befreundeten horchten mit Spannung
Arnold zu, der ihnen das kürzlich erhaltene Schreiben
Eines Verwandten las, der, längst in Amerika seßhaft,
Höchlich rühmte, was ihm schon geglückt war; Arnold, so hieß es,
Könne dort, wo so hoch die Zimmermannsarbeit gelohnt sey,
Sicher in wenigen Jahren so viel sich erwerben, als hätt' er
Zehnmal so lang sich gemüht und geplakt in der ärmlichen Heimath;
Ja, er werde dann bald durch Fleiß und Geschick an dem Ziel seyn,
Selber sich anzusiedeln im Innern des Land's und als Farmer
Glückliche Tage zu seh'n. — Ungläubig blickten die Freunde
Schweigend einander an; da hörten sie Wagengerassel,
Pferdegalopp — auf sprang Zachäus, und stand vor dem Haus schon —
„O der verteufelte Junge!“ so schrie er, „wie toll er bergan jagt!
Hui, wie ein Sturmwind fliegt er herauf; der Paul ist's vom Berghaus.“
Kaum war's gesagt, da rast' auf der Straß' ein schönes Gefährt her,
Doch mit gewaltigem Riß zwang Paul den schnaubenden Rapphengst,
Ob der auch knirrschte, zum Steh'n. Leicht schwang sich der Lenker vom Kutschbock,
Reichte dem Knechte die Zügel, befahl: „Fahr' heim, doch im Schritt nur,
Bald komm' ich nach.“ Dann sprang er fast mehr als er ging, zu dem Tisch hin,
Stracks nur auf Arnold los; mit beiden Händen ergriff er
Hastig des Meisters Hand. „Ist's wirklich, ist's wahr, was im Dorfe
Staunend ich schwatzen gehört? Ihr wollt uns verlaßen? Ich glaub's nicht,
Kann es und will es nicht glauben. Ein Mann, geehrt von so Vielen,
Hier geboren, verehelicht, verwachsen von frühester Kindheit
Unzertrennlich mit Allem, was Sitt' und Gebrauch in der Heimath,
Nimmer findet sich der zurecht in der Fremde. So eben
Kehr' ich zurück aus Fluren, wo reich, wie die Bibel es ausspricht,
Milch und Honig fließt; mir vererbt' ein Ohm ein Besitzthum,
Dreimal schöner und größer und besser bestellt, als mein Berghaus;
Reizend ist's in der Ebne gelegen, ein niedliches Schlößchen
Steht inmitten, von fruchtbaren Gärten und Hainen umgeben,
Weitzen, erglänzend wie Gold, langährige Gerste, ja Wälschkorn

Wächst und gedeiht in den Aeckern, ein Rebengelände verspricht mir
Reichliche Frucht. Dort könnt' ich nun leben und wohnen, und dennoch
Zog hieher mich die Sehnsucht zurück, hieher, wo des Vaters
Lieb' ich genoß, wo er gern mich belehrte, und wo ich zu bald ihn
Weinend begrub. Ob hier auch ärmer der Boden, der Sommer,
Oft wohl sengend, wie heute, doch kurz, und der Winter so lang ist,
Fühl' ich doch mehr mich daheim, als überall sonst. Und was treibt denn
Euch so gebiet'risch hinweg?" — „„Nur eines,"" erwiederte Arnold
Auf die so glühende Rede, „„nur eines: Mangel an Arbeit,
Mangel d'rum auch an Erwerb. Was lang schon den Freunden bekannt ist,
Wiederhol' ich dir, Paul, weil lieb du mir bist, und ich ungern
Wollte, daß gram du mir würdest, und schief und falsch mich beurtheilst.
Höre denn: Als in der Lehr' ich stand und später Gesell' ward,
Hatten der Vater und ich tagtäglich in unserm Gewerbe
Reichlich zu thun und zu schaffen, und als durch den schrecklichen Dorfbrand
Mehr als die Hälfte der morschen verwitterten Hütten zerstört ward,
Konnt' ich — schon lebte mein Alter nicht mehr — mit sieben Gesellen
Kaum dem Bedarfe genügen. Mit Gottes Hilfe gelang es,
Daß uns das Dorf ganz stattlich, verschönt aus den Trümmern emporstieg,
Bald doch war nichts weiter zu thun, in den Nachbargemeinden
Gab's wohl hier und dorten noch Arbeit, doch endlich vermißt' ich
Jeglich Geschäft, denn Alles war neu und in sicherem Zustand.
Seit zwei Jahren nun lungr' ich umher erwerblos und nutzlos,
Auch schon den letzten der braven Gehilfen entließ ich, und lebe
Träg' in so langer Zeit von dem mühsam errungnen Ersparniß;
Ginge das weiter so fort, so würd' ich zum Bettler. Sag' an, Paul,
Soll ich so jämmerlich enden?"" — Der Angeredete senkte
Düster das Haupt, dann sprach er: „Gibts Freunde nicht da, die zu helfen
Gerne bereit sind? wartet noch ab, vielleicht wird die Stockung
Euers Geschäftes nicht lang mehr dauern." „„Noch warten? ich habe
Lange genug schon gewartet in Angst um der Meinigen Zukunft,
Alles vergebens! Was wird aus den Buben denn, wenn es so fortgeht,
Was aus dem Mädchen? wo findet für sie sich ein würdiger Freier
Hier in dem Dorfe, so fern von der Welt? Seit Monden schon schleicht sie,
Einst so munter und flink, tiefstraurig umher ob der Eltern
Mißlicher Lage. Marie, so schön wie sie ist, und so häuslich,
Wird in dem fremden Land wohl finden, was nimmer und nimmer
Hier sie erlangt."" — Als Mariens erwähnt ward, glühte das Antlitz
Paul's bis zur Stirne hinauf; kaum konnt' er sprechen, doch mühsam
Stottert' er endlich hervor: „So ist die unselige Wand'rung
Unwiderruflich?" — „„Gewiß,"" war die ruhige Antwort, „„ein Rücktritt
Ganz unmöglich; nicht mein ist das Haus mehr, d'rin aus Gewährung
Reinhards des Käufers und Freunds ich nur heut und morgen noch wohne,
Kisten und Kasten und Truhen sind fertig gepakt, mit dem Frühroth
Könnten wir reisen, doch scheu' ich des Tages ermattende Hitze,
Harre darum bis zum morgigen Abend."" — Mit bebender Stimme
Sprach drauf Paul: „Ich seh' Euch morgen noch wieder," und eilig

Ging er hinweg. — „Ein wackerer Mann!“ bemerkte der Pfarrherr,
Ehrenhaft, immer bescheiden und schlicht, prunkt nie mit dem Wohlstand,
Stellt sich den Niedrigsten gleich.“ Zachäus meinte: „Ich freu' mich
Seiner so tüchtigen Kraft und seines entschiedenen Wesens;“
Reinhard rühmt' es, daß Paul, so jung noch, ämsig und sorgsam,
Fruchtlos nicht Groschen verwerfe, nein, daß er zu Thalern sie sammle.
Arnold entschied: „Ihr lobt ihn, Jeder ob sonderen Vorzugs,
Aber ich lieb' ihn ganz wie er ist, er gefällt mir in Allem.“

3.

Liebe.

Ging wohl Paul gleich heim, als die Freund' er verlaßen? mit nichten,
Hinter das Haus nur schlüpfend, betrat er den Garten, dort sucht' er,
Was er auch fand. In der Epheulaube, nahe dem Bachrand,
Saß die holde Marie, die einst so heiter, so frisch war,
Reglos jetzt, vornüber gebeugt, das Gesicht von den Händen
Völlig bedeckt, doch zwischen den Fingern drangen die hellen
Schimmernden Thränen hindurch; auf schluchzte sie laut, unaufhaltsam
Hoben Seufzer die Brust. Paul stand, von ihr nicht gesehen,
Fest an den Boden gebannt; ihm war, als ob sich ein Eisstrom
Uiber sein Herz ergöße, dann fühlt' er wieder, als flöß' ihm
Glühendes Erz durch die Adern; doch endlich ermannt' er sich, langsam
Trat er näher zur Laube heran; auf fuhr die Erschreckte,
Rief: „O Paul!“, doch weiter kein Wort, denn Thränen entstürzten
Wieder den Augen, und heftiges Schluchzen und innre Beklemmung
Engten die Kehl' ihr; Paul erfaßte die Hand der Betrübten,
Setzte sich neben sie hin und sprach voll Rührung: „Du leidest,
Gute Marie, und ich leide mit dir. O kann es denn wahr seyn,
Was mir beinahe die Sinne verwirrt? Noch ist's mir nicht denkbar,
Daß nach dem morgigen Tag ich nirgends wieder Dich seh'n soll,
Daß in die Fremde hinaus ihr zieh'n wollt, du mit den Eltern.
Sollten wir Beid' uns trennen, seit Jahren so innig verbunden?
Waren wir stets nicht wie Bruder und Schwester?“ — Sie nickte bejahend;
Fort fuhr Paul: „Doch ich liebte dich mehr, als ein Bruder.“ — Da sah sie
Staunend zu ihm empor, doch schwieg sie noch immer, und rascher,
Und in erregterem Ton sprach Paul: „Vielleicht sollt' ich jetzt nicht,
Heut aussprechen, was doch zu entdecken ich heftig gedrängt bin;
Doch du sollst es, du mußt es erfahren, es soll das Geheimniß
Offenbar werden, das fast die Brust mir zersprengt. O du Theure,
Lang schon lieb' ich dich glühend, zuweilen auch hoffend, doch wollt' ich
Werben um dich bei den Eltern erst dann, wenn ich ihnen die Bürgschaft
Leisten konnte, der Tochter ein Leben zu bieten, so heiter,
Sorgenfrei, freudenreich, schön, wie für sie ich's begehrte. Mein Oheim
Würde — das wußt ich — ein Gut mir vererben, ein großes und reiches,

Viel ertragendes Gut. Drei Monde sind es, da starb er,
Und ich reiste dahin, mir zu sichern das neue Besitzthum;
Alles ordnet' ich rasch, und wünschte mir Flügel des Adlers,
Oder die Schwingen des Sturmes, um heimzueilen, und endlich,
Endlich an's Ziel zu gelangen. Heim kam ich, da stürzte der Himmel
Jählings über mir ein, mich gänzlich zermalmend, vernichtend
All mein irdisches Glück. Marie, Marie, ich verliere
Alles mit dir!" — Als so er die heißen Empfindungen aussprach,
Fühlt' er mit Wonne, wie wärmer und wärmer des schüchternen Mädchens
Zitternde Finger die seinen umschloßen, doch sah sie noch immer
Schweigend zur Erd' und nicht nach dem Sprecher, der hoch schon beseligt
Durch den so leisen Druck der Hände, jetzt heftiger losbrach:
„Eins muß ich wissen, Marie, soll nicht der finsterste Unmuth
Wild mich erfaßen. Ich zeigte die Liebe, von der ich beseelt war,
Leider dir nie wie heute, doch oft beschlich mich die Ahnung,
Du auch liebtest mich mehr, als geschwisterlich. Sag' es mir offen:
Täuschte das schmeichelnde Hoffen mich nicht? denn dann, ich beschwör' es,
Dann gibt's nichts für mich mehr, was mich schreckte, kein drohendes Unheil
Soll mich zwingen, zu laßen von dir, ich muß dich gewinnen,
Mein mußt du seyn, ob Himmel und Erde dagegen sich auflehnt.
Sprich, o du Theuere, sprich"! — Jetzt wandte sie ihm ihr Gesicht zu,
Noch von den Thränen benetzt, doch über die Stirn und die Wangen
Goß sich ein Licht hell strahlend, doch sanft und milde wie Mondglanz,
Und sie hauchte fast mehr, als sie sprach, die bedeutsamen Worte:
„Wär' ich im Sterben gelegen, als eben du kamst, und ich hätte
Sicher gewußt, ich erlebte nicht mehr den kommenden Tagschein,
Dann wohl hätte der nahende Tod und die drohende Trennung
Mir die Fessel der Zunge gelöst. Was jetzt mir bevorsteht,
Schlimmer noch ist's, als der Tod, ein Siechthum ist es der Seele,
Ein unaufhörliches Sterben. Hätt' ich, bevor sich mein Aug' schloß,
Aufgethan dir mein Herz, so thu' ich's auch jetzt, wo das Schicksal
Bald auf immer uns scheidet. Ja, Paul, ich habe dich lange
Lang schon innig geliebt, du warst mein Licht und mein Leitstern,
Und als Nacht erschien mir der helleste Tag, wenn du fern warst.
Uiberall sah ich dein Bild; wohin ich horchte, da glaubt' ich
Deine Stimme zu hören; in meinen Träumen erschienst du
Hold mir in jeglicher Nacht; oft war mir, als riefst du, vom Schlafe
Fuhr ich empor, und weinte dann bitter, daß Alles nur Schein war;
Alles, ach Alles nur Schein! denn wenn du am Tag vor mir standest,
Warst du mir freundlich wohl und liebreich, aber nur Freundschaft,
Herzliche Bruderliebe nur meint' ich zu sehen." — Nicht weiter
Konnte sie sprechen, denn halb in Entzücken und halb in Verzweiflung
Warf ihr Paul sich zu Füßen und rief: „O ich Thor, ich verrückter,
Arg verblendeter Thor! wie wär ich heute schon selig,
Hätt ich so lang nicht blöde gesäumt mit dem offnen Geständniß.
Aber — noch geb' ich nicht Alles verloren, am morgigen Tage
Werb' ich um Dich. Wie könnten die liebenden Eltern so hart seyn,

Unser Verderben zu wollen!“ — „„Und sollten sie ohne die Tochter
Weit in die Fremde ziehn?““ so fragte Marie, doch die Antwort
Lautete: „Nein, doch sie sollen nicht wandern, es drohet kein Nothstand
Jetzt, wo ich hoch begütert, ja reich bin, und Alles, was mein ist,
Dir und den Deinen gehört.“ — „„Du kennst des Vaters Gesinnung,
Und doch hoffst du, er lege die müßigen Händ' in den Schoos hin,
Zehrend an fremdem Gut?““ — „Werd' ich ein Fremder auch dann seyn,
Wenn du zu eigen mir wirst?“ — „„Auch dann verwirft er den Antrag,
Deß bin ich sicher.““ — „Dann zieh' er allein hinaus in die Fremde,
Aber er laße Dich mir.“ — „„Und glaubst du, ich blieb' in der Heimath,
Ließe von Vater und Mutter, und dächte nur eigenen Vortheils?
Paul, ich liebe dich, liebe dich mehr, als mich selbst, doch den Eltern
Schuld' ich die ältere Pflicht und die ältere Liebe. Wie soll' ich
Schmählich die Mutter verlaßen, die mich so zärtlich und sorgsam
Immer gehegt und gepflegt! Ihr muß ich Schutz nun und Schirm seyn
Dort in der neuen Welt, die trüb wie ein Nebel vor uns liegt.
Kränklich ist sie und schwach, sie braucht alltäglich der Tochter
Stützende treue Hand. Kann eine gemiethete, kalte
Ihr die fühlende warme des Kindes ersetzen? O niemals,
Niemals weich' ich von ihr. Wohl weiß ich, ich wandre in's Elend,
Scheide von hier mit unsäglichem Schmerz, und nichts von der Zukunft
Darf ich hoffen, auch leist' ich dir jetzt, mein Geliebter, den Eidschwur,
Keines Andern zu seyn; dein bin ich, und bleib' ich, und einsam
Will ich verwelken.““ — „Und ich? ich sollte Dich meiden auf ewig?“
Stöhnt' in Verzweiflung Paul, und schlug die Hand vor die Stirne,
„„Unbarmherzig war dann dein beglückendes Wort, dein Geständniß,
Denn du hobst mich zum Himmel empor, um mich dann in den Abgrund
Grausam zu stürzen.““ — Da legte sie ihm die Hand auf die Schulter,
Sah ihn an durch Thränen, die wieder den Augen entquollen —
„Paul, du verstandest vorher mich nicht ganz; ich gedachte des Abschieds
Einer Sterbenden, ihr mich vergleichend, die kurz vor der Trennung
Ausspricht, was bis dahin sie verhehlt, um nicht das Geheimniß
Mit in das Grab zu nehmen. Mein Paul, so that ich deßgleichen;
Abschied nehmen müßen auch wir, und es wäre vergeblich,
Noch zu verlängern die Qual. Nimm jetzt den ersten und letzten
Kuß, der dir Treue verbürgt, doch dann, mein Geliebter, versprich mir,
Morgen nicht mehr mich zu sehen.“ — Und fest umschlang sie den Theuren,
Lipp' an Lippe ruhten sie lang und selig, doch plötzlich
Fuhr Paul auf: „Nein, nein, und immer nur nein! Ich vermag's nicht,
Gebe mein Hoffen nicht auf. Leb' wohl für heute, doch morgen
Werb' ich um dich bei dem Vater, und find' ich bei ihm nicht Gewährung,
Nun, dann ziehet nur fort, bald über über das Weltmeer
Komm' ich dir nach; wo immer du weilest, dort ist mir die Heimath.“ —
Rief es, und stürmte hinweg, und sah nicht die Mutter des Mädchens,
Welche, der Laube nicht fern, in bangen Empfindungen dastand.
Nur aus dem Hause getreten, die Tochter im Garten zu suchen,
Ward sie, Gespräche vernehmend, die unwillkürliche Zeugin

Tiefer Erregungen, bitteren Kummers und drohenden Unglücks —
Unentschloßen, ob gleich sie dem schluchzenden Kinde sich näh're,
Ob ein Zurückziehn klüger, verweilte sie lange, doch endlich
Siegte ob jedem Bedenken das Muttergefühl und die Hoffnung,
Trost zu gewähren, vielleicht auch Rath zu ertheilen. So trat sie
Leise heran zu Marie, umhalste sie, küßte die Thränen
Ihr von den Wangen, und sprach in den weichsten Tönen: „Du gutes,
Armes, betrübtes Kind! Hätt' ich doch je nur Vermuthung
Dessen gehabt, was ich eben gehört und gesehen! Sey offen,
Deutlich erkläre mir Alles." — „„O Mutter, ich habe Dich niemals,
Nie noch getäuscht, doch kaum kann ich selber begreifen, was seltsam,
Unerwartet erschien, und überraschend sich aufthat.
Paul liebt mich, und ich lieb' auch ihn, doch war ich zu schüchtern,
Kund es zu geben, und er, selbst blöd', erschloß mir sein Herz erst
Heut, ach erst heut, erst jetzt, an dem Tag, der jenem vorangeht,
Welcher auf immer uns trennt. O Mutter, gewiß, du empfindest
Alle die Qualen und Schmerzen mit mir!" — Noch enger umschloßen
Hedwigs Arme die Tochter. „Und dennoch," sprach sie, und Rührung
Uiberwältigte sie — „und dennoch hört' ich den Ausspruch
Deiner kindlichen Liebe, du wolltest dich nimmer und nimmer
Trennen von mir. Du brave, du treue Tochter, erkennst wohl
Unseres Geschlechtes Loos, es heißt: entsagen, verzichten,
Fügsam seyn, aufopfern des heißesten Wunsches Gewährung,
Und noch — lächeln dabei. Doch du, vermag ich's zu hindern,
Sollst nicht verkümmern. Wenn Paul um dich wirbt, so habt Ihr den Segen
Eurer Mutter; dein würdig ist Paul, auch ist er dem Vater
Lieb und werth, und er stimmt, ich hoff' es, Eurer Verbindung
Gerne zu; du bleibst dann daheim, wir ziehn in die Fremde." —
„„Mutter, vermöchtest du das?"" — „Um des theueren Kindes Beglückung
Uiberwänd' ich den Schmerz." — „„Und glaubst du, ich könnte beglückt sein?
Hörtest du doch, was ich Paul schon gesagt."" — „Vertraust du dem Ausspruch,
Uiber das Weltmeer komm' er dir nach?" — „Ich möchte den Guten
Nicht aus der Heimath locken, aus seinem so schönen Besitzthum,
Neulich erst wieder vermehrt. Auch mein' ich, wenn weit wir entfernt sind,
Und wenn in Haus und Hof der Fleißige waltet und schaffet,
Wird er, sind Monde verschwunden, den plötzlich erstandenen Vorsatz
Ernst erwägen, und bleibt, ob oft auch meiner gedenkend,
Ruhig daheim." — „„Und du?"" — „Mir bleibt, was du eben genannt hast
Als das Loos der Frauen: Aufopfern, entsagen, verzichten."

4.

Unheil.

„Unerträglich schwül ist's doch heute," so klagte Zachäus,
Warf den Rock von sich weg, und wischte sich ächzend die Stirne;
Ihm that Arnold es nach, auch Reinhard folgte dem Beispiel,

Nur der Pfarrer allein versagte sich gleiche Erleicht'rung,
Denkend, es sey doch nicht ganz mit des Priesters Würde vereinbar,
Dazusitzen so wie in der Schenke der Bauer zu thun pflegt.
Aber dem Krüglein voll schäumenden Biers, das lockend vor ihm stand,
That er doch fleißig Bescheid, nur bedauernd, daß auch das Getränke,
Angehaucht von der glühenden Luft, nicht labend, nicht kühl sey.
„Kaum entsinn' ich mich ähnlicher Hitze, bemerkte der Kaufmann,
Einmal nur — vor fünfzehn Jahren — erfuhren wir leider
Solchen Wetters Gefahr.“ — „„Gar gut gedenk' ich noch dessen,““
Stimmte Zachäus ein, „„als wäre der Himmel geborsten,
Oder als kämen die Gletscher geschmolzen herunter vom Hochland,
So erfüllten die Wässer das Thal; auch hagelt' es gräßlich,
Schlug uns das Gras zusammen, das eben zum Mähen bestimmt war,
Warf von den Bäumen das Obst, kein Kraut blieb heil und kein Kohlkopf.““ —
„Schlimmer erging's wohl mir,“ betheuerte Arnold, die Fluthen
Drangen in's Haus, die Stuben schon füllend, ich aber war auswärts,
Kam zum Glücke noch heim, als die Noth am dringendsten. Hedwig
Stand, im Arme die kleine Marie, in starrer Verzweiflung
Schon im Wasser, das stets in mächtigern Schwalle hereindrang.
Nichts war zu retten, als Weib und Kind, und Alles im Hause
Preisgegeben der Fluth. Du, Reinhard, gabst uns ein Obdach
Lange genug, bis endlich trocken und wieder bewohnbar
Unsere Stuben geworden; doch schmerzlichen Schaden erlitt ich,
Viel war verdorben, auch gänzlich vernichtet.“ — „„Ja,““ meinte Zachäus,
„„Damals gab's wohl mehr, als wir Alle gewünscht, an Befeuchtung,
Aber ein tüchtiger Regen wär' heute den Wiesen ein Labsal,
Alles Heu ist herein, und die Stoppel verbrennt in dem trocknen,
Glühenden Boden. Wir wissen, daß Uiberfluthung des Thalgrunds
Immer uns heilsam war, denn gutes befruchtendes Erdreich
Führt uns der Bach aus den Bergen herab.““ — „Doch kann es zu viel seyn,
Wie ich es leider erfuhr,“ entgegnete Arnold, erhob sich,
Trat vor das Haus und rief: „Da kommt, was Du wünschest, das Wetter,
Tiefschwarz schon von den Alpen herab.“ — Auf sprangen die Andern,
Eilten hinaus, und sah'n die geballten finsteren Wolken
Berghoch aufgethürmt, vom Walde herüber einherzieh'n,
Langsam noch, noch immer die Sonne nicht deckend, die blutroth,
Eben im Untergeh'n, allmählig im Thale hinabsank.
Schaurige Stille herrscht' in der ganzen Natur, nicht ein Blättchen
Regte sich, nicht ein Halm, kein Vogel sang, ja des Bächleins
Wellen schienen gebannt: es lähmte die drükende Stikluft
Alles, was lebt, und versenkt' es in Schlummer oder in Starrheit.
Düst'rer ward es und düst'rer, denn nicht allein vom Gebirg her,
Auch von den Seiten herein zog schweres Gewölk, mit dem andern
Rasch sich vereinend. Und jetzt begann in den Bäumen ein Flüstern,
Und ein Säuseln im Gras, dann fuhr's wie ein Pfiff durch die Luft hin
Scharf und schneidend, dann kam ein erderschütternder Windstoß,
Andere folgten, und endlich erhob sich ein Sturm, ein so furchtbar

Tobender Sturm, daß das Haus er durchschütterte bis in den Grundbau.
Arnold rieth nun dringend: „Herein in die Stuben! da außen
Wird es gefährlich; verfängt sich der rasende Wind in dem Vordach,
Stürzt' es uns leicht auf die Köpfe.“ — „„Ich muß wohl,““ meinte der Pfarrer,
Heimgeh'n, eh' noch der Regen, der bald zu erwartende, losbricht;
Gibt es Gefahr für die ganze Gemeinde, dann darf ich nicht fern seyn,
Weltlichen Rathes bedarf dann Mancher und geistlichen Zuspruchs.““
Ihm schloß Reinhard sich an, ihm bangt' um die Waaren im Kaufhaus;
Bräche die Hochfluth ein, dann gelt' es, den sämmtlichen Vorrath
Schnell aus den Kellern und unter'n Gewölben in höh're Geschoße
Und auf die Böden zu schaffen. So gingen die Beiden; Zachäus
Blieb allein nur zurück. „Das Schulhaus,“ sagt' er, „ist sicher
Gegen das Wasser geschützt, so hoch es auch steige, d'rum bleib' ich
Hier, wo die meiste Gefahr zu erwarten, denn näher am Bache
Liegt kein Haus, als das deine.“ — Die Hand ihm schüttelnd, betrat jetzt
Arnold mit ihm die Stuben; dort standen beklommen und rathlos
Mutter und Tochter, und Hedwig fragte: „Ach, sollten wir nochmals
Solches Schreckniß erleben, wie einst wir's erfuhren? — Der Lehrer
Tröstete: „Aengstigt euch nicht, solch' Wetter hatten wir oftmals,
Aber es ging unschädlich vorbei.“ — Kaum war es gesprochen,
Als ganz nahe im Garten ein Blitzstrahl blendend herabfuhr,
Augenblicklich gefolgt von schmetterndem Donner, dazu noch
Heult' und brüllte der Sturm, und brauste der stürzende Wildbach,
Während zugleich auf das Dach des Hauses ein strömender Regen
Dröhnend und klatschend schlug. Herein brach plötzlich die tiefste
Nacht, da sah nicht Einer den Andern, bis auf die Gesichter
Seinen gespenstischen bläulichen Schein ein zuckender Blitz warf.
Aber Marie kam jetzt mit der Lampe. „Und wo sind die Buben?
Schrie der Alte, und eilte hinaus; bald kam er doch wieder,
Einen der Knaben an jeder Hand. „In kindischem Vorwitz,“
Sprach er zu Hedwig, „erfreuten die Albernen sich an dem Schauspiel
Wachsenden Wassers und tobenden Wetters; Marie'chen, der Birnbaum,
Deiner Geburt zum Gedächtniß gepflanzt, ist zersplittert, der erste
Blitz warf quer ihn über den Bach, der, gestaut durch das Hemmniß,
Schwellende Fluth in den Garten ergießt, bald dringt sie in's Haus ein,
Auch in die Stuben bald. Jetzt thut es noth, das Gepäcke,
Schon für die Reise bestimmt, zu bewahren. Hilf jetzt mir, Zachäus,
Auf die Lehne hinauf muß Alles.“ — „„Da bin ich!““ erscholl es
Draußen, die Thür' flog auf, Paul stand in der Stube, „„Da bin ich,““
Wiederholt' er, „mit rüstigen Knechten, die werden uns beisteh'n,
Auszuräumen das Haus; ein Wagen nimmt alles Gepäck' auf,
Und bereit ist ein andrer, euch insgesammt in das Berghaus
Eilig zu schaffen. Ich dacht' an Gefahr hier unten.“ — Die Männer
Rief er herein, und, gefolgt von der freudig ergriffenen Tochter,
Zeigte die Mutter den Knechten die Kisten und Kasten; Zachäus
Half, und Paul, und der Meister; da war in der kürzesten Zeitfrist
All das schwere Gepäck und auch manch' besserer Hausrath

Droh'ndem Verderben entrückt. — „Schon dringt die Fluth in die Fenster,"
Rief Paul warnend, nur schnell aus dem Haus! In jeden der Arme
Faßt er einen der Knaben, und trug sie zum Wagen, dann kam er
Wieder, und sprach fortdrängend: Hinweg! gefährlich ist Säumniß,
Schlimmer und schlimmer wird's noch mit dem Wetter; beeilet euch, Arnold,
Und ihr Frauen, verhüllt euch gut, wohl schützet die Plahe
Ueber dem Wagen, doch währt es nicht lang, bis das Wasser hindurch dringt.
Arnold entgegnete rasch: „Bring' mir die Frau und die Kinder
Sicher nur fort, ich aber, ich will die gefährdeten Nachbarn
Nimmer verlassen. Ich bleib' und seh', wo ich irgend Genoßen,
Freunden zu nützen vermag." Da baten die Gattin, die Tochter:
„Vater, o komm doch mit uns, und setze dich keiner Gefahr aus!"
Aber er schüttelte düster das Haupt. „Ich geh' aus der Heimat
Morgen für immer, und sollt' ich am letzten Tag, wo ein Unglück
Alle betrifft, mich selbst nur bedenken? Zachäus, wir Beide
Halten zusammen, und thun, was uns obliegt. Macht, daß ihr fortkommt,
Weiber, wir seh'n uns ja wieder. Dir Paul, dir sprech' ich den Dank aus,
Wakerer, braver Gesell!" — Fort fuhren endlich die Wagen,
Arnold holt' aus dem Haus ein Beil, doch mußt' er dort knietief
Waten im Wasser, von welchem der innere Raum schon erfüllt war,
Dann verschloß er die Thüre, und sprach: „Was im Hause zurückbleibt,
Nimmer zu retten ist's mehr, doch hoff' ich', das tüchtige Holzwerk,
Welches ich selber gewählt und gefügt mit Fleiß und mit Sorgfalt,
Widersteht dem Sturm und der Fluthen gewaltigem Andrang.
Komm jetzt, Freund, gar viele der Nachbarn werden in Noth seyn,
Unten im Dorf, wo das Thal sich plötzlich krümmet und einengt,
Steigen gewiß die Wässer am höchsten." — Indeß die beherzten
Kräftigen Männer durch Sturm und Donner und strömenden Regen
Eilig dem Dorf zuschritten, gelangten die Andern in's Berghaus
Wohlbehalten, und konnten, geschützt durch die Fenster, in's Thal seh'n,
Wenn ein flammender Blitz wie ein Pfeil durch den Regen herabschoß,
Welcher in Tropfen und Strähnen nicht mehr, nein, in Güßen, ein wilder
Riesiger Katarakt von der Höh' sich stürzte; zugleich auch
Rollte der Donner noch stärker und öfter, als früher, es krachte
Schlag auf Schlag, und Himmel und Erde standen im Gluthschein.
„Gott, da brennt ein Haus!" rief zeternd Marie, und die Mutter
Rang die Hände. — „Auch das, auch das noch, während der Sturmwind
Thalab weht. Ha, sieh, im Nachbarhause schon brechen
Flammen züngelnd hervor aus dem Dachwerk. Gräßlich, entsetzlich!" —
Paul war hinausgegangen, jetzt trat er herein. — „Das Bedrängniß,"
Sprach er, „ist all zu groß zum trägen und müßigen Zuschau'n;
Haltet euch ruhig hier, ich muß hinunter, muß beisteh'n
Wo und wie ich's vermag." — Und ohne zu harren auf Antwort,
Eilt' er hinaus. „Auch er verläßt uns," jammerte Hedwig,
„Gibt den Gefahren sich preis;" Marie doch entgegnete: „Würdig
Handelt er so, und recht, und blieb' er so schrecklichem Unheil
Thatlos fern, er wär' nicht der Paul, den ich liebe." — „„Ach, sieh nur,""

Schrie jetzt Hedwig, „„schon brennt in dem unteren Theile des Dorfes
Haus an Haus. Komm, Kind, mir schwindelt, ich muß mich zurückzieh'n;
Gehen wir dort in die hintere Stub', und schließen die Läden,
Um nicht zu hören das Wehegeschrei, das von unten heraufschallt,
Und nicht zu sehen den Feuerschein und die Blitze; wir Aermsten
Können nicht helfen, doch wollen zu Gott wir beten mit Inbrunst,
Daß bald Hilf' er gewähre den hart betroffenen Nachbarn,
Dann, daß der Vater mit Paul gesund und heil uns zurückkehrt.““
Und sie betraten zusammen das innere Gemach; auf dem Ruhbett
Lagen dort, Arm im Arm, die ermüdeten Knaben; der Kindheit
Segen, ein süßer Schlaf, verwischte die Bilder des Tages,
Wohlig ruhten sie, Liebliches träumend, und lächelnd, als wäre
Draußen die stillste Nacht und der hellste freundlichste Mondschein.

5.

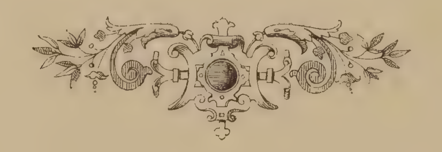
Lösung.

Enden mußte sie doch, die Nacht des Entsetzens, des Donners
Laut war verhallt, es zischte der Regen nicht mehr, in dem Thalgrund
Rauschte nur noch der geschwollene Bach, und Stimmengewirre
Rufen und Schrei'n erscholl; doch war was dort unten noch vorging,
Nicht von oben zu seh'n, wo am weit geöffneten Fenster
Mutter und Tochter standen, in peinlicher Angst und Besorgniß
Harrend des nahenden Tag's und der theueren Männer Zurückkunft.
'Mählig begann das Schwarz sich in Grau zu verwandeln, die Dämm'rung
Wob als ein wallender Dunst ein mattes zitterndes Halblicht
Rings um die Berg' und das Thal, dann flatterten hierhin und dorthin,
Wehenden Schleiern gleich, zerrissene Nebel, den Durchblick
Bald auf die Höhen vergönnend, und bald auf die Tiefe, durch Lücken
Einzelne Stellen der Gegend enthüllend, indeß auf den andern
Immer das Dunkel noch lag. Doch plötzlich vom hohen Gebirg her
Senkt' ein Schein sich herab, von der Sonne nicht, die noch versteckt blieb,
Aber von ihrem die Wölbung des Himmels beleuchtenden Abglanz.
Und da lag es nun offen, das greuliche Bild der Zerstörung,
Grausiges Werk der empörten Naturkraft; zwei Elemente,
Feindliche sonst, vereinten sich hier, um das freundliche Dörflein,
Wiesen und Au'n zu vernichten. Wo frisches, üppiges Gras wuchs,
War ein verschlemmter Sumpf, zu beiden Seiten des Baches
Lagen entwurzelte Bäume, herunter geschwemmt aus dem Hochwald;
Ganze Reihen von Häusern, aus deren Gründen noch Rauch quoll,
Waren verschwunden, nur sprühende Funken und glimmende Balken
Rings umher verstreut, bezeugten, wo gestern ein Haus stand.
Jammerrufe stießen die Frau'n aus, als sie so plötzlich
All' die Verheerung schaudernd sah'n, doch ein gellender Aufschrei
Scholl aus der Beiden Mund bei dem nächsten noch schrecklicher'n Anblick.
Langsam kam der Meister, geführt von Paul und Zachäus,

Eben den Hügel herauf; oft mußte der Hinkende stillsteh'n,
Mühvoll ging er dann weiter. Fort flog schon über die Treppe
Und vor das Haus Marie dem Vater entgegen, doch Hedwig
Stand wie gefesselt, sie konnte nicht folgen, ein Zittern befiel sie,
Aufrecht hielt sie sich kaum noch am Fenster, und streckte die Arm' aus
Sehnsuchtsvoll nach dem Gatten, der jetzt, von der Tochter begleitet,
Näher schon kam; schon hatt' er den Hof betreten, da raffte
Dennoch die Schwache sich auf, und wollte hinab, doch es stand schon
Unter der Treppe Marie, und rief beruhigend: „Mutter,
Nichts Gefährliches ist's, was dem Vater begegnet" — Sie rief es.
Bald auch waren sie All' in der Stube. Die weinende Hedwig
Fragte voll Angst: „Bist schwer du beschädigt? Ich öffne den Koffer,
Hole die heilende Salbe; du mußt auch völlig durchnäßt seyn,
Kleide dich um." — „„Ich brauche nicht Salb', und nicht Wäsche, das Feuer
Trocknet' uns längst,"" beschwichtigte Arnold. „„Laßt mich nur ausruh'n,
Mehr nicht bedarf ich für jetzt."" Paul ging und holte den Lehnstuhl,
Welchen vor Jahren sein Vater benützt; dort saß nun der Meister,
Der, von den Seinen umgeben, behaglich sich fühlend, das Wort nahm:
„Glücklich zu preisen sind wahrlich wir drei, daß kein schlimmerer Unfall
Einen von uns betraf; mir streift' ein fallender Balken
Leicht nur den Fuß, der kecke Zachäus gerieth in den Fluthschwall,
Riß ihn Paul nicht heraus mit Gefahr des eigenen Lebens,
Schwämm' er als Leichnam wohl schon unten im Fluße; beim Himmel,
Paul hat Wunder gethan; ihm dankt es die ganze Gemeinde,
Daß doch der unterste Theil des Dorfes vom Brande verschont blieb,
Ihm auch dankt der gelähmte verkrüppelte Bernard die Rettung,
Und die Wittwe Gertrud mit den Kindern, ich sah's mit Entsetzen,
Wie durch Flammen und Rauch er die halb schon Erstickten heraustrug.
Junge — so darf ich dich wohl als der Alte nennen — noch gestern,
Zeug' ist Zachäus, erklärt' ich, daß lieb du mir bist, doch von heut' an
Ehr' ich dich hoch." Und er reichte die Hand dem innerst Erregten,
Brünstig drückte sie Paul an sein Herz und sprach: „Habt Ihr selbst nicht
Meister, das Kühnste gewagt? Ihr griffet so rüstig und rastlos
Uiberall zu, als wär't Ihr ein Jüngling." „„Lasset das Loben,""
Murrte Zachäus, „„es that wohl Jeder sein Möglichstes; ein's nur
Sag' ich noch Paul zum Ruhm: Fürwahr, er kennt nicht die Rachsucht,
Ja, er vergilt als Christ mit dem Guten das Böse, denn hätt' er
All' der Püffe gedacht, in der Schul' empfangen, er ließ mich
Zappeln im Wasser."" — Da gab es Gelächter; doch Thränen der Rührung,
Aber der freudigsten, perlten vom Auge Marien's; der Vater
Ehrte ja selber den Mann, den sie liebte. Sie tauschte mit Hedwig
Blicke, als wollten sie sagen: Getrost, noch schimmert uns Hoffnung.
Jetzt that plötzlich die Thüre sich angelweit auf, und herein trat
Albert der Schulze, und Hauser der Pfarrer, und Reinhard der Kaufmann,
Ihnen folgten noch zehn der Gemeindemitglieder; der Schulze
Trat vor Arnold, und sprach: „Wir kommen im Namen des Dorfes,
Meister, mit dringender Bitte. Das schrecklichste doppelte Unheil

Hat uns betroffen; Ihr sahet es selbst, und halfet als Nachbar
Treu, wie Ihr immer gewesen, beim Werke der Rettung, bevor Ihr
Schiedet von uns für immer. Ihr klagtet ob Mangels an Arbeit
Und an Erwerb; deß findet sich jetzt genug in der Heimath.
Vierzehn Häuser sind niedergebrannt, wohl zwanzig beschädigt,
Noch nach Jahren wird faules Gebälk' und morsche Bedachung,
Folge des Waßers, Verwechslung und Beß'rung erheischen. Und soll nun
Uns're Gemeinde an Fremde sich wenden um läßige Arbeit,
Theurer, als Ihr die so gute geleistet? Wir nennten es Wohlthat,
Bliebt Ihr jetzo bei uns, wo wir All' in Sorgen und Noth sind.
War't Ihr doch stets der Gemeinde ein hilfreich thätiges Mitglied,
Hochgeschätzt und geliebt von den Nachbarn. Geht Ihr von dannen,
Bleiben wir All' in Trauer zurück. O laßt Euch erweichen,
Meister, verlaßt uns nicht." — Noch ehe, verlegen um Antwort,
Arnold zu sprechen vermochte, begann der Pfarrer: „Die Absicht
Auszuwandern beruht' auf der Sorge, der heute der Grund fehlt,
Arbeit gibt's nun genug, und gebt Ihr Euern Beschluß auf,
Nützt Ihr viel der Gemeinde, erfreuet die Freunde, gewiß auch
Euere Frau und die Kinder, und geht nicht einem verhüllten,
Ungewißen Geschick entgegen; bedenket das reiflich,
Bleibt daheim im gewohnten Kreis." — Mit bebender Stimme,
Langsam nur, oft stockend, erwiederte Arnold: „Ich kämpfte
Einen gewaltigen Kampf manch' lange Woche, bis endlich
Fest der Entschluß mir ward. Mich trieb nicht schnöde Gewinnsucht,
Meiner gedacht' ich da kaum, doch die Sorg' um das Weib und die Kinder
Quälte mich Tag und Nacht. Glaubt mir, ich empfinde den Abschied
Schmerzlich, als wär' ich ein Baum, aus dem Grund mit den Wurzeln gerißen;
Aber ich kann nicht zurück, bereitet ist Alles zur Abfahrt,
Losgelöst bin ich schon und nicht heimisch mehr in der Heimath,
Denn kein Fleckchen der Erd' ist mein, ich habe kein Obdach,
Garten und Haus ist verkauft." — „„Halt ein, rief Reinhard dazwischen,
Bald geholfen ist da. Ich bin der Besitzer des Hauses,
Aller Schade trifft mich, und er wird, wie ich denke, nicht groß seyn,
Drang doch Waßer nur ein; ich schaffe das nöthige Holzwerk,
Aber du, Freund, du leistest mir unentgeltlich die Arbeit;
Ist sie geendet, das Haus getrocknet, der Garten gereinigt,
Dann erstattest du mir den Kaufpreis, nimmer dir nöthig,
Reisekosten zu decken, und wieder bist du der Hausherr
Wie noch vor wenigen Tagen."" — Verwundert, erfreut und erschüttert
Suchte nach Antwort der Meister, doch eh' er den richtigen Ton fand,
Naht' ihm Paul, und sprach: „Bis Eure Wohnung im Stand ist,
Biet' ich die Gastfreundschaft Euch an, doch mein' ich, zur Pflege,
Werther Gäste bedürft' es der sorglich waltenden Hausfrau;
Eine mir paßende hätt' ich im Sinne, doch, Meister, Ihr selber
Müßt sie mir geben." Und, rückwärts greifend, erfaßt' er Marieen's
Zitternde Hand, und führte die Schüchterne rasch vor den Vater —
„Diese ist es," sagt' er, und sprecht Ihr das günstige Jawort,

„Habt Ihr uns Beide beglückt.“ — „„Und mich! schrie jubelnd der Alte,
Mich beglück' ich mit Euch. O Paul, o Marie!““ und die Arme
Breitet' er aus, an das Herz sie preßend, dann rief er: „Wo bist Du,
Hedwig? komm' doch, und freu' Dich mit mir! Schon oft an den Eidam
Hatt' ich gedacht, dann war es der Paul, und immer der Paul nur,
Oder ein Mann, ihm gleich. Und nun, o herrliches Wunder!
Wird mir der schönste der Träume zur Wahrheit. Ahnt' ich doch niemals,
Was ich nun staunend erfahre.“ — „Die Beiden ahnten es selbst kaum,
Flüsterte Hedwig, „ich künde dir Alles, sobald wir allein sind.“
Wieder umschlangen sich zärtlich in überwallender Freude
Vater und Mutter und Tochter und Bräutigam, aber voll Unruh'
Waren die Freund' und Nachbar'n, und vor trat hastig Zachäus —
„Arnold, bleibst Du nun?“ fragt' er, und laut erscholl es: „Ich bleibe!
Ja, ich bleib', ich bleibe, und werde beweisen, wie dankbar
Eure Lieb' ich vergelte.“ — Da drängten die Männer sich lärmend
Rings um den Theuern heran; Hand drückte die Hand, und ein Glückwunsch
Folgte dem andern. Seitab in der fernsten Ecke des Stübchens
Kosten, gar eng umschloßen, die Neuverlobten, dabei stand
Uiberselig die Mutter. Doch plötzlich horchten sie hoch auf,
Denn es erhob die Stimme, dem Wirrsal wehrend, der Pfarrherr:
„Göttliche Vorsicht,“ so sprach er, „oft unerklärliche Fügung,
Führung auf Wegen, wo irdische Wand'rer kein deutliches Ziel seh'n,
Heut' erkennen wir doch in dem Werke vernichtender Urkraft
Einen dämmrigen Schein wohlthätigen Waltens. Ein Unheil
Gräßlicher Art hat so Viele geschädigt, doch wird es in kleinem,
Engeren Kreise zum Heil. Daß nichts von dem Schöpfer verhängt wird
Ohne höheren Zweck, das lehrt' uns Glaub' und Erfahrung;
Hoffen wir denn und vertrau'n, daß höheren Zwecken auch dienstbar
Unser Verhängniß gewesen; vielleicht erkennen das spät erst
Euere Enkel, ihr Männer. Uns mag es jetzo genug seyn,
Daß ein Antheil auch an des Freundes Glück uns gegönnt ward,
Und daß wir wieder gewannen den Mann, der uns Allen so werth ist.“



Bunte Steine.

Literarischer Mosaik

von

Cajetan Cerri.

Es gibt einen Lerndurst, aber auch einen Lehrdurst; dieser hat das Merkwürdige an sich, daß er nur gestillt werden kann, indem man Andere trinken läßt.

Wer für seine eigene Person in Wahrheit resignirt, sozusagen aus der Ichheit herausgetreten, und darum weltbefreit dasteht, der hat die Leidenschaften — ohne deren Durchlebung es nun einmal keine geistig rege Entwicklung gibt — in langem, schmerzvollem Kampfe besiegt, hat ein Stück Märtyrthum hinter sich. Ist er nun in Wahrheit auch Philantrop, so wird es ihn drängen, Anderen diesen schmerzvollen Selbstbefreiungskampf, dieses Märtyrthum durch Hinweisung auf die verheerende Gewalt der nicht rechtzeitig eingedämmten, dann aber wüst ausschreitenden Leidenschaften zu ersparen. In diesem Impulse liegt die Genesis und eigentliche Triebfeder aller didactisch-pädagogischen Doctrin.

Edle und bedeutende Menschen haben wahrhaftig nicht blos für sich allein so und so gehandelt, gesprochen, geschrieben, und nicht allein zu ästhetischem Genusse besitzen Culturvölker die Schätze ihrer Geschichte und Literatur. Daraus schon folgert die Vollberechtigung der Berufung auf autoritative Beispiele und Citate, wobei — zunächst bezüglich der Citate — Eines wohl zu bedenken ist. Wenn nämlich etwa Carlos in „Clavigo," Wurm in „Kabale und Liebe," das Kammermädchen in „Minna von Barnhelm," Wolf in „Herz und Welt" einen Ausspruch machen, so stammt derselbe allerdings von Goethe, Schiller, Lessing, Gutzkow her; doch erfährt die Autorität des Gesagten eine, je nach dem Charakter der Sprechenden und der bedingenden Situationen wechselnde Beschaffenheit, welche ein loyaler Citator stets berücksichtigen soll.

Die lehrreiche Maulschelle, welche Papst Julius II. mit den Worten: „Der Ignorant bist Du!" jenem Prälaten applicirte, der bei ihm die Flucht Michelangelo's aus der vaticanischen Stadt durch die „Ignoranz" Desselben

entschuldigen zu dürfen glaubte, widerhallt bis auf heute laut genug in der Geschichte, und sollte alle Welt abmahnen, Jemanden zu unterschätzen, bloß weil er seine eigenen Wege geht.

Wein, Weiber und Gesang lieben mag immerhin das Gegentheil von Narrheit bedeuten; aber die ganze Weisheit des Daseins erschöpft es denn doch nicht, daß man etwa „sein lebelang" sich nur daran zu halten habe.

Nicht Alles widerstreitet, was wie Widerspruch aussieht. Warum, beispielsweise, soll nicht bei Menschen Neues und Altes, Modernes und Antikes sich zu einem harmonischen Ganzen assimiliren können? Modern die Bildung, antik der Charakter. Man denke an Franz Deák.

Die neue Zeit muß doch recht ernsthaft krank sein. Dessen wird man immer wieder gewahr, so oft vom Versumpfen des Gemüthslebens, vom Uebergreifen des Egoismus, vom Mangel an Charakteren, vom Falschspiel der Phrase die Rede ist. Da soll man „leise sprechen, vorsichtig sein, auf den Fußspitzen auftreten" . . . ganz wie in einem Krankenzimmer!

Eines muß unter Anderem laut gesagt werden: Das heutige Vorgehen der Kritik erinnert allzu oft an ein auf der Straße dahinrollendes Wagenrad; es zertritt, oder übergeht gelegentlich die am Wege liegende Perle, und hebt dafür werthlosen Staub und Schmutz in die Höhe.

Nicht der Kampf, sondern die Art des Kampfes; nicht des Matadors offen vorspringender Angriff, sondern der Picadores aufreitzende Seitenstiche; nicht Tybalt's auf Mercutio gezückter, tödtlich blitzender Degen, sondern des Laertes gegen Hamlet gerichtete, heimlich vergiftete Rapierspitze, das ist, was so viele ernste und anständige Streiter von der Arena des alltäglichen Kampfes ferne hält, wo eben solche Kampfweise in unseren Tagen die vorherrschende ward.

Wie Japhet die Nuditäten seines berauschten Vaters verdeckte, so suchen auch wir, Kinder der Neuzeit, die Blößen derselben zu verbergen. Begreiflich. Nur sind die Impulse und Motive bei uns nicht immer so rein pietätvolle; auch behauptete der Sohn Noah's durchaus nicht, daß jene Blößen keine Blößen waren, oder daß sie nach deren künstlicher Verhüllung zu etwas Achtunggebietendem geworden seien.

So oft man mir mit den materiellen Errungenschaften der neuen Zeit entgegentritt, ziehe ich im Geiste die Bilanz zwischen denselben und den dafür preisgegebenen idealen Gütern der Menschheit; dann gelange ich immer wieder zu dem nämlichen Resultate: zu theuer!

Im modernen Schlagworte „Popularisirung der Wissenschaft" scheint mir etwas Widerspruchsvolles, und handelt es sich speciell um philosophisch-religiöse Disciplinen, etwas Verhängnißvolles, selbst Grausames zu liegen, als ob man Durstgequälten fließendes Quecksilber reichen würde. Wonach aber

die Menschheit seit ihrem Entstehen thatsächlich durstet, wonach vor Allem jene Tausende lechzen, denen wir bis auf das Hospital, den Kerker und die Verzweiflung fast nichts belassen haben, das ist die tröstend ausgleichende Rechtsverheißung, welche im Begriffe eines Gottes waltet — eines Gottes jedoch, der ihr Gemüth, wenn auch nicht ihren Verstand, befriedigt, nicht eines willkürlich formulirten, dialectisch construirten Gottes. Was soll der Menschheit ein Gott, der vor lauter Selbstparcellirung bis in die kleinsten Atome der Natur schließlich gar keinen Gott übrig läßt? Oder ein Gott, der, spurlos, wesenlos, namenlos, ewig im Werden begriffen, niemals und nirgends fertig wird, also auch niemals und nirgends sich manifestiren kann? Oder ein Gott, an den „nur geglaubt werden könne in den Tiefen der fühlenden Vernunft," in welchen wenigen Worten allein schon drei sich gegenseitig ausschließende Begriffe logisch nachzuweisen sind? Oder ein Gott, der statt einer essentiellen Verschiedenheit der Wesen, eine absolute Gleichheit des Wesens voraussetzt, welche wieder bedingt, daß ihm gegenüber zwischen „gut" und „böse" kein Unterschied existirt und der, bloß in seliges Selbstschauen sich vertiefend, eigentlich nur die Selbstliebe apotheosirt? Nicht dieser, die im Gegentheile durch maßlose Ausschreitung zum Dämon der neuen Zeit geworden, sondern der Nächstenliebe, der selbstlosen, opferwilligen Nächstenliebe bedarf die höhnisch auf den „Kampf um's Dasein" hingewiesene Menschheit. Gönnt ihr diesen Gott, und dann mag seine Religion welchen Namen immer führen, denn

„Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth."

Ich finde diesen Gott mild und mächtig thronend in jener Religion, welche den Namen Christenthum führt.

„Ueberwundener Standpunkt!" Wir haben schon so viele Standpunkte superklug „überwunden," daß uns bald gar kein Standpunkt mehr erübrigen wird. Dann aber beginnt die Anarchie des Denkens.

Wie? — der Name, die That, das Gedenken der Menschen sollen „unsterblich" sein können, und das Wesen, welches jenen Namen getragen, die geistige Potenz, welche jene That vollzogen, das seelische Moment, welches, jene Kraft belebend, jene That bestimmend, deren Gedenken ermöglichte, das Alles soll „sterben," soll zu Nichts, gar Nichts werden müssen? . . Nimmermehr!

Man beruft sich auf den Skepticismus der aufgeklärten Hellenen und der Perikles'schen Glanzperiode. Und dennoch war die Entrüstung der Jonier über ihren Landsmann Herostrat, der ja doch einen Göttertempel eingeäschert hatte, so grenzenlos und allgemein, daß sie nicht nur die Schandthat des wahnwitzigen Ephesäers mit qualvoller Hinrichtung sühnen ließen, sondern auch bei Todesstrafe selbst die Nennung seines Namens untersagten, dann aber durch Aufwand aller erdenklichen Opferwilligkeit den Tempel so rasch als möglich wieder aufbauten. Was ferner die spätere „Glanzperiode" betrifft, so bleibt doch auch das Erhabenste, das uns aus derselben bekannt ist, des Sokrates metaphysisch-religiöser Gedanke. Allerdings widersprach derselbe dem innen modernden attischen Staatswesen so gründlich, daß der „Athlet des

Denkens" mit seinem Leben — ein vorchristlicher Christus — büßen mußte. Was aber wurde dafür aus dem fäulnißglänzenden Staate? Vorläufig heiratete die geistreiche Lenkerin des geistreichsten Königsrepublicaners, nach dem Tode desselben und dem Aufleben zügelloser Democratie, einen — Ochsenhändler.

Der Staat, dünkt mir, wäre wohl als der glücklichste zu preisen, wo der Arbeiter nicht in gedrücktem Tone zu sagen brauchte: „Je nun! man arbeitet, um zu leben," sondern, wo er mit frohbefriedigtem Muthe ausrufen würde: „Frisch auf! man lebt, um zu arbeiten."

Auf allen Einzelgebieten der geistigen, ethischen, culturellen Entwicklung gilt die Richtung nach Vollendung — also Ideales — für denkbar und erstrebsam; warum gerade nicht auf dem Gesammtgebiete des staatlichen Lebens, das doch alle jene Momente in sich schließt? Sollte ein Staat des stolzbewußten Patriotismus, des ungekränkten Gottesglaubens, des geförderten Familienlebens, des siegenden Verdienstes, der werkthätigen Opferwilligkeit, der Ordnung und der Sitte — sollte das wirklich ein ganz und gar nicht denkbares, selbst nicht insoferne zu erstrebendes Ideal sein, daß man wenigstens bestimmt fühlte, die führende Strömung gehe nach diesem Ziele? Ob und wie weit da eine gegebene Fraction der Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit und unter gegebenen Verhältnissen diesem Zuge folgen wollte, das wäre einfach ihre Sache. Jedenfalls würde damit den berechtigten Forderungen der Gesellschaft überhaupt, als staatbildendes und vom staaterhaltenden Gedanken getragenes Ganzes, Genüge geleistet sein. Allerdings dürfte dann nicht immer fast ausschließlich nur das real-politische Moment in den Vordergrund gedrängt werden, sondern es müßte gleichzeitig mit gleichem Eifer auch das gleichgewichtige social-pädagogische Moment bedacht werden, welches, die drei großen Factoren Religiosität, Moralität, Autorität zu coordinirter Wechselwirkung umfassend, in der Kinderstube und in der Schule seine Wurzeln hat, und die reichen Zweige durch und über das ganze Staatsleben, welch' immer es sei, ausbreitet. Ob man die Monarchie oder die Republik — die Pyramide oder das Plateau — in's Auge faßt, was nützt der bestgedachte Bauplan, wenn der Boden schwankend, das Material morsch, die Werkzeuge schwach und unpassend sind? Etwas noch wäre da wohl unentbehrlich; daß nämlich solch' ernstes Streben sich auch auf eine cooperirende ernste Literatur stützen könnte: auf eine Literatur der reinen Begeisterung, der höheren Gesichtspunkte, der ehrlichen Ehrlichkeit.

Man fragt oft: „Wäre es nicht etwas Höheres und Besseres, wenn selbst der gemeine Mensch auch ohne Religion und Gesetz ehrlich und redlich handelte, wenn er das Gute thäte, schon weil es das Gute, das Schlechte meidete, schon weil es das Schlechte ist, wenn, mit einem Worte, selbst das Volk auch ohne religiösen Impuls und gesetzlichen Zwang das Rechte bloß des Rechtes wegen üben würde?" — Ja wohl: wenn!

Zutreffend spricht man von goldener Freiheit. In der That gleicht die Freiheit in ihrem tiefen Wesen jenen Strömen, auf deren Grund Goldsand lagert. Greift man da zu tief hinein, so kommt man auf — Schlamm.

Merkwürdig! Die Juden, welche in der Wüste mit nichts Geringerem als Manna servirt wurden, sehnten sich doch nach den Töpfen und frugalen Zwiebeln Egyptens zurück. Das scheint mir ein bedeutsamer Wink zur Beurtheilung der menschlichen Natur in gar vielen Dingen.

Was mir als Substrat dessen, was im Wege der gesammten pädagogischen Disciplin zu bewirken wäre, erscheint, will ich hier in wenigen Worten andeuten: Jede Eröffnung einer Schule sollte zur Schließung eines Kerkers führen. Aber Schärfung des Geistes und Belastung desselben mit positiven Daten, bei völliger Vernachlässigung der Gemüthsfrage, können für sich allein nie und nimmer dieses Ziel erreichen. Heute sind in ganz Europa alle Gefängnisse überfüllt.

Geistesbildung ohne Herzensbildung kommt mir genau so vor, als ob man bei einem Menschen, so weit dies möglich, nur auf die Pflege, Kräftigung und schöne Entwicklung einer Seite seines Aeußeren bedacht gewesen wäre. Was entstände da als Resultat? Ein Krüppel.

Wer für das gemeine, schurkische Falschspielen das bemäntelnde, beschminkende, beschönigende Wort „Corriger la fortune“ erfand, war unstreitig ein gar feiner, geistreich witziger Kopf — und doch ein verwerflicher Mensch, denn er kam einfach einer Erbärmlichkeit zu Hilfe.

„Die Wiege des Genie's ist die Begeisterung,“ sagt Tommaseo. — Die Wiege der Begeisterung aber ist das Herz; somit würde der Stammbaum des Genie's keinesfalls im Verstande wurzeln.

Alle Irrungen und Verirrungen, alles Wanken und Schwanken haben nicht viel auf sich, wenn dabei nur der edle Zug des Herzens schließlich zum Sieger wird. Gar oft senkt sich das Schiff nach rechts und links — geht aber doch seinen geraden Weg bis in den Hafen fort.

Es ist gut und klug, daß die Linke, welche ja dem Herzen am nächsten steht, nicht wissen soll, was die Rechte thut. Sie würde sonst gar oft krampfhaft zusammenzucken, und mit ihr auch vielleicht das Herz, wüßte sie, wie viel Unrecht diese Rechte thut, wem sie die Hand drückt, wofür sie zum Schwure sich erhebt, was sie schreibt und unterschreibt.

Grillparzer sagte mir einst: Gäbe es im Leben nur Posa's und Griseldis' — lieber aus dem Fenster springen! Was er aber gethan haben würde, wenn es umgekehrt nur Marinelli's und Goneril's gäbe, das sagte der Altmeister nicht.

Den Frauen ergeht es wie Dante's „göttlicher Comödie.“ Alle Welt spricht und urtheilt über sie, und wie Wenige dürfen trotzdem behaupten, sie ganz zu kennen und zu verstehen!

Ueber das Weib sollten von rechtswegen nur verheiratete Männer ein Urtheil abgeben; denn diese vermögen als solche, und als gewesene Junggesellen,

nach dem Standpunkte Beider ihren Ausspruch zu formuliren. Junggesellen aber kennen das Weib weder als liebende Gattin, noch als Brennpunkt des Familienlebens, also durchaus nicht vollständig.

Kleiner als seine Frau zu sein, kann einem Manne nur dann erträglich werden, wenn es sich dabei bloß um die Statur handelt.

Wie oft werden die Frauen von uns mit Blumen verglichen, und wie selten nehmen wir trotzdem Rücksicht darauf, daß Blumen ja vor Allem Licht, reine Luft und eine liebevoll zarte Behandlung brauchen!

Wenn Männer die Frauen nicht in höherem Sinne ehren, so entehren sie sich selbst, denn die Frauen sind nicht so sehr die schönere, als die bessere Hälfte des Menschengeschlechtes; wie also müßten erst wir Männer dann aller Ehre unwürdig sein! Höre man, was der edle Sänger des „Laienbrevier" sagt:

„So viel, wie — ‚Jemand' von den Frauen hält,
So frevelnd oder rein er's meint mit Liebe,
So viel auch hält er von der Ehre, oder —
So wenig, und so ist auch er geehrt!"

Man liebtändelt mit der Coquette; man ergeht sich in Liebeleien mit der Maitresse; man spielt Liebesromane mit der Abenteurerin. Echt und wahr liebt man nur das echte, wahrhaft liebenswerthe Weib; liebenswerth dadurch, daß man es zugleich auch zu achten vermag, ohne das es kein Lieben gibt.

Umsonst das viele Ironisiren über den Zauber reiner Weiblichkeit, wenn das größte Genie der Zeit das größte Werk der Zeit gerade mit dem Worte abschließt:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan,

und wenn der Höhepunkt der gewaltigsten Dichtung aller Zeiten eben dahin culminirt, daß die das Ewigweibliche personificirende Beatrice ihren unsterblichen Sänger zu den höchsten Regionen „hinanzieht."

„Der Segen der Mutter ist der beste Geleitschein für's Leben," sagt Wieland mit Recht. Mehr, als an jedem anderen Ehrenzeichen können wir dereinst, ob Groß oder Klein, an diesem Documente uns stolz aufrichten, wenn unserem Erdenwallen die unabweisbare Stunde der Entmuthigung entgegennaht. Dann aber sollten wir segnend und betend der Thränen gedenken, mit welchen vielleicht jenes heilige Document geschrieben ward.

Wüßten die Frauen, wie viel höheren Reiz ihnen geschmackvoll einfache, hübsch geschlossene, solid auslangende Kleider verleihen, sie würden gewiß nicht so oft für fahrige und flattrige Anzüge sich entscheiden, die entweder, gleich den Sommernächten, gar spät anfangen und gar früh aufhören, und schon von Seneca „gewebter Wind" genannt wurden, oder die derart sind, daß selbst ein vorurtheilsloser Denker, wie Vischer, ihre Leistung als „verhüllte Nacktheit" charakterisirte.

Ein bedeutsamer Wink der Literaturgeschichte für Frauen: Das genialste Weib, das sich je dem eigentlichen Schriftstellerthume widmete, empfand dabei die logische und moralische Nöthigung, ein Mann zu werden, und nannte sich — Georges Sand.

Schriftsteller sollen Ritter des Geistes, aber nicht Kunstreiter des Geistes sein.

Von der Wahrheit des Napoleon'schen Wortes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, überzeugt man sich oft durch kritisirenden Vergleich formell ähnlicher, also schrittnaher Aussprüche von besonderer Prägnanz, aber verschiedenem Ursprunge: Dort aus dem in der Tiefe arbeitenden Geist, hier aus dem an der Oberfläche glitzernden Esprit. Wenn Schiller schreibt: Spricht die Seele, so spricht ach, schon die Seele nicht mehr! — so ist das sinnvoll, tiefgedacht, erhaben, und das scheinbar Paradoxe liegt höchstens, und auch da nur für den flüchtigen Leser, am Ausdrucke des Gedachten. Wenn aber Saint Beuve in Hinblick auf Rabelais unter Anderem sagt: Ihn verstehen wollen, heißt schon, ihn nicht verstanden haben, — so ist das einfach widersinnig, absurd, lächerlich, weil das Paradoxe thatsächlich im Gedanken selbst vorliegt.

Zola's — wahrscheinlich im Interesse seiner lüderlichen Muse — lancirte Behauptung, daß die französische Republik ohne den Cultus der nackten Gemeinheit nicht werde gedeihen können, ist in meinen Augen nicht bloß eine Beleidigung der von ihm anderseits doch optirten Staatsform, sondern schon darum auch eine frech flunkernde Thesis, weil ja Frankreich bereits 1793 deutlich genug zeigte, wie weit es durch die sogar als Göttin der Vernunft öffentlich preisgegebene schamlose Nacktheit gediehen war!

Die im Abendscheine durch die Wüste schmerzgejagte Giraffe, auf deren Rücken König Löwe thront, ihr Genick mächtig zerfleischend, bis das bluttriefende Thier verröchelnd hinsinkt — ist ein ergreifendes, grausam, aber genial gedachtes Bild, phantastisch schön und doch realistisch zugleich, weil es alle Bedingungen der Wirklichkeit in sich schließt. Das dem Stalle entflohene grunzende Thier hingegen, welches vom Wachthunde an den Ohren erfaßt, sich mit ihm, schmutztriefend, so lange im Hofe herumbalgt, bis sie beide in eine Pfütze hineinfallen — ist, selbst in dorfgeschichtlicher Einrahmung, nur ein widerwärtiges, gemein concipirtes Bild, das freilich sich ebenfalls realistisch wahr gibt, jedoch mit jener Sorte von „gesundem" Realismus, dem es eben nur in solcher Atmosphäre heimisch wohl ist.

Hannibal gab in seinen Ring Gift, Lucretia Borgia auch; aber Jener für sich, Diese für Andere. Der Steinwurf des Knaben David galt zunächst der eigenen Rettung; des Knaben Balila Steinwurf zielte auf die Befreiung der Vaterstadt. Leander durchschwamm den Hellespont von unbezwingbarer Liebe gedrängt, Byron von eitler Prahlsucht getrieben. Diese Verschiedenheit der Impulse zu einer und derselben Action wiederholt sich so ziemlich auf allen Gebieten, also auch auf dem literarischen. Man kann ein Buch schreiben, um

einem inneren Machtgebote zu gehorchen, und man kann ein Buch schreiben, um — ein Buch zu schreiben.

Jene modernen Schriftsteller, deren Vorbild übrigens dem Alterthume angehört und Cicero heißt, die, vor Allem auf blendenden Effect bedacht, in Schrift und Wort fast ausschließlich nur das im Grunde doch kühle Geistreichthum anstreben, möchte ich in ihrem eigenen Interesse daran erinnern, daß sich eine bleibende Wirkung in Wahrheit nur erzielen läßt, wenn man einen höheren Pulsschlag des Herzens herbeiführt; daß aber das Menschenherz etwas vom Thermometer an sich hat: haucht ihn warm an, und dann wird er höher steigen. Ausschließlich nur „geistreiche“ Bücher machen auf mich den Eindruck von Medaillen, an welchen die Prägung der Reversseite unterlassen wurde. Nichts als „Kopf“; das Andere unfertig, leer, nichtssagend. Was ist eine solche Medaille werth?

Uebersetzer sollten etwas vom geschickten Kleidermacher an sich haben, welcher kleinere Mängel und Auswüchse Jener, denen seine Arbeit gilt, discret zu maskiren weiß.

Verachten wir unbedingt jede dünkelhafte Selbstüberschätzung, ob sie nun im frechen Gewande des Cynismus, oder mit der heuchlerischen Maske jener Bescheidenheit auftritt, von der Talleyrand sagt, daß sie hinabsteige, nur um sich dann umso höher hinauf heben zu lassen. Achtung aber vor ernst berechtigtem Selbstbewußtsein! Ein Talent, beispielsweise, das sich nicht bewußt ist, es zu sein, ist schon darum kein Talent, weil ihm die Grundfähigkeit fehlt, das Talent überhaupt zu erkennen. Als Correggio, von einem Bilde Raphael's hingerissen, in die Worte: „Anch' io son pittore!“ ausbrach, da hatte er das Walten des Genius in Anderen und in sich gleichzeitig erkannt, und diese Erkenntniß wirkte dann schöpferisch mit, daß die Welt mit Offenbarungen der Kunst, wie „Danae,“ „Magdalena,“ „Heilige Nacht,“ bereichert ward.

Angesichts der modern gewordenen „Rettungen“ und der so zahlreichen Anerkennungen d'outre tombe erfaßt mich stets der melancholische Gedanke: Zu spät! — Erst, wenn der Mensch vor uns als Cadaver ausgestreckt liegt, bemerken wir oft, gleich jenem Schweizercapitän vor der Leiche des erschossenen Condé, wie groß doch der Mensch war. Oh, daß uns früher das richtige Augenmaß nicht gefehlt hätte! Vielleicht würden dann auch wir den spät Erkannten nicht zu Tode verwundet haben.

Mancher Dichter und Künstler macht sich die Ersteigung des parnassischen Calvarienberges gar leicht und bequem: er läßt sich von der Camaraderie einfach hinauftragen. Eines Tages hat unversehens solch' ein Emporkömmling mühelos, aber auch berufslos, ungekränkt, aber auch ungekrönt, die geweihte Höhe erreicht und thut nun wunderlich verwundert, daß so Viele ihn dennoch für keine Gottheit, sondern höchstens für eine Carricatur der Gottheit halten.

Man steht in unserer Zeit, die einem zügellosen Wettrennen eitler Strebungen gleicht, nicht selten vor Erfolgen von so traurigem Ursprunge und

bedenklichem Charakter, daß die Sieger füglich ausrufen sollten: Alles gewonnen, ausgenommen die Ehre!

Wollte man den Versuch machen, das eigentlich Bedingende im ästhetischen Postulate der verschiedenen Gattungsarten poetischen Schaffens mit einem einzigen Worte anzudeuten, könnte man vielleicht sagen: Die Lyrik soll erheben (das Gemüth), das Epos wiedergeben (Geschehenes), das Drama beleben (Menschentypen und Menschengeschicke). Alle drei aber haben auch gleichzeitig zu überzeugen; da man jedoch Andere nur von dem überzeugen kann, wovon man selbst überzeugt ist, so muß der Dichter es vor Allem vom Wesen seiner eigenen Aufgabe sein. Das will so viel heißen: daß nur der überzeugungsvolle Dichter ein echter Dichter ist.

Wie Vieles schillert in der heutigen Literatur, was in Wirklichkeit von Schiller's Wesen und Glanz absolut nichts an sich hat!

Junger Poet, dem des Prometheus Drang im heißen Herzen fiebert, verlange nicht, daß die Rosen frischer Lust auf deinen Wangen blühen. Laß es dir an dem erträumten Lorbeer um die bleiche Stirne genügen. Wer nach Unsterblichkeit strebt, der rechne früh ab mit dem körperlichen Wohlbefinden und bereite sich auf rasche Zerstörung der Physis vor — falls er kein Goethe ist. In die besiegte Sonne greifen wollen, und dann über die Wirkungen der versengenden Gluth klagen, das würde an jenen römischen Senator erinnern, der einst bitter bedauerte, daß das Straßenpflaster um das Capitol von den Rädern der vielen Triumphkarren arg zerstört ward.

Ob der Lerche die Kugel in's Herz dringt, oder ihr als Bleigewicht an die Flügel gehängt wird — gleichviel! Die ihres Aufschwunges und Himmels beraubte Liederfreudigkeit erstirbt so hier wie dort. Der Dichter ist eben eine Lerche, und es bedarf, damit der Liederquell in seiner Brust versiege, nicht gerade des Verhungerns; auch der Sorge Bleigewicht genügt, die arme Lerche lahm zu legen. Daß die Welt dies einmal begreifen wollte!

Wien, Sommer 1879.





von

Ludwig August Frankl.

Liedes Entstehung.

In dem Bergwald still geborgen
Blick' ich aus in's ebne Land,
Das sich frisch im Sommermorgen
Bis zu blauen Bergen spannt.

Weiße Dörfer, rothe Dächer
Ruh'n in heißem Sonnenglanz,
Um sie her als grüner Fächer
Blaubehangner Reben-Kranz.

Da und dort, unaufgesogen
Von der Sonne, blitzt's im Mos;
Lösten sich vom Regenbogen
Fallend bunte Tropfen los?

Eine Schlange mir zu Füßen
Windet hörbar kaum sich hin —
Will sie mich bezaubernd grüßen,
Will sie mich erschrocken flieh'n?

Tausend Bilder, tausend Stimmen,
Mir bewußt und unbewußt,
Glänzen, singen und verschwimmen,
Senken sich in Blick und Brust;

Bis der Hauch, der Duft von allen,
Still gepflegt und hold gemengt,
Ungeahnt beginnt zu wallen
Und als Lied die Seele sprengt.

Kranichzug.

Herbst ist es rings, duftlose Sterne
Blühn Astern durch bereiftes Grün,
Ich blicke krank und bleich zur Ferne,
Betrachte still des Tags Verglühn.

Zerriss'ne feuchte Nebel steigen,
Durch Bäume rauscht des Windes Flug,
Es zieht ein schattenhafter Reigen
Am Horizont, ein Kranichzug.

Beglückte Wandrer nach dem Süden!
Nur Einer, dem der Flügel brach,
Die Andern kümmern sich nicht um den Müden,
Er ringt der Schar vergebens nach.

Ein Jäger traf wohl seinen Flügel —
Es trägt ihn kaum, er trippelt bang
Herab zu einem dunklen Hügel,
Die Brust voll wehem Sehnsuchtsdrang.

Und Dämm'rung hat sich rings ergossen,
Der rasche Kranichzug entschwand —
Ich denk' an meine Sanggenossen
Und an das warme Lorberland.





von

Josef Winter.

Massada's Fall.

Mitternächtiges Gewitter tobte um Massada's Mauern,
Aus den sturmzerriss'nen Wolken quoll ein Strom von Regenschauern.
Tiefer an den Katapulten bargen sich die röm'schen Wachen,
Wenn die fahlen Blitze blendend durch das nächt'ge Dunkel brachen.

Schrecklich scholl des Sturmes Stimme um der Juden trotz'ge Veste.
Steine riß er von den Mauern, brach der Cedern knorr'ge Aeste.
Als ob in des Krieges Gräueln auch Natur zur Wuth entbrennte,
Raste wild und ungezügelt nun der Kampf der Elemente.

Endlich schwiegen Sturm und Donner. Doch die Lüfte ruhten nimmer;
Fernher klang's wie Todesröcheln, wie ein qualerpreßt Gewimmer.
Kam aus der verlor'nen Veste dieses wilde Wehgeheule?
Oder schrie in ihrem Horste aufgescheucht die Felseneule? . .

Trüb erdämmerte der Morgen. Und im Lager klang die Tube,
Bei den Widdern blitzten Helme, an dem Wall und in der Grube.
Titus stürmt zum letzten Male. Schlug es auch mit Pantherkrallen
Wunden in den Leib des Römers, heute muß Massada fallen.

Aber an der zweiten Mauer, die die Juden aufgethürmet,
War kein Streiter heut' zu schauen, und die Stadt schien unbeschirmet.
Kriegslist wähnte das der Feldherr, und es schritten die Cohorten
Schlachtbereit, in hellen Haufen, aus des Lagers weiten Pforten.

Und zum Sturme dröhnt die Tuba. Titus grüßt die eh'rnen Schaaren,
Horch — da kreischet laut das Stadtthor, und mit aufgelösten Haaren
Wankt ein bleiches Weib hernieder, todt das Kind in ihren Armen,
Und sie fleht in Nacht und Wahnsinn: Helft dem Knaben, ach, Erbarmen!

Seht, er lächelt, haucht die Arme, und sie küßt die kleine Leiche, —
Hab' ich's klug doch angefangen, daß der Tod dich nicht erreiche!
Als das Schwert gieng in den Straßen, haben wir uns fein verstecket,
Und du hast so süß geschlummert, und kein Laut hat dich erwecket!

Aber jauchzen magst du, Römer, jubeln ob Massada's Mauern;
'S ist ein Grab, ein großes Grab nun, — ach, wie mir die Glieder schauern!
Gebt den Knaben, stöhnt sie leise, — und schon hat sie ausgerungen,
Hält im Tod die Kindesleiche zärtlich schützend noch umschlungen.

O wie still ist's in den Straßen! Schaudernd schreiten die Soldaten
Ueber Berge wilder Leichen, Bäche Blutes sie durchwaten.
Weiber starren da und Kinder, die die Kämpfer nachts getödtet,
Eh' mit ihrem eignen Blute sie Massada's Staub geröthet.

Wie sie liegen, wild gebäumet, grausen Fluch noch auf der Lippe,
Löwenkühn und todesmuthig, ob verdorrt auch zum Gerippe.
Nah dem Knaben, dem am Kinne kaum der erste Flaum gesprossen,
Ruht der Greis, und ihres Herzbluts Welle war in eins geflossen.

Jenes Weib nur barg ihr Knäblein, schützt' im Wahnsinn seine Leiche,
Und nun lag an ihrem kalten Busen auch das todesbleiche.
Still war's, still, — und alles Leben ausgelöscht im weiten Kreise.
Von den feuchten Steinen nieder glitten rothe Tropfen leise.

Sieg nun jubeln Roma's Söhne, munter die Fanfaren schmettern,
Fröhlich schlagen sie die Schilde, danken Sieg den ew'gen Göttern.
Und den Titus grüßt ihr Jauchzen und der stolzen Adler Neigen, —
Doch der Imperator reitet lagerwärts in düst'rem Schweigen. —

So schnelle.

Die Zeit ist gar ein garstig Ding,
Sie flieht auf leichter Sohlen.
Und trabt' dein Rößlein noch so flink,
Glaub' nimmer, daß es dir geling',
Die flücht'ge einzuholen.

Kein Rasten ist auf dieser Welt,
Kein Rasten und kein Bleiben.
Und wenn ein Ort dir wohlgefällt,
Und wenn du bauen willst dein Zelt,
'S wird dich von dannen treiben.

Die Winde jagen über Land
Und eilig wandert die Welle.
Sie rufen: Laß den welken Tand,
Und nimm den Wanderstab zur Hand, —
Die Stunden fliehn so schnelle.

Vom Rosenbett springt auf der Tag,
Waldvöglein, die kleinen, weckend.
Doch bälder als ich sagen mag
Die Nacht schwebt über Flur und Haag,
Mit Dunkel die Freuden deckend.

Mein rosenrother Tag bist du
In deiner Huld und Treue.
O blühe, prange immerzu,
Daß einst ich noch in nächt'ger Ruh
Mich deines Glanzes freue! —

Frau Nachtigall.

Vor meinem Fenster die Rosen
Prangen in Blüthen all.
Die Knospen, die düftelosen,
Hat aufgeküßt dein Kosen,
Dein zitternd verhauchter Schall,
Vielsüße Frau Nachtigall.

Du hast gelockt und gesungen
Die lange, lauschige Nacht.
Die Kelche sind aufgesprungen,
Wie sich deine Weis' erschwungen,
Und auch meine Seel' ist erwacht
Vor deines Gesanges Pracht.

Wohl weißt du süße Weisen,
Lenzkönigin im Haag.
Ich selbst ja muß dich preisen,
Ob auch um's Haupt mir kreisen
Sorge und sehnende Klag',
Bis sie mir bannet der Tag. —



Gedichte von Louise Ackermann.

Aus dem Französischen

von

Eduard Mautner.

Hero's Lampe.

Ihr wißt, daß einstens, trotzend wildem Sturme,
Gehorchend nur der heißen Sehnsucht Macht,
Ein kühner Schwimmer rang nach jenem Thurme,
Wo seiner harrend Liebe wacht.

Es sandte eine Lampe aus der Ferne
Durch die Gefahr den milden, treuen Strahl;
Sie glich am Himmel einem lichten Sterne,
Dem hellsten aus der reichen Zahl!

Wie auch das Meer erbrülle, ächze, stöhne,
Unwillig beugend sich des Sturms Geboth,
Wie auch der heis're Schrei der Möven-töne
Ein Angstruf in der Todesnoth:

So lange von der Zinne jenes Thurmes
Der Liebe Zeichen leuchtet hell und warm,
So lange, spottend Wogendrang's und Sturmes,
Bleibt fest sein Herz und stark sein Arm!

Wir Alle gleichen jenem kühnen Schwimmer,
Der muthig kämpfte mit der Wogen Heer:
Der Leidenschaften Sturm umbraust uns immer
Im wildempörten Lebensmeer.

Wenn unser Inn'res, gleich der Welt, umdunkelt,
Wenn Todessehnsucht in dem Herzen spricht,
Dann in Gefahr, in Sturmesnächten, funkelt
Auch uns ein treues, mildes Licht.

Sein sanfter, reiner Strahl, er trotzt den Winden,
Er trotzt den Wogen mit dem weißen Knauf;
Und mag er auch auf Augenblicke schwinden:
Er leuchtet sieghaft wieder auf!

Den Blick gerichtet hoffend in die Ferne
So theilen wir die nachtumhüllte Flut;
Dank über'm Abgrund jenem lichten Sterne!
Wir fühlen uns in seiner Huth!

O Liebesleuchte, die mit schöner Helle
Durch Nacht und Klippen leitet uns zum Port,
Die strahlend zwischen Himmel schwebt und Welle,
O Lampe Hero's, flamme fort!

Daphne.

Als Phöbus, in dem Arm die goldne Leier,
Von dem Olympe stieg zur Erdenflur,
Und dort verfolgt, ein pfeilgetroffner Freier,
Der heißgeliebten, schönen Nymphe Spur:

Da floh sie spröd durch Waldesdämmerungen:
Sie rührte nicht sein tiefer Liebesharm;
Und als er endlich sie ereilt, umschlungen,
Ward sie zum Lorbeerstrauch in seinem Arm.

Dem Genius ward dasselbe Loos hienieden:
Der Künstler folgt dem flieh'nden Ideal:
Und glücklich der, dem Göttergunst beschieden,
Es zu erschauen im Verklärungsstrahl:

Dann gilt es rastlos, ohne zu ermatten,
Ob auch kein schwacher Hoffnungsfunke glüht,
Daphnen zu folgen durch der Wälder Schatten,
Bis daß auch ihm zum Lorbeer sie erblüht.

Hebe.

Als Hebe in den Kreis der hohen Zecher
Erröthend trat beim stolzen Göttermahl,
Da reichten ihr die Ewigen den Becher
Und Nectar goß sie in den Festpocal:

So halten wir den Becher, laubumkränzet,
Der Jugend hin, wenn sie vorüberfliegt;
Wie heißt der Trank, den glühend sie kredenzet?
Wir wissen nur, wie süß er uns besiegt!

Wenn Hebe sich, unsterblich lächelnd, wendet,
So rufen wir vergeblich sie zurück:
Der holden Schenkin folgt noch lang, geblendet,
Auf ew'ger Bahn der thränenschwere Blick.



Aus dem Tagebuche

Seiner Majestät des Schah von Persien.

Zweite Reise nach Europa im Juli 1878. — Aufenthalt in Oesterreich.[1]

Aus dem Persischen übersetzt von

Karl Grafen v. Zaluski.

Um 6 Uhr Nachmittag kamen wir in Salzburg an. Der Bruder Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, Erzherzog Ludwig Victor, von Seiten Seiner Majestät des Kaisers zum Empfange angekommen, stand in der Eisenbahnhalle mit dem Grafen v. Crenneville, dem Mihmandar,[2] einem der Großen des Hofes des Kaisers, welcher bereits während der früheren Reise unser Mihmandar gewesen war. Auch andere Officiere waren zugegen. Eine Abtheilung Truppen stand in Reih und Glied aufgestellt und die Musik spielte. Wir gingen die ganze Truppenreihe ab. Der Prinz lud uns zum Abendessen für den nächsten Tag in seinem Hause ein, empfahl sich und fuhr nach seinem Landschlosse zurück. Wir begaben uns zu Wagen in den Regierungspalast, in welchem wir schon zur Zeit unserer ersten Reise gewohnt hatten. Von Paris nach Salzburg brauchten wir nahezu 28 Stunden; vier Stunden lang hielten die Wagen unterwegs still; 24 Stunden dauerte die Fahrt. In jeder Stunde legten wir 10 Fersеng, zusammen 240 Fersach[3] in 24 Stunden zurück. In Salzburg regnet es immerfort.

Donnerstag 3. Redscheb.[4] Heute blieben wir hier. Nach dem Frühstücke fuhren wir zu Wagen nach Helburun (Hellbrunn). Der Sipeh Salar-i-Aazem und Azud-el-Mulk[5] waren mit uns. In der Frühe gab es heftigen Regen; im Augenblicke der Abfahrt hörte er auf; aber das Wetter blieb sehr kalt. Wir fuhren längs des Ufers des Flusses Salzach, der durch die

[1] (Mit besonderer Autorisation Seiner Majestät des Schah veröffentlichen wir diese Aufzeichnungen. Wenn wir denselben hier einen Platz einräumen, so geschieht dies in der kaum ungerechtfertigten Voraussetzung, daß sie Zeugniß geben von dem Eindrucke, den Oesterreich und seine Hauptstadt auf das Gemüth eines Orientalen machen. Und um dieses Bild so unverfälscht als möglich wiederzugeben und ihm seine Ursprünglichkeit zu bewahren, haben wir in der von so eminent berufener Seite angefertigten Uebersetzung fast allenthalben die wortgetreue Wiedergabe der im Original beliebten Satzwendungen und Ausdrücke jenen unserem Sprachgebrauche sich accomodirenden Umschreibungen vorgezogen, die der Herr Uebersetzer beizufügen nirgends unterließ. Die Redaction.)

[2] Mihmandar, Gastempfänger.

[3] Fersang oder Fersach ist eine Wegstrecke von einer Stunde.

[4] Nach unserer Zeitrechnung der 4. Juli.

[5] Im Persischen wird der Buchstabe z weich ausgesprochen. Sipeh Salar-i-Aazem heißt Oberster Feldherr; Azud-el-Mulk ist ein Lekeb, das heißt Ehrentitel und bedeutet: Der Arm des Reiches.

Stadt fließt. Fürwahr, alle Schönheiten eines Flusses, Klarheit, Lieblichkeit und Strömung sind in diesem Flusse vereinigt. Seine Ufer sind grün und blumig; sein Bett ist sehr breit und tief und sein Wasser fließt so rasch, daß es keine Schiffe und dergleichen tragen mag. Einige eiserne Brücken sind über dem Flusse gebaut, um beide Seiten der Stadt zu verbinden. Die Schönheit dieses Flusses besteht darin, daß man überall mit der Hand das Wasser erreichen kann. Tiefen und Höhen hat er nicht. Er ist wie ein Bach, der durch einen Garten fließt. In den Jahren, wo die Stadt Aufschwung genommen, sind Gasthöfe und Schulen, sowie Landhäuser an den Ufern entstanden. Die Quelle dieses Flusses ist in den Bergen Tirols; seine Mündung in der Donau. Zwanzig Minuten brauchten wir bis Hellbrunn. Eine Anzahl Pischchedmet [1] waren am Steigbügel bereit. Wir gingen zu den Quellen und Gewässern. Nachdem die Wasserhähne abgedreht und die Wasserleitungen in Bewegung gesetzt worden, sprangen die Wasserstrahlen auf. Mehrere von unseren Begleitern wurden naß. Etwas, was wir bei der früheren Reise nicht gesehen hatten, ist Folgendes: An einer Quelle hat man einen steinernen Tisch errichtet und um diesen ziemlich großen Tisch steinerne Sitze. Der Hausherr, welcher sich auf einem anderen Stuhle niederläßt, bleibt an einer Tischecke allein. Vor ihm befinden sich die Wasserröhren. Sobald die Gäste und Anwesenden Platz genommen und Vesperkost und Thee verzehren, [2] setzt jener Mann, welcher allein von der Sache weiß, die Röhrenleitung in Bewegung und mit einem Male schnellt das Wasser mitten unter die Leute, die auf jenen Stühlen sitzen, aus letzteren selbst empor, so reichlich, daß sie Alle durchnäßt werden und die Flucht ergreifen. Es ist des Spasses halber. Alle Anlagen dieses Gartens haben ähnliche geheime Wasserkünste. Wiederum fiel strömender Regen. Vom Ausfluge nach Hause gekommen, stiegen wir um 5 Uhr Nachmittags in den Wagen und fuhren nach dem Schlosse des Erzherzogs Ludwig Victor, Bruder des Kaisers von Oesterreich, zum Diner. Der Sipeh Salar-i-Aazem, Azud-el-Mulk und der Adjutant Machsus, [3] sowie Emin-el-Mulk und Hadschi Scheich Mochsin Khan Muin-el-Mulk [4] waren mit. Das Schloß des Schahzade [5] liegt außerhalb der Stadt, ist eine Sommerresidenz und sehr alt, ein ehemaliger Besitz der Geistlichen, [6] welche in Salzburg Gouverneure und Staatsoberhäupter waren. Vor zehn Jahren schenkte der Kaiser seinem Bruder diesen Garten sammt dem Schlosse. Es heißt „Klesheim." Von unserem Palaste bis hieher war der Weg fast eine halbe Stunde lang und führte an reizenden und lieblichen Ortschaften vorbei. Dieses Schloß mit seinen Park- und Gartenanlagen bietet viel des Schönen. Am Treppengeländer sind, bei jeder Stufe, schlafende Steinböcke aus Stein gemeißelt. Die Hörner sind wirkliche Steinbockhörner. An der Spitze eines jeden Hornes ist ein vergoldeter Stern angebracht. Das Zeichen der Standarte und der Herrschaft jener Geistlichen, die im Alterthume hier die Macht besassen, waren Steinbockhörner gleichfalls mit vergoldeten Sternen

[1] Kammerherr, auch Kammerdiener.

[2] Im persischen Sprachgebrauche trinkt man nicht Thee, man ißt ihn.

[3] Besonderer Adjutant, Leibadjutant.

[4] Persischer Botschafter in Constantinopel.

[5] Königssohn, Prinz.

[6] Im Texte „Keschisch," Priester, Geistlicher, während Bischof „Mutrân" heißt.

an den Spitzen. In den unteren Schloßräumen sind die Zimmer und Säle zahlreich und alle ganz weiß. Der Prinz hat sehr altes Porcellan gesammelt, an den Zimmerwänden angebracht und dafür gesorgt, daß alles Porcellan von einer Farbe und diese Farbe veilchenblau sei, so daß die Teller aus altem Porcellan, Ispahaner Arbeit, sämmtlich aus der Zeit der Sefeviden waren. Alle Zimmervorhänge und Sopha- und Stuhlüberzüge sind Stoffe von der Farbe des Porcellans. Auch liebt der Prinz die Blumen und Pflanzen sehr. In seinen Gemächern gab es eine große Menge schöner und wohlriechender Blumen. Wir begaben uns nun in das obere Stockwerk zum Diner. Auch diese Räume sind weiß und mit veilchenblauem Porcellan an den Wänden geschmückt. Ein länglicher, kleiner Tisch war für 15 Personen gedeckt. Wir setzten uns. Die gepflückten Blumen auf der Tafel waren insgesammt von jener Gattung Feldblumen, welche auch in den Feldern Iran's in Fülle vorkommen, an Farbe Cichorienblumen und Veilchen gleich und mit dem Porcellan an den Wänden übereinstimmend. Chulasse.[1] Da vor vier Monden des Prinzen Vater gestorben war, spielte die Musik während der Tafel nicht auf. Ein vortreffliches Essen wurde gereicht. Nach dem Speisen gingen wir in die unteren Gemächer, blieben etwas sitzen und nahmen Erfrischungen ein. In den Wagen gestiegen, fuhren wir zum Concertsaale der Stadt, das ist zu einer Halle,[2] welche man in der Stadt erbaute, damit die Großen und Vornehmen sich zuweilen versammeln, auf Instrumenten musiciren, tanzen und singen können. Dahin hatten uns die Stadtbewohner eingeladen. Als wir die Stadtbrücke vorbei waren, stiegen wir in der Nähe des Gebäudes aus dem Wagen und schritten zu Fuß. Eine große Volksmenge füllte die Straße und Umgebung des Concertsaales. Die Hervorragenden unter den Stadtbeamten mit ihren Frauen und die Großen mit Frauen und Töchtern standen dort bereit. Einige Stufen hinangetreten, setzten wir uns auf einen Stuhl dem Saale gegenüber. Um denselben läuft oben eine Galerie. Dort saßen die Frauen und Töchter und sahen zu. An einer erhöhten Stelle des Saales befand sich eine Musikbande[3] und spielte. Nach Ablauf einer halben Stunde erhoben sich Männer und Frauen ihrer Ordnung und Sitte gemäß und beschäftigten sich mit Tanzen. Nachdem dies beendet, stellte der Stadtgouverneur die vornehmsten Frauen der Stadt uns vor, worauf wir in unsere Wohnung zurückkehrten.

Freitag 4. Wir müssen nach Wien reisen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang zur Fahrt fertig und bereit, spazierten wir indeß noch ein wenig, da eine halbe Stunde zur Abfahrtszeit fehlte, mit dem Sipeh Salar-i-Aazem, Azud-el-Mulk und den Uebrigen zu Fuß am Ufer des Flusses. Graf Crenneville, der Mihmandar, und andere Oesterreicher waren auch mit. Der Fluß ist wunderhübsch. Nachdem wir lange gewandelt, schritten wir den Kaiserin Elisabeth-Quai[4] hinab, der neu errichtet wurde und an welchem

[1] Eine Art Ausrufungswort, wie bei uns die Ausdrücke: Schließlich, endlich, kurz.

[2] „Talar," ein in der Regel nach der einen Seite hin offenes, erhöhtes Gemach; hier ist der Cursaal gemeint.

[3] Wörtlich „Musik handvoll."

[4] Eine Randglosse erklärt das Wort quai folgendermaßen: Dies ist ein Bauwerk aus Stein und Kalk, welches man an den Seiten der Flüsse aufführt, damit sie erstens ihr Bett nicht verlassen und zweitens, durch ihren Wasserüberfluß die Ufer nicht beschädigen.

sich der Gasthof „d'Autriche" befindet. Jenseits des Flusses, dem Hotel gegenüber, hat man auch eine Lehranstalt neu gebaut. Endlich kam die Abfahrtszeit;[1] wir stiegen in den Wagen und fuhren zum Bahnhofe.[2] Dort fanden wir eine Menge Musikanten, Soldaten und andere Leute. Wir musterten ein wenig die Truppenreihe. Des Kaisers Bruder verabschiedete sich. Er geht heute nach Ischl,[3] wozu man im Wagen vier Stunden braucht. Von jenem Orte wird viel Aufhebens gemacht, da er sehr freundlich ist und ein gutes Klima hat. Die Kaiserin und der Kronprinz von Oesterreich sind auch dort. Von Wien führt dorthin eine Eisenbahn in acht Stunden. Dr. Pollak, unser ehemaliger Leibarzt, war auch in Ischl und kam heute hier an, um seine Aufwartung zu machen. Er ist etwas mager geworden, hat aber die persische Sprache, obschon es 18 Jahre sind, daß er von Persien zurückgekommen, gar nicht vergessen. Schließlich setzte sich die Locomotive in Bewegung. Der Wagenzug ist ein besonderer Seiner Majestät des Kaisers. Er ist sehr schön. Alle Wagen[4] sind mit einander verbunden,[5] nahe an der Erde, von sanfter und sehr schneller Bewegung. In einer Stunde legt der Zug zehn Ferseng zurück. Die umständliche Beschreibung dieser Bahn habe ich in dem früheren Tagebuche über Europa[6] niedergelegt. In acht Stunden kamen wir auf demselben Wege in Wien an. Die Strecke ist nahezu 80 Ferseng lang. Anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang erreichten wir Kümmelbach-Ybbs auf halbem Wege. Von dieser Station, sobald man sie passirt hat, sieht man den Donaustrom, welcher zehn Ferseng weiter wieder verschwindet. Endlich fuhren wir in den Bahnhof ein. Seine Majestät der Kaiser, seine Militärsuite und andere Persönlichkeiten waren im Galaanzuge am Bahnhofe versammelt. Kaum ausgestiegen, reichten mir Seine Majestät der Kaiser in zuvorkommendster, liebenswürdigster und freundschaftlichster Art die Hand und hießen mich willkommen. Seine Majestät stellten die Angesehensten unter den Anwesenden vor. Nachdem wir die Truppenreihe bis zu Ende abgegangen, setzten wir uns mit dem Kaiser in einen offenen Wagen und fuhren nach dem Regierungspalaste. Wir gelangten dahin durch Straßen, welche von Männern und Frauen angefüllt waren. Alle grüßten freundlich und wir erwiderten die Grüße, bis wir zum Platze ankamen, der sich vor dem Palaste ausbreitet. Zu dessen beiden Seiten sind Statuen, das heißt große Reiterstandbilder, aus Erz gegossen. Das eine stellt[7] den Erzherzog Karl dar, der zur Zeit Napoleon des Ersten, des französischen Kaisers, Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres war und Krieg führte; das zweite den Prinzen Eugen von Savoyen, der in der Schlacht von Zentha in Ungarn den Türken eine Niederlage beibrachte zu Anfang des Jahres 1697 des Messias.[8] Endlich in das Einfahrtsthor des Palastes angelangt, stiegen wir aus. Wir schritten die

[1] „Die Zeit der Bewegung."
[2] Mit dem französischen Worte gare stets bezeichnet.
[3] Im Texte „Nischl."
[4] „Zimmer."
[5] „Haben einen Weg."
[6] „Frengistan," das Land der Ferengi.
[7] Im Persischen sagt man: Die eine Statue ist der Erzherzog.
[8] Das heißt christlicher Zeitrechnung.

Treppe hinan und traten in die Säle und Zimmer ein. Dieser Palast ist sehr groß und ausgedehnt und hat viele Zimmer und Säle. Er wurde von den alten Sultanen Oesterreichs erbaut und jeder Padischah fügte zum alten Baue einiges hinzu, so daß der Palast sehr lang und geräumig wurde. Sein Name ist: Palais de Bourg. Die Gemächer sind weiß und mit vergoldeten Holzstäbchen geschmückt und die Wände der Zimmer und Säle symmetrisch mit farbigen Stoffen überzogen. Die Plafonds und unteren Wände nebst einigen Ecken sind gleichfalls von weißer Farbe mit vergoldeten Stäbchen; Tische, Stühle und übrigen Einrichtungsstücke mit demselben Stoffe bedeckt, wie die Wände. Gemälde [1] gibt es nicht viele; dagegen zahlreiche Bilder aus färbigen Steinen, Florentiner Arbeit. Auch diese sind in Rahmen eingefaßt, welche an den Zimmerwänden angeheftet sind. Als Kunstwerk gibt es nichts besseres und hübscheres und macht den Eindruck von Edelsteinen Man hat viele Arbeiten dieser Art. Zuletzt nahm Seine Majestät der Kaiser wieder einige Vorstellungen vor, zeigte uns dann die Gemächer unserer Wohnung und zog sich in seine Appartements zurück. Die Wohnung Seiner Majestät des Kaisers befindet sich gleichfalls in diesem Palaste. Eine Minute später machten wir dem Kaiser unseren Besuch. Unzählige Säle und Zimmer durchschritten wir, bis wir die besonderen Gemächer Seiner Majestät erreichten. Der Kaiser kam uns entgegen. Nach der üblichen Begrüßung setzten wir uns. Der Sipeh Salar-i-Ezem war auch zugegen und setzte sich. Es wurde viel gesprochen. Nachdem wir uns erhoben, gingen wir in unsere eigene Wohnung zurück.

Sonnabend 5. Ich verließ nicht den Palast, wandelte in demselben nach dem Frühstücke, um mir Alles anzusehen, und besichtigte die Schatzkammer des Reiches. Graf von Crenneville, der Mihmandar, welcher zugleich Schatzmeister ist und dem gleichfalls alle Lustschlösser anvertraut sind, war bereit und machte den Wegweiser, und auch einige andere Personen, denen die einzelnen Juwelenkammern zugetheilt sind, harrten der Befehle. Einige Treppen tief, im unteren Gelasse des Palastes, befinden sich Schatzkammer und Museum. Wir durchschritten ein Zimmer nach dem anderen, in welchen alle Kostbarkeiten und dergl. hinter Glasscheiben sehr schön geordnet worden. Jedes Zimmer hatte eine besondere, mit einem Vorhängschlosse gesperrte Thür. Bei einzelnen Gegenständen, die ich genauer und aufmerksamer betrachten wollte, öffnete der Schatzmeister die (Glas-) Thür mit dem Schlüssel und wir besahen den Gegenstand aus nächster Nähe. Große Schätze sind hier vorhanden in Antiquitäten, wie z. B. an alten Münzen und Sachen und Geräthen aus Gold und Silber und dergl., und alterthümlichen Gefäßen, welche man unter der Erde und sonstwo gefunden, und Gegenständen aus Jaspis, Bechern aus einem Metallsteine, der schöner und kostbarer als Jaspis und Farbe für Farbe wahrhaftig den Edelsteinen vergleichbar. Sogar ein Derwischbecher ließ sich blicken. Weiter sah ich ein großes Tintenfaß aus einem Stücke Smaragd, fürwahr ein kostbar Ding, und unter den Reichsjuwelen, die man in der Mitte eines kleinen Gemaches aufbewahrt, auf einem großen Tische

[1] „Malerei-Vorhänge," am genauesten durch Leinwandbilder zu übersetzen.

mit einer Spiegeleinfassung, mittendrin gleichsam eine aus Sammt gemachte Apfelsine, an welcher die Edelsteine ringsum eingesetzt erscheinen. Von Außen ist eine Drehvorrichtung; wird diese angewandt, so bewegen sich jene Edelsteine im Kreise und lassen sich schön ansehen. Große Perlen für „Tesbih,“ [1] schöne Diamanten, herrliche Rubine, Smaragde von hohem Werthe waren dort, wenn auch nicht in großer Menge, so doch alle sorgsamst auserwählt und in seltener Vollkommenheit zu sehen. Als Hauptzier eines Juwelenschmuckes glänzte ein Bruchstück eines großen Demanten von gelber Farbe, einen Pfeil darstellend. Dieser Demant ist geschichtlich und seine Geschichte folgende: Sein Gewicht beträgt 133½ Karat; indisch ist sein Schliff; er gehörte anfänglich Karl dem Kühnen, dem Padischah des fränkischen Burgund. In der Schlacht von Murat [2] im Jahre 1476 des Messias verlor der Herzog diesen Demanten. Man sagt, ein Bauer habe ihn gefunden und für Einen Kran [3] verkauft, bis er von Hand zu Hand in den Besitz der Mediceer-Familie in Florenz gelangte und von ihr zu Maria Theresien, der Königin von Oesterreich, welche ihn an ihre Herrscherkrone setzte. Werthvolle Gegenstände gab es noch zu sehen. In einer dieser Kammern ist eine große Versammlungsuhr, welche der Fürst [4] von Hessen Maria Theresien, der österreichischen Königin und Franz I., Maria Theresien's Gemale, schenkte. Eine sehr schöne Kunstfertigkeit ward bei der Verfertigung dieser Uhr angewandt. Zieht man sie auf, so treten langsamen Schrittes von der einen Seite Maria Theresia im königlichen Gewande hervor, mit zwei Dienern, welche die Königskrone tragen, und von der anderen Seite Franz I., der Königin Gemal, mit einem Diener, welcher gleichfalls eine Krone in den Händen hat. Allmälig kommen ihre Pferde einander nahe. Sodann steigt auf ihre Häupter der Teufel herab, um sie unglücklich zu machen. Ein Engel von oben herunterschwebend, tödtet mit seinem Schwerte den Teufel, schleudert ihn weit weg und entfernt sich selbst. Hierauf erscheint ein anderer Engel; er hält ein Schreibrohr (Feder) in der Hand und schreibt mit großer Schrift: „Maria Theresia und Franz sollen leben.“ Bald ist er entschwunden und auch die Schrift den Augen entrückt. Die Diener, nachdem sie sich auf der Erde niedergekniet, reichen die Kronen; zwei andere Engel erscheinen und setzen Kronen aus Blättern des Lorbeer- und Oelbaumes auf die Häupter der Königin und ihres Gemals. Als sich diese entfernt, stehen die Diener auf und entschwinden gleichfalls dem Blicke. Es ist sehr schön gemacht. Mehr als hundert Jahre sind es, daß sie dieses Kunstwerk gemacht haben. Um 5 Uhr Nachmittags kamen Seine Majestät der Kaiser an. Zusammen begaben wir uns zum großen Saale, wo man den Eßtisch angerichtet hatte. Zu meiner Linken setzte sich Seine Majestät der Kaiser und zu meiner Rechten der Prinz Erzherzog Johann von Sachsen, [5] Sohn eines Onkels Seiner Majestät des Kaisers und selbst Officier in der Armee. Nach ihm der Prinz von Weimar, [6] aus königlichem Hause und

[1] „Gebetschnüre,“ auch zur Deutung der Zukunft oder zum bloßen Tändeln dienend.
[2] Statt: Murten.
[3] Persische Silbermünze im beiläufigen Werthe eines Franc.
[4] Soll Kurfürst heißen.
[5] Hier ist der Erzherzog Johann Salvator von Toscana gemeint.
[6] Prinz Gustav von Sachsen-Weimar.

neben[1] dem Kaiser der Prinz von Braunschweig.[2] Weiter der Erzherzog Leopold, Sohn eines anderen Onkels Seiner Majestät des Kaisers. Außerdem waren alle Minister[3] des Hofes, worunter die Minister des Krieges, des Innern, der Finanzen und der Wissenschaften, sowie der Stellvertreter[4] des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und Andere mehrere zugegen. Der Sipeh Salar-i-Enzem und Mirsa Melkem Chan, Nazim-el-Mulk,[5] außerordentlicher Gesandter in London, der, kürzlich Geschäfte halber aus Berlin angekommen, dorthin wieder zurückgekehrt, sowie Hadschi Mohsin Chan-i-Muin-el-Mulk,[6] dann Azud-el-Mulk und Andere aus meinem Gefolge und Hofstaate nahmen Platz an dem Tische, im Ganzen wohl an hundert Personen. Das Diner wurde vortrefflich servirt. Hakim-el-Mamalik (der Hofarzt) stand hinter meinem Haupte zur Dienstleistung. Nach der Tafel gingen wir in ein anderes Gemach und nahmen alle Sorbete, wobei sich die Gäste miteinander einzeln unterhielten. Ich und Seine Majestät der Kaiser sprachen bald mit Diesem, bald mit Jenem, bis wir zuletzt mit Seiner Majestät dem Kaiser in dessen Wohnung uns begaben. Bald kehrte Er zurück und wir fuhren zu Wagen in das Schauspielhaus (die Oper). Dieses Theater ließ Seine Majestät der Kaiser vor zehn Jahren bauen. Es ist ein sehr freundliches, schönes und großes Theater. Obschon es in dieser Jahreszeit des heißen Wetters wegen in der Regel geschlossen bleibt, so hat dennoch Seine Majestät der Kaiser für einen Abend tausend Toman aus Eigenem gespendet lediglich mir zu Ehren und man hielt das Theatervolk zurück, damit ich eine Vorstellung sehe. Die Räume waren gedrängt voll. Ballet- und Tanzvorstellungen waren sehr schön und die Leistungen erstaunlich. Es war vorzüglich und sehenswerth. Die Tanzenden, sämmtlich Frauen und Mädchen in zierlichen und prächtigen Gewanden, führten in größerer Zahl ihre Reigen auf. Die Musikinstrumente dieses Theaters zeichneten sich durch liebliche Klänge aus. Der Sipeh Salar-i-Enzem, Azud-el-Mulk und mein Gefolge waren zugegen. Nach beendeter Vorstellung standen wir auf und gingen nach Haus. Das Wetter ist in Wien sehr gut und schön und kalt. Unmittelbar vor unserem Schlosse dehnt sich ein Platz aus, wo jene zwei Standbilder aus Erz, von denen wir früher geschrieben, errichtet worden und wo es auch schöne Gartenanlagen mit grünem Rasen und Blumen und auch ein niederes Thor gibt. Der Platz ist viereckig und länglich. Die Gittereinfassung hat eine Thür und Wache, und zu beiden Seiten des Platzes befindet sich ganz zu Ende je ein Garten mit Alleen. Nachmittags und Abends wird dort Musik gemacht. Ringsum ist ein Eisengitter, so daß der Garten selbst noch zum Platze vor dem Palaste gehört und es dem öffentlichen Volke gestattet ist, durch das Thor einzutreten und in den Früh- und Nachmittagsstunden in diesem Garten zu lustwandeln. In den Nachmittägen, wo alle Frauen und Kinder und dergl. spazieren kommen und die

[1] „Tiefer unter der Hand des Kaisers."

[2] Herzog Wilhelm von Braunschweig.

[3] „Viziere."

[4] „Naib."

[5] Ein Titel (Lekeb), welcher bedeutet: Jener, der Ordnung schafft in den Staatsangelegenheiten.

[6] „Helfer des Reiches."

Hunde und Schoßhündchen der Spazierenden am Grase herumlaufen und spielen, gibt es da genug zu sehen.[1]

Sonntag 6. des Morgens, nach dem Frühstücke, fertigte im oberen Stockwerke des Palastes derselbe Photograph, welcher während der früheren Reise unsere Photographie in Wien bereits aufgenommen hatte, einige unserer Bildnisse wieder an.[2] Dann stiegen wir in den Wagen und fuhren zum Belvedere-Schlosse, einem der Gebäude des Prinzen Eugen von Savoyen. Es war ein weiter Weg. Dort angelangt und aus dem Wagen gestiegen, gingen wir hinauf. Der Palast ist alt, von alterthümlicher Bauart und zwei Stockwerken. Gemälde, Werke alter und neuer Maler, von jeder Art und Gattung, sind dort sehr schön ausgestellt und an den Wänden befestigt. Es sind herrliche Leinwandbilder. Ein öffentlicher Garten dehnt sich zu beiden Seiten dieses Palastes aus. Nach der einen sieht man eine Fontaine und einen großen Teich; nach der anderen ebenfalls einen Wasserbecken und Brunnen. Mit seinen reizenden, grünen und blumenreichen Gärten erhebt sich der Palast auf einer mäßigen Anhöhe und gewährt eine sehr schöne Aussicht auf die Stadt zu seinen Füssen und jene Gärten und Gärtchen. Auf dem Rückwege wandelten wir zu Fuß durch den abschüssigen Garten vor dem Schlosse. Eine überaus große Menschenmenge, Frauen, Männer und Kinder, hatte sich beim Gebäude am unteren Ende des Gartens versammelt. Dort befindet sich ein Museum, ein Sammlungsort für alte Gegenstände, Steine und Gräber, egyptische und griechische, und verschiedenes anderes hergebrachtes Geräth und Rüstzeug. Wir traten in das Museum ein, dessen Director schon bereit war. Er zeigte uns Alles umständlich. Auch von alten Waffen war viel da. Prinz Eugen von Savoyen ist ebenfalls der Erbauer dieses Gebäudes. Aber gegenwärtig ist man in Wien mit dem Baue zweier sehr hohen und schönen Museumspaläste beschäftigt, die in zwei Jahren vollendet sein werden. Man beabsichtigt, alle Bilder des Belvederes und die Sammlungen dieses Museums, sowie anderer Orte, Alles, was da ist, in die neuen Museen, sobald sie vollendet, zu schaffen und dort planmäßig aufzustellen. Zum Schlusse. In den Wagen gestiegen, begaben wir uns nach dem früheren Ausstellungsplatze, der jetzt ein öffentlicher Spazierort ist, ähnlich dem Bois de Boulogne in Paris. Das Menschengedränge und Gewoge war geringer. Jene Volksmenge und Massenbewegung, wie man sie in Paris sieht, findet man weder hier noch anderwärts wieder. Nach einem kurzen Spaziergange nach Hause zurückgekehrt, besuchten wir des Abends abermals das Theater. Auch an diesem Tage gab es ein recht sehenswerthes Schauspiel.

Montag 7. des Morgens kamen Dr. Tholozan, Nefer-Aga[3] und Neriman Chan von Paris an. Dr. Tholozan wurde vorgelassen und nach dem Frühstücke wurden einzelne Personen empfangen. Zuerst Graf Zaluski, der unlängst mit der Stelle eines bevollmächtigten Ministers betraut und zum ständigen Aufenthalte am Hofe zu Teheran von Seite der österreichischen Regierung bestimmt worden war. Er überreichte uns das Beglaubi-

[1] „Ist das Sehen nicht leer."
[2] Im Persischen: „Entwarf einige Gläser unseres Verkehrtbildes."
[3] Persischer Gesandter.

gungsschreiben Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich im eigenen Palaste des Kaisers. Auch dieses ist ein erstaunliches geschichtliches Ereigniß, das noch nie dagewesen. Nach ihm Baron Orczy, besonderer (geheimer) Rath des Kaisers und Kaimakam (Leiter) des österreichischen auswärtigen Amtes. Nach ihm Graf Bylandt, Kriegsminister. Von Waffen und dergl. ward viel gesprochen. Nach ihm Baron Hofmann, Finanzminister. Nach ihm Herr Nowikow, ständiger russischer Botschafter in Wien. Dann Graf Bellegarde, der Räis (Vorstand) einer großen Bank. Er erschien einer Unterredung über Eisenbahnen halber. Man sprach hin und wieder. Das Kommen und Gehen von allen diesen zog sich sehr in die Länge. Nach kurzer Erholung stiegen wir in den Wagen und fuhren ins Bad. Es war ein langer Weg. Das Bad ist sehr schön, aber etwas alt. Vom Bade fuhren wir in unsere Wohnung zurück. Der Name der Kuppel, welche von der früheren Ausstellung übrig geblieben und nicht zerstört worden, ist la Rotonde; jener des Ortes und Stadtviertels der früheren Ausstellung, jetzt ein öffentlicher Spaziergarten, ist Prater.

Dinstag 8. des Morgens, nach dem Frühstücke, erschien in unserer Gegenwart der Prinz von Oldenburg, ein deutscher Fürstensohn und Verwandter des russischen Kaisers. Er will nach den Vichy-Wässern gehen. Hierauf begaben wir uns in's Arsenal, das heißt das Haus der Munitionen und Kanonen. Von unserer Wohnung bis dorthin war der Weg sehr lang. Regen kam auch dazu. Das Arsenal ist von Gräben und Erdwällen umgeben und hat ein Thor. Doch liegt es noch innerhalb der Stadt. Es gehört zu den vom jetzigen Kaiser errichteten Bauwerken und ist ein sehr hohes und stattliches Gebäude. In der Mitte, und zwar im zweiten Stocke, befindet sich ein Saal, mit kuppelartiger, hoher und runder Decke. Bis zu ihm führt eine prächtige steinerne Treppe. Hier sieht man Säulen aus färbigem Marmor. Wände und alles Uebrige ist aus Stein, sehr schön und mit Zierathen bedeckt, so daß die Steinmetz- und Baumeisterarbeit gleich ausgezeichnet ist. Muster von alten und neuen Geschützen finden sich in diesen Räumen zusammengestellt. Fahnen, in den vorigen Kriegen aus Italien, Preußen, der Türkei und anderen Ländern gebracht, schmücken die Ecken und sonstigen Stellen des Saales. Zu dessen beiden Seiten sind lange Vorhallen, wo man, in Brettergestellen, die Soldatengewehre in symmetrischer Ordnung aneinandergereiht hat und worunter auch viele Gewehre des letzten erfundenen Systemes, das man Werndlsystem nennt, sich befinden. Eine Kanone von Gußeisen, von großem Kaliber, sah ich dort, vor 206 Jahren in Japan erzeugt und von hinten zu laden, ganz ähnlich und gleich den Geschützen neuester Erfindung in Europa. Es ist klar, daß diese Erfindung die Gedanken und Forschungen der Menschen seit langem beschäftigte. Nichts Neues gibt es. Wir gingen zum dritten Stocke hinauf. Hier sind Kanonenkugeln und Munitionen auf Brettergestellen angehäuft. Alle Kanonen sind neuerer Erfindung; aber die Geschützrohre waren nicht da und man sagte uns, sie wären an einem anderen Orte aufbewahrt. Doch haben wir jenen Ort nicht gesehen. Pferderüstungen für Kanonenbespannung gab es auch viele. Der Mann, welcher die neuen Kanonen für Oesterreich erfunden hat, heißt Uchatius und ist General. Er stellte sich in Person vor. Unter seinem

Namen sind alle diese Kanonen bekannt und nach ihm sind sie auch benannt. General Baron Tiller, der Vorstand aller Kanonengießereien Oesterreichs, erschien gleichfalls persönlich und erklärte die Bestimmung der Räume und Gegenstände. Er sprach das Osmanisch-Türkische. Zu beiden Seiten des großen, mittleren Saales, welcher gewölbt ist, sind große und lange Vorhallen, die als Museen für altes Rüstzeug dienen. Jede Gattung und jede Unterart und jeder einzelne Gegenstand ist mit einer Nummer bezeichnet, welche sich auf besondere, in einem eigenen Buche abgedruckte Angaben bezieht. Jeder Gegenstand, über welchen wir eine Frage stellten, fand sich im Buche verzeichnet, das Graf Crenneville in der Hand hielt, während er uns Aufklärungen gab. Aus diesen Museen kommt man zuletzt zu langen Vorsälen, in denen andere Gegenstände und Soldatengewehre aufgestellt sind. Auch über diesen Räumen dehnt sich ein höheres Stockwerk aus; da aber die Zeit, um welche wir nach der Orientalischen Akademie sollten, vorüber war, gingen wir nicht weiter, sondern hinunter und fuhren zu den Fabriken, wo die Kanonen gegossen und gebohrt und auch Gewehrläufe erzeugt werden, sehr ausgedehnte und mit Werkstätten und Dampfvorrichtungen reichlich ausgestattete Räume. Die Arbeiter jedoch waren, mit geringen Ausnahmen, nicht beschäftigt. Der Vorstand des Zeughauses sagte, die Arbeiter hätten gerade noch Ferien und verrichteten keine Arbeit. Von dort begaben wir uns in die Orientalische Schule. Es war ein langer Weg; doch liegt die Schule mitten in der Stadt. Es regnet fortwährend. Der Sipeh Salar-i-Aazem und die übrigen Alle standen zu Diensten. Wir erreichten die Akademie. Das Zimmer war klein. Dreißig Personen, Zöglinge, gibt es, welche hier unterrichtet werden in der arabischen, persischen, türkisch-osmanischen, französischen und griechischen Sprache und für jede Sprache gibt es einen eigenen Lehrer. Wir setzten uns nieder. Zuerst trat ein deutscher Zögling vor und hielt in persischer Mundart eine Lobrede, worauf er einige Verse Poesie von Kemal Ismail vortrug. Dann lasen die Zöglinge aus Schäch Seedi's Buche Gulistan. Sie lasen gut. Nachher wurden sie geprüft im Arabischen, Türkischen u. s. w. Director der Anstalt ist Monsieur Barb, der selbst vortrefflich persisch spricht. Sodann fuhren wir nach Hause. Es war anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang. Um sechs Uhr Nachmittag müssen wir nach dem Schlosse Schönbrunn, wegen Einladung zum Diner bei Seiner Majestät dem Kaiser. Schon waren wir zur Abfahrt bereit, als Emin-i-Husur's [1] Ankunft dazwischen kam und er sich vorstellte. Wir freuten uns. Man unterhielt sich mit Gesprächen. Der Reisende kam vom Astrachaner See [2] über Moskau und Warschau an und hatte am Meere einen Sturm mit starkem Schneegestöber zu überstehen. Teheran hatte er vor Einem Monate verlassen. Darauf fuhren wir nach Schönbrunn. Der Sipeh Salar-i-Ensem und Asud-el-Mulk nebst einigen Kammerherren waren im Dienste. Von der Nähe unseres Palastes bis nahe zum Schönbrunner Schlosse, der mehr als einen halben Ferseng entfernt ist, standen zwei Reihen schaulustiger Frauen und Männer. Der Palast von Schönbrunn liegt auf einer Anhöhe, die wir mälig erklommen; er ist zwar

[1] Ein Kammerherr, dessen Titel: „Vertrauter des Antlitzes" ist.
[2] Kaspischen Meere.

am Ende der Stadt, gehört aber noch zu derselben. Die Garten und Paläste von Schönbrunn hier zu loben, ist überflüssig, da wir dies schon in unserem ersten Europa-Tagebuche gethan haben. In der Nähe von Schönbrunn war die Allee vom Regen etwas kothig. An der unteren Stufe der Palaststiege, an der wir ankamen, empfing uns Seine Majestät der Kaiser. Rasch stiegen wir aus dem Wagen und gingen zusammen (die Treppe) hinauf. In den Gemächern machten wir die Bekanntschaft des Erzherzogs Wilhelm, Chefs des Artilleriewesens. Dieser Prinz ist ein Sohn des Erzherzogs Karl, des ehemaligen Feldherrn aus den Zeiten Franz I., eines Zeitgenossen Napoleons I., mit welchem er viele Kriege führte; sein älterer Bruder, der jetzige Feldherr, ist der Erzherzog Albrecht, welcher augenblicklich in Paris abwesend ist. Wir gingen zu Tisch. Die Gesellschaft war zahlreich, die Unterhaltung lebhaft. Nach der Tafel verweilten wir ein wenig in einem anderen Saale, wo gleichfalls viele Leute waren und einige unter den österreichischen Generalen vorgestellt wurden. Auch wir stellten Nazar-Aga, den ständigen Gesandten in Paris, und Dr. Tholozan Seiner Majestät dem Kaiser vor. Sodann in den Wagen gestiegen, fuhren wir nach Hause, das ist zuerst zum Volksgarten, einem Garten neben dem Palaste und mit demselben zusammenhängend, wo wir erwartet wurden. Eine dichte Schaar Frauen und Männer trafen wir dort an. Es wurde schön Musik gespielt. Auch dort ist ein hübsches Gebäude, das als Kaffeehaus dient und wo man Gefrornes verabreicht. Die Alleen und Blumenbeete entlang spazierten wir lange. Dann in den Wagen gestiegen, fuhren wir in das Theater. Sipeh Salar-i-Aazem und die Anderen kamen mit. Die Spiele und Tänze wurden schön ausgeführt. Nach ihrem Ende kehrten wir in unsere Wohnung zurück.

Mittwoch 9. In der Frühe fuhren wir mittelst Eisenbahn nach dem Schlosse Laxenburg, das während unserer ersten Europa-Reise uns zum Aufenthalte gedient hatte. Wir kamen dort in dreiviertel Stunden an. In den Feldern erntete man das Getreide. Ungeachtet die Frühlingszeit vorüber und es bereits Mitte Sommer war, sah man dennoch zu beiden Seiten des Weges Wiesen und Blumen und Grünes in Menge. Schließlich frühstückten wir in denselben Gemächern, die wir einstens bewohnt hatten. Ueberaus innig dankten wir Gott, daß wir nach fünf Jahren wohlbehalten dieses Schloß und seinen Garten wiederbetreten konnten. Die Kammerdiener standen am Wagentritte bereit. Wir stiegen daher nach dem Frühstücke in die Kutsche,[1] um im Garten und seiner Umgebung etwas herumzufahren. Dann setzten wir uns in den Kahn und befuhren eine Weile auch den kleinen See zum Vergnügen im Kreise. Hierauf aus dem Kahn gestiegen, durchwanderten wir die Marianneninsel. Ein Pavillon, reizend gebaut, erhebt sich im Mittelpunkte der Insel und die Bilder Mariannens und des Kaisers Ferdinand I., auf Vorhängen gezogen, sind an den Wänden des Pavillons angebracht. Denn dieses Gebäude hat Kaiser Ferdinand für seine Gemalin, welche Marianne wäre, errichtet. Dieser ist der Onkel des jetzigen Kaisers. Nach zwölfjähriger Herrschaft dankte er ab und übertrug die Regierung dem Vater des gegenwärtigen Kaisers. Da dieser auch nicht

[1] Ein Wagen heißt im Persischen Kaleskie, was vom russischen und polnischen colaska, gleichbedeutend mit calèche, wohl herzuleiten ist.

gewollt, so fiel die Kaiserkrone seinem Sohne, dem regierenden Kaiser, zu. Noch vor zwei Jahren war Kaiser Ferdinand am Leben und bewohnte die Stadt Prag, eine der Städte Oesterreichs, wo er auch starb. Er besaß große persönliche Reichthümer, die er sämmtlich dem jetzigen Kaiser schenkte. Marianne, deren Namen dieser Palast trägt, ist noch am Leben in der Stadt Prag und zählt 75 Jahre. Sie stammt von den Königssöhnen des italienischen Sardiniens. Wir kehrten um, bestiegen wieder das Boot und gelangten zum alten Schlosse Franzensburg, welches unter dem Namen Ritterschloß bekannt ist. Die umständliche Beschreibung dieses Schlosses, das an die Schlösser und Erzählungen von Tausend Nächte gemahnt, boten wir im Tagebuche der früheren Reise; es ist daher nicht nöthig, darauf zurückzukommen. Dieselben unteren und oberen Stockwerke durchschritten wir, kamen von letzteren wieder herunter, stiegen in den Kahn (Kaik) und fuhren über den See. Frauen und Männer aller Art waren (uns) zu sehen gekommen. Aus dem See (ans Land) getreten und in den Wagen gestiegen, näherten wir uns dem (Wohn-) Schlosse wieder und spazierten ein wenig zu Fuß mitten unter den Wiesen und Gärten, um sodann die Gewächshäuser zu besichtigen, in denen man Blumen zieht. Ich kannte sie schon von der früheren Reise her. Nachdem wir die Räume durchwandelt und Alles gesehen, gingen wir noch einmal in das Schloß hinauf. Stühle und Tische und Zimmereinrichtungsstücke und dergl. sind noch immer ganz dieselben, wie ich sie vor fünf Jahren gesehen. Es wurde keine Aenderung gemacht. Nur legte man sehr schöne Blumenbeete in den Wiesen um das Schloß an. Nach dem Gebete und der Jause gingen wir hinunter, erreichten die Eisenbahn und bald auch unsere Wohnung. Wir verabschiedeten den Mucheggig,[1] damit er mit vielen Photographien nach Teheran vorausreise, seine Vorbereitungen treffe und morgen Früh aufbreche.

Donnerstag 10. Wir sollen zu Schiffe im Donaustrome eine Fahrt machen und muß das Frühstück auch im Schiffe verzehrt werden. Mucheggig erschien vor uns, wurde entlassen und reiset ohne Aufenthalt nach Teheran.[2] Dann besuchte uns der Bruder des Kaisers, der von seinem Sommerschlosse mit seinen Söhnen und kleinen Kindern uns zu sehen gekommen war. Wir setzten uns ein wenig mit ihnen. Die Söhne und Kinderchen des Prinzen setzten sich ebenfalls auf Stühlen. Sipeh Salar-i-Aazem war zugegen. Der Prinz ist 44 Jahre alt, um vier Jahre jünger als Seine Majestät der Kaiser. Von starkem Körperbau, hat er einen sehr schönen Bart. Sein Name ist Prinz Charles Louis.[3] Sein großer (erstgeborener) Sohn, der 15 Jahre alt ist, heißt François; der zweite Sohn, Eugène, zählt 13 Jahre; der dritte, Ferdinand, acht Jahre; des Prinzen Tochter, Marguerite, ist zehn bis elf Jahre alt. Nachdem der Prinz aufgestanden und um die Erlaubniß gebeten hatte, auch die übrigen Personen seines Gefolges, die draußen geblieben, vortreten zu lassen und uns vorzustellen, nahm er Abschied und entfernte sich. Auch wir machten uns auf. Ein vor einiger Zeit für uns eigens bestellter Wagen, zu dessen Anfertigung der Schatzmeister des Reiches

[1] Titel eines Würdenträgers, des Hofphotographen des Schah.
[2] „Und reiste nach Teheran, bis er dort ankommt."
[3] Alle Eigennamen sind im Texte französisch, was in der Uebersetzung nicht immer beibehalten wurde.

den Auftrag gegeben hatte, sowie eine „Droschke,“ die gleichfalls nach Teheran abzugehen hat, sind fertig geworden und werden vorgeführt. Wir steigen ein. Die Wagen sind sehr schön und mit besonderen Pferden des Kaisers bespannt. Wir fuhren[1] mit Hofkutschern in gelben Livréen mitten durch die Stadt. Einige große und hohe Gebäude waren zu sehen, welche man soeben errichtet, das heißt deren Bau man bis zur Decke und dem Dache geführt hatte. Wir frugen, was dies für ein Gebäude wäre. Man sagte uns, es sei die Börse, das ist das Wechselhaus, wo die Geldwechsler und Kaufleute zusammentreffen, Geldgeschäfte und Wechseleintausch[2] treiben und über das Fallen und Steigen der Geldwerthe und Wechsel debattiren.[3] Wir kamen zur Lippe (Ufer) des Stromes, welcher einen Donauarm[4] bildet, den man durch die Stadt führte. Ein schönes Dampfschiff war bereit. Eine bretterne Landungsbrücke war errichtet worden. Schaaren von Frauen und Männern umdrängten den Landungsplatz. Wir begaben uns zu Fuß in die Mitte des Schiffes. Asud-el-Mulk, Adschutani Mechsus und die Anderen alle kamen mit. Das Wetter war umwölkt und kalt, es fiel selbst etwas Regen. Wir standen am Schiffsverdecke. Das Fahrzeug nahm seinen Curs stromaufwärts und fuhr äußerst langsam. Zu beiden Seiten waren die Flußufer von Menschengewühle bedeckt. Wir passirten mehrere sehenswerthe Eisenbrücken, welche den Uebergang der Dampfwagen vermitteln. Einige Eisenbahnzüge fuhren gerade hinüber. Diese vom Westen und Norden gezogenen Eisenbahnlinien kommen von Rußland her und aus dem Königreiche Böhmen und Mähren, das zu Oesterreich gehört. Nach längerer Fahrt gelangten wir zur großen Donaumündung, dort, wo man den Stromarm herausgeschnitten und in die Stadt hinabgeführt hat. Hier sieht man eine Schleußenvorrichtung, aus eisernen Thüren und dergl. sehr stark zusammengefügt. Zur Winterszeit, wenn die Donau gefriert, und zu Anfang des Frühlings, wenn sie Treibeis führt, sperrt man jene Schleuße, damit Eisschollen und hohe Fluthen nicht in die Stadt hinabgelangen. Jetzt aber war die Schleuße nicht zu. Man sperrt sie, so oft man will. Auch einige Dampfbaggerschiffe, wie ich solche im Seineflusse zu Paris gesehen und welche das Strombett von Steinen und Lehmanhäufungen wegen besserer Schiffbarkeit reinigen, waren hier in voller Arbeit begriffen. Ueber jene Schleuße führt eine Eisenbrücke, von Dampfwagen befahren. Wir schifften in die große Donau ein. Jetzt bewegte sich das Fahrzeug in der Richtung der Wasserströmung abwärts. Wir streiften die äußersten Stadtansiedlungen. Zu beiden Seiten sah man gar hübsche Anlagen und Gebäude und viele Mühlen am Wasserrande. Letztere sind nun derart eingerichtet, daß ihre Kammern, in denen das Getreide gemahlen wird, in den Fluß hineinragen, die Mahlwerkzeuge aber an einem kleinem Schiff im Wasser angebracht erscheinen, so zwar, daß ein großes, im Schiffe befindliches und mit weiten Flügeln versehenes Rad, an letzteren durch die Strömung erfaßt, in kreisförmige Bewegung geräth. Drinnen, in der Mühle, verlängert sich der Kopf des Rades (Axe),

[1] „Trieben,“ entsprechend dem englischen we drove.
[2] „Haben und Nehmen von Geldwechseln.“
[3] „Sprach und Sprich zeigen.“
[4] „Gebirgspfad der Donau.“

der mit dem Mühlsteine oder irgend einer anderen Vorrichtung in Verbindung und Zusammenhang steht, wodurch jener Stein und alles Uebrige zugleich mit den Bewegungen des Rades im Kreise gedreht und das Getreide zu Mehl wird. Mühlen dieser Art waren an den Flußufern in großer Zahl zu sehen. Am äußersten Stadtende ergießt sich derselbe kleine Wasserarm, der vom oberen Theile der Donau abgelenkt und durch die Stadt geführt wird, in doppelter Mündung in die Donau. Der Raum zwischen der großen Donau und ihrem Stadtcanale bildet einen Hügel und eine längliche Erdzunge, gleichsam eine gestreckte Insel, reizend gemacht durch viele Blumen und üppiges Grün. Hier angelangt, wollte man schon die Rückfahrt antreten. Wir sagten, man möchte doch noch etwas stromabwärts weiter fahren. In diesem großen Strome verkehren große Dampfschiffe; doch können die großen Schiffe nicht in den die Stadt durchfließenden Nebenarm hinein. Das zur Befahrung des Stadtcanales geeignete Fahrzeug muß die Verhältnisse des von uns bestiegenen haben, das heißt von geringem Tiefgange, lang und leicht sein. Schließlich hatten wir die Stadtanlagen weit hinter uns. Wir fuhren, bis wir von den Ansiedlungen der Stadt gänzlich entfernt waren und dort das Ufer des Stromes völlig ein Wald ist, und seine Erde Wiese mit Blumengattungen und Bäumen. Der ganze Wald besteht aus den Weiden ähnlichen Bäumen; sehr hoch sind sie auch nicht, so daß sie den Zwischenraum des Waldes dunkel machten; und die Blätter der Bäume waren derart grün, als ob gleichsam die Blätter eines nach dem anderen gewaschen worden wären. Hier nun traf ich eine Welt des Schweigens an, wo ich keinen Laut, außer der Stimme kleiner, schön singender Vögel vernahm, welche im Walde zwitschernd herumflatterten, und etwa noch in den Lüften den Flügelschlag einiger schwarzen Gänse und etlicher Jagdvögel, wie Habichte und dergl., manchmal wohl auch das Schwirren des Dampfes aus dem Schiffskessel. Hätte es von mir abgehangen, wäre ich gar nicht gerne nach der Stadt zurückgekehrt und vielmehr weit lieber auf diese Weise nach Budapest, dem Fuße des Thrones Madscharistans,[1] hinabgefahren. Versenkt in dieser Welt der schweifenden Gedanken und schweigenden Lüfte, hörte ich plötzlich Mehdi-Guli-Chan sagen: Graf Crenneville, der Mihmandar, und der Director des Schiffes tragen vor, daß wir uns von der Stadt bedeutend entfernt und im Zurückfahren, da es gegen die Wasserströmung geht, für jeden Ferseng zwei Stunden mehr brauchen werden. Unverzüglich wurde der Befehl zur Rückkehr ertheilt und mit Bedauern traten wir dieselbe an. An dieser Stelle mißt die Breite des Stromes mehr als vierhundert Ellen und das Wasser fließt sehr ruhig und schwerfällig. Die Tiefe des Flußes ist auch sehr bedeutend. Die Strecke zwischen dem Ausflusse und der Mündung des Donaustadtcanales[2] ist am Hauptstrome fünfmal überbrückt. Eiserne, sehr, sehr große und sehenswürdige Brücken dienen zur Ueberfahrt der Dampfzüge und die Länge jeder Brücke, die sich über den Fluß und den Moor und das Ueberschwemmungsgebiet hinstreckt, beträgt mehr als tausend Ellen. Es ist nachgerade wunderbar, daß man zum Auf-

[1] Umschreibung für „Hauptstadt Ungarn's.“ Madscharistan von Maghar.

[2] „Vom Anfange des Donauarmes, der durch die Stadt fließt, bis zum Ende, wo er wieder in den großen Strom einfließt.“

stellen einer jeden Brücke zwei steinerne Pfeiler, sehr hübsch und zierlich, in den Strom versenkt und über demselben hoch aufgerichtet, die so lange und breite Brücke, aber auf diese scheinbar so leichte, zarte und schmächtige Pfeiler aufgesetzt hat. Eben brauste vor unseren Augen auf der Brücke ein Zug vorbei, mit fünfundachtzig an einander gekoppelten Waarenkarren und der Locomotive, dem eigentlichen Dampfwagen. Es war äußerst sehenswerth. Schließlich langten wir bei der Mündung eines Canales an, der von der Stadt kommt und in den wir einliefen. Wir näherten uns einem Landungsplatze, einem anderen, als demjenigen, wo wir uns in der Früh eingeschifft hatten, der aber gleichfalls durch mächtige eiserne Stufen über dem Canale gebildet war. Wir maßen einen langen Weg durch, bis wir den Landungsplatz erreichten. Wir stiegen aus dem Schiffe, setzten uns in den Wagen und fuhren nach Hause. Abends besuchten wir das Theater. Vor demselben durchschritten wir die uns schon bekannten Gebäude und Säle, sowie sehr lange, schöne und prächtige Gänge, stiegen auch viele Treppen hinab und befanden uns in dem besonderen Garten des Kaisers, einer Anlage, welche sich an jener Seite des Platzes, dem öffentlichen Garten gegenüber befindet. Aber das Eingangsthor zu diesem Garten ist immer geschlossen. Jedermann hat nicht die Erlaubniß zum Spazieren, außer dem Kaiser selbst und der kaiserlichen Familie. Ein schönes Warmhaus und Orangerie gibt es hier. Die Bäume und Blumen sind sehr schön, frisch und mannigfaltig. Obschon klein, ist der Garten doch allerliebst und durch abwechselnde Höhen und Tiefen geziert. Gewundene Alleen und Weiher findet man in ihm. Man hatte ein hübsches Zelt aufgeschlagen und darin einen Teppich, einen Tisch und sehr schöne sonstige Einrichtungsstücke gebracht und geordnet. Das Palais des Erzherzogs Albrecht, des österreichischen Feldherrn, ist mit diesem Garten und dem Palaste des Kaisers verbunden. Nur eine Mauer trennt sie. Es begann zu regnen. Wir verließen den Garten und stiegen in den Wagen, um ins Theater zu fahren. Heute Nacht gab es Spiele und Tänze der Dschinn und Peri.[1] Schauspiel und Ballet waren gleich schön und die Instrumente schlagen sie gut.

Freitag, 11. — Gestern machte Elliot, England's bevollmächtigter Minister und Botschafter, seine Aufwartung; heute erschien gleichfalls vor uns Sadullah Bey, der türkische Botschafter. Er sieht Hassan Ali Chan, dem persischen Minister der öffentlichen Arbeiten,[2] sehr ähnlich. Nach dem Frühstücke setzten wir uns in den Wagen und fuhren dann mittelst Eisenbahn zum Kahlenberg hinauf. Alsbald hatten wir die Stadt verlassen und deren äußerste Ansiedlungen erreicht. Hier erwartete uns ein Separatzug, völlig verschieden von den gewöhnlichen Reisetrains. Dieser hier besteht aus einer kleinen Lomotive und einigen leichten Waggons, knapp am Boden und mit einander verbunden, die Seiten von klaren Glastafeln eingefaßt. Das erste Zimmer (Coupé), etwas kleiner als die übrigen, war für mich reservirt. Meine Begleiter vertheilten sich in den übrigen Einzelnräumen, die etwas größer waren. Graf Crenneville, der Mihmandar, und die anderen österreichischen Offiziere, die uns Gesellschaft leisteten, sowie Dr.

[1] Dschinn, männliche Luftgeister; Peri, weibliche Elfen.
[2] „Minister der nützlichen Dinge."

Tholozan mit noch einigen von unserem Gefolge nahmen insgesammt in den Wägen Platz. Die Locomotive war rückwärts, unser Sitzplatz ganz vorne und die Wagen mußten bergan, da der Weg steil ist, bei der Rückfahrt, im Gegentheile, überall abschüssig. Aus diesem Grunde erfand man eine neue Construction der Dampfwagen, welche hier in Anwendung kamen und von denen es, wie man sagt, in Europa keine anderen gibt, außer jenen einer im Staate der Schweiz gebauten Eisenbahn. Die Bahn hat zwei Geleise, eines für die Hin- und eines für die Rückfahrt. In der Mitte beider Geleise läuft eine andere Schiene, ein gezahnter Rail. Unter dem Bauche der Locomotive brachte man ein gezahntes Rad an, damit jene Radzähne in die Zähne und Flügel des mittleren Rails eingreifen und der Wagen in stetiger und schwerfälliger Art hinan- und hinabrolle und in Folge dessen das Wagenruder aus dem Doppelgeleise nicht ausgleite. Wahrhaftig eine neue, höchst erstaunliche, merkwürdige und schöne Erfindung! Keine bessere gibt es für Spazierfahrten mittelst Eisenbahn bergauf und bergab. Fassen wir uns! Bei der Bergfahrt spannt man die Locomotive rückwärts an, damit sie die vorne befindlichen Wagen schiebe und hinaufbringe; bei der Thalfahrt spannt man sie vorne und die Wagen hinten an, damit wiederum die Bewegung eine ruhige und schwere sei. Sie läuft nicht mit der Schnelligkeit der Reisedampfwagen, sondern sehr gleichmäßig und angenehm, so daß man dabei viel Ruhe und Bequemlichkeit genießt, namentlich an solchen Orten und Gegenden, welche alle grün und freundlich und voll Blumen und Rasen sind, so daß Jedermann gerne einen solchen Unterhaltungs- und Vergnügungsausflug unternimmt. Drei ungemein reizende Stationen gibt es hier; allein die Wagen hielten nicht an und wir kamen, bei ununterbrochener Fahrt, in drei Viertelstunden am Kahlenberge an. Unterwegs zeigten sich immer verlockendere Ortschaften, Waldpartien und bebaute Gegenden. Manchmal ließen sich inmitten der Wälder und längs der Straßen sehr hübsche Frauen und Mädchen blicken, welche, lustwandelnd, die Felder und Blumen noch viel freundlicher, lieblicher und berückender erscheinen ließen. Wir erreichten die Station Kahlenberg und stiegen aus. In einigen kleinen Kaffeehausgemächern brachte man einzeln an den Wänden zweiäugige photographische Fernröhre an, hinter denen sich Blätter von photographirten Fernsichten befinden, damit die Menschen hineingucken. Andere Räumlichkeiten und Kammern dienen zum Photographiren der Personen selbst; und noch andere Plätze und Gemächer waren gedrängt voll von Männern und Frauen, die alle des Schauerns wegen gekommen waren. Dieser Ort mit seinen Bergkuppen und Hügeln, seinen waldbewachsenen Tiefen und Höhen, seinem mit freundlichem, grünen Rasen bedeckten Boden und seinen hohen, schattigen Bäumen ist wirklich sehr schön. Die Menschen, nachdem sie ihre Malzeit, Vesperkost, Thee und dergl. verzehrt, zerstreuen sich in diesem Walde und vergnügen sich mit Lustwandeln. Von hier gingen wir auf langem Wege mitten durch den Wald hinunter zum Kahlenberger Gasthause, an einer Stelle, welche man den kahlen Hügel oder kahlen Berg nennt, da sie, am Waldessaume, thatsächlich baumlos und durch ein Gasthaus und andere Gebäude verbaut ist, während ihre Umgebung desto dichter mit Bäumen und Blumen bewachsen

erscheint. Das Hauptgebäude ist sehr hoch. Wir stiegen hinauf zu dessen Dachterrasse.[1] Hier beherrscht man eine Fernsicht, die in Wahrheit nicht beschrieben, noch geschildert werden kann. Die ganze Stadt Wien und deren Umgebung, die Berge und Hügel, die Sommerfrischen und Landhäuser, die Nebenflüsse des Donaustromes, die Eisenbahnlinien mit den darauf hin- und hereilenden Dampfzügen u. s. f., u. s. f.; Alles das lag im weiten Blicke vor uns. Nachdem wir uns satt gesehen, begaben wir uns in eines der Gasthauszimmer und aßen etwas Obst. Dann gingen wir hinunter und besichtigten das Haus eines bekannten Malers, das er als Sommeraufenthalt benützt und dessen eine Seite als Gasthof eingerichtet ist. Der Name dieses Malers ist Eugène Felix und sein Haus bietet gleichfalls einen sehr schönen Ausblick. Das Haus selbst ist äußerst nett und hat Stockwerk über Stockwerk. Gar schöne Blumenbeete, Weingärten und dergl. umgeben es. Der Künstler wollte sein Haus verkaufen und behauptete 60.000 Toman hiefür ausgelegt zu haben. In der That ist jenes Haus mit seinen ausgedehnten Gründen in dieser Lage und mit so herrlicher Rundsicht einen solchen Preis werth. Nachdem wir hinausgetreten und allmälig einen weiten Weg zu Fuß zurückgelegt, gelangten wir zur Stelle, wo wir die Waggons verlassen und unsere Wanderung zu Fuß begonnen hatten. Nun bestiegen wir die Wagen und traten die Rückfahrt nach Wien an, um, dort angekommen, direct zum „Stadtpark" zu eilen, wie man in deutscher Sprache den Stadtgarten nennt. Diese Bodenfläche gehörte zu den Privatgrundstücken des Divans (Regierung), das heißt, zu dem Rayon der Gräben und Basteien der alten Stadt, die der jetzige Kaiser der Stadtbevölkerung zum Geschenk machte und die man aus Stadtmitteln in einen schönen Garten mit hohem Palaste verwandelte, als Spazierort für das Publicum, welches täglich von Früh bis Mitternacht darin lustwandelt. Wir langten zum Gartenrande an. Zu Fuß traten wir ein. Frauen- und Männerschaaren begegneten wir und machten einen vollständigen Spaziergang. Der Garten ist nicht breit, hat aber viele Alleen und einen schönen Weiher mit einem Springbrunnen, an dessen vier Seiten je ein Strahl kalten Wassers aus dem Becken fließt. Das Wasser rinnt kalt, rein und durchsichtig. Eine Frau stand dort mit ihrem Kristallgläsergestelle. Sie gibt den Leuten zu trinken. Wir besichtigten die große Halle des Gartenhauses, das eigentlich ein Kaffeehaus dieses Gartens ist. In der Mitte breitet sich hoch und luftig ein schön verzierter Saal aus; zahlreiche Kronleuchter hängen von der Decke herab. Die Eingangsthür ist stets geschlossen, außer wenn Musik gemacht werden oder eine Tanzversammlung und dergl. stattfinden soll. Zu beiden Seiten der Halle befinden sich zwei große Säle. In einem derselben sind Stühle aufgestellt, auf welche sich die Leute niederlassen, um Kaffee, Thee, Bier und dergl. zu genießen. Im anderen Saale credenzt man allerlei Mineralwässer, aus Oesterreich, Frankreich und Deutschland, welche in Flaschen und Bouteillen wohl verwahrt, an einem unter jenem Saale befindlichen kühlen Orte aufgespeichert werden und von denen die Leute Früh morgens zu trinken und hiebei der Heilung wegen im Parke zu

[1] „Mondschein." Das flache Dach, Puschti-bam, wird oft Mehtab, Mondschein, genannt.

spazieren pflegen. Nach beendigtem Rundgange und nachdem auch Garten und Gartenhaus besichtiget worden, zogen wir uns in unsere Wohnung zurück.

Sonnabend, 12. — Des Morgens vor dem Frühstücke begaben wir uns in die Appartements Seiner Majestät des Kaisers, welche sich im selben Palaste befinden. Durch zahllose Zimmer nebst einigen langen Gängen geschritten, erstiegen wir zwölf Stufen, um zu einem oberen Geschosse zu gelangen, wo uns wieder verschiedene Corridors zu den Gemächern des Kaisers führten. Es sind dieselben, in welchen wir gleich am ersten Tage Seiner Majestät unseren Gegenbesuch abstatteten. Heute kamen wir Abschied zu nehmen. Der Kaiser kam uns bis zum zweiten Zimmer entgegen. Nachdem wir uns die Hände gereicht und in das Kabinet des Kaisers getreten, setzten wir uns. Sipeh Salar-i-Ensem war gleichfalls zugegen. Wir sprachen viel. Dann standen wir auf und traten den Rückweg an. Der Kaiser begleitete uns bis zur Treppe und verabschiedete sich. Ohne Verzug kamen Seine Majestät der Kaiser, uns den Gegenbesuch abzustatten. Ich ging ebenfalls bis zur Schwelle des zweiten Zimmers zum Empfange entgegen und nachdem wir uns wechselseitig die Hände gereicht, durchschritten wir zusammen die vorderen Gemächer und ließen uns auf Stühle nieder. Sipeh Salar-i-Ensem war zugegen. Man führte Gespräche. Hierauf nahmen Seine Majestät der Kaiser Abschied und entfernten sich. Sodann erschienen vor unserem Antlitz der päbstliche Nuntius, das ist der Botschafter des Pabstes. Sein Name ist Louis Jacobini. Er ist ein sehr geschäftskundiger und beredter Mann. Nach ihm kam der französische Botschafter, Namens Comte de Vogué, der uns den Eindruck eines äußerst befähigten Mannes machte; viel gereist in den syrischen Ländern, wo er Münzen und alten Denkmälern und Trümmern zu Grunde gegangener Städte nachgeforscht und manche Ruine entdeckt hatte. Er stellte uns seinen Rath, Namens Ring, vor. Nach dem Frühstücke fuhren wir zu Wagen nach dem Garten und Palaste Schönbrunn. Asud-el-Mulk saß vor uns in der Kutsche. Diener erwarteten uns beim Aussteigen. Wir verließen den Wagen, um durch den Garten zu schreiten und längs des Wasserbehälters und der Springbrunnen, sowie hoch über dem Wasserfalle, der in den großen Bassin sich ergießt, einen weiten Spaziergang zu machen. Es gibt fürwahr in Europa wenig Orte, die sich an Schönheit mit diesem Garten messen können. Aus der Mitte des Bassins springen zwei Wasserstrahlen auf, deren jeder 32 Ellen hoch ist und dichte Wassermassen emporschleudert. Es ist ein wunderbarer Anblick, an dem man sich nicht sattsehen kann. Ueber die schön geschliffenen Quadern stürzt wie ein Gießbach der Wasserschwall breit und lärmend in den Weiher hinab. Frauen und Männer in großer Zahl waren im Garten versammelt, darunter sehr hübsche Frauen und Mädchen, die uns überall begleiteten und niemals der eigenen Ermüdung zu achten schienen. Wir stiegen die Höhe der Cascade hinan, die sich unmittelbar am Weiher und an jenen zwei stattlichen Springbrunnen befindet. Eine Weile blieben wir stehen und blickten uns um. Dann ging es wieder abwärts und zu Wagen an einigen Wasserfällen und anderen Merkwürdigkeiten vorüber. In einem Alleewinkel erbaute man aus Stein einen Palast nach Art einer Ruine und errichtete eigens mehrfache Säulenschafte und Capitäle und

dergl., damit es den Eindruck erzeuge zerstreut umherliegender Trümmer eines zerstörten Gebäudes, so daß der Beschauer ausrufen möchte: Warum in einem solchen Garten derlei Schutthaufen liegen lassen! Thatsächlich scheint man die zerbrochenen Säulen, das Steinwerk und sonstigen Bestandtheile Ueberresten der Vorzeit und alten Bauruinen entnommen und eigens hieher gebracht zu haben, um diesen zerfallenen Palast zu errichten. Von oben fließt zwischen den Trümmern ein starker Wasserschwall wie ein Sturzbach herab. Alles das besichtigten wir umständlich und fuhren dann den Gartenhügel hinan, um von dessen Höhe, auf der sich eine Säulenhalle und andere, von Maria Theresia vor 103 Jahren errichtete Bauten befinden, die Ansicht zu genießen. Bevor man zum Gebäude gelangt, sieht man zu dessen Fuße wieder einen großen Wasserbecken, von blumigen Wiesen eingefaßt. Ein ganzer Stein klaren Wassers [1] entströmt dem Bassinrande und stürzt mit voller Kraft hinab. Stufe für Stufe erheben sich Wiesen und kleine Hügel bis zur Anhöhe, wo das Gebäude steht. Ueber jene pfadlosen Wiesen gelangte ich hinauf und betrat den Säulenvorhof und bald auch die Halle selbst. Auf der einen Seite breitete sich eine Terrasse aus, von der man einen Ausblick auf einen anderen großen Wasserbecken, Wald- und Wiesenpartien, sowie einen neuen Garten hatte, so daß diese Bassins als Quellen aller Springbrunnen und Wasserfälle des unteren Gartens erscheinen, die wir früher gesehen. Der Name dieses Gebäudes ist „Gloriette.“ Ein Räderwerk mit seiner Maschinerie ist hier, die an der einen Seite aus einem Drehapparate, auf der anderen aus einer Sitzbank besteht. Drei Personen nehmen auf letzterer Platz und werden sachte, sachte hinaufgehoben zur Terrasse des Gebäudes, wo man die schöne Aussicht genießt. Ich sagte dem Flügeladjutanten, [2] sowie Assud-el-Mulk und Gulam-i-Hussein Chan, sie möchten sich doch darauf setzen und wirklich fuhren sie hinauf und kamen bald wieder herabgefahren. Dann gingen wir den Hügel hinunter, erreichten unsere Wagen und fuhren zum Garten der wilden Thiere, der sich gleichfalls in Schönbrunn befindet. Abermals trafen wir auf ein großes Gedränge von Frauen und Männern, und all' die Frauen, die uns überall im Garten begleitet hatten, waren mit den Männern und Kindern vollzählig wieder hieher gekommen. An der Schwelle des Thiergartens aus dem Wagen gestiegen, spazierten wir ein wenig im Garten zu Fuß. Löwen, Leoparden, Bären, Elephanten, Rhinozerosse, Giraffen, Affen, Wölfe, Kameele, Antilopen, wunderliche Wildschafe, Lama's, dem Kameele ähnliche Thiere, Bisamochsen, die wilde Büffel sind, verschiedene Papageienarten, Fasane u. s. f., u. s. f. waren da zu sehen. Ein gar sonderbares Geschöpf und merkwürdiges Raubthier sah ich hier, nämlich einen Löwen der neuen Welt (Amerika), welcher viel kleiner ist, als der bekannte Löwe, eine wunderliche und sehr wilde Abart desselben. An Augen, Kopf und Nase ist er dem Menschen auffallend ähnlich. Ferner gab es eine Spielart Affen von schwarzer Farbe und großen, gelben, blitzenden Augen, sonst aber sehr ruhige und harmlose Thiere. Kurz nach dem Rundgange stiegen wir in den Wagen und fuhren wieder durch den Garten, um dann zu

[1] Das heißt so viel Wasser als nöthig ist, um einen Mühlstein in Bewegung zu setzen.
[2] „Adschudan-Machsus.“

Fuß Blumenarten uns zu besehen, die man aus den Treibhäusern hervorgeholt und mit seltenen Bäumen im Garten zusammengestellt hatte. Der schönen Blumen gab es sicher viele. Da ich in's Bad zu gehen wünschte, darin ich schon lange nicht mehr gewesen, fuhr ich stracks zu dem bereits einmal besuchten Bade und von diesem in's Theater. Sipeh Salar-i-Ensem und die Uebrigen kamen nach. Heute Nacht führte man wunderbare Schaustücke [1] und Spiele auf, während Frauen und Männer vereint schöne Lieder sangen. Nach beendeter Vorstellung begaben wir uns nach Hause. Fürst Auersperg, der Vorsitzende des Ministerrathes des Reiches, wurde heute in Audienz empfangen. Wenn im öffentlichen Berathungshause der Volksabgeordneten hin- und hergesprochen wird, streitet er im Namen der Regierung.

Wien's Schilderung ist in Kurzem folgende: Die Stadt Wien ist der Hauptort Niederösterreichs; die Stadt Linz jener Oberösterreichs. Wien ist eine Stadt in der Niederung und Tiefe entstanden und in der Stadt selbst gibt es viele Niederungen und Höhen. Die meisten Gassen sind sehr steil und abschüssig. Wenn wir aus dem Regierungspalaste, den wir bewohnten, nach dem Schlosse Schönbrunn wollten, fanden wir den Weg durchaus steil, bei der Rückfahrt im Gegentheile abschüssig. Die Umgebung der Stadt weiset gleichfalls hohe Hügel und Waldungen auf. Da die Stadt von allen Seiten also beherrscht erscheint, errichtet man keine Vesten und Schanzen um dieselbe, indem man annahm, dies wären unnütze Ausgaben. Vor Jahren war wohl die Stadt von einem Graben und Erdwällen umgeben, deren Spur an einzelnen Stellen noch heute zu erkennen ist. Allein die Regierung hat das Wällen- und Gräbenterrain nach und nach entweder veräußert, oder zu Gärten und Bauten im Interesse der Verschönerung und Erweiterung der Stadt verwendet. Es gibt schöne und breite Straßen. Der Steinteppich aller Straßen, groß und klein, ist sehr schön. Man zählt mehrere Schauhäuser (Theater). Sehr viele Wagen fahren in der Stadt hin und her, doch nicht so viele, wie in Paris oder London oder Berlin. Tramway's und Omnibusse gibt es ebenfalls viele, welche in den Straßen auf Eisenbahnschienen von Pferden gezogen, vorbeifahren. Aber diese Wiener Omnibuswagen sind niedrig und hart am Boden und oben, auf dem Wagen, setzt sich Niemand. Nur in einem Stockwerke sitzen sie, während jene der Pferdeeisenbahn in Paris alle zweistöckig, hoch und groß sind. Wenn solch' ein Wagen ankommt, sieht er einem Berge gleich. Dafür bieten die Omnibusse in Wien, da sie sämmtlich auf Eisengeleisen fahren, weniger Gefahr für die Fußgänger, sowie für kleinere Gefährte, während in Paris außer jenen Wagen, die auf Eisenschienen sich bewegen, auch sehr viele auf der bloßen Erde rollen, wodurch in Folge der Glätte und Trefflichkeit des Straßenpflasters es leicht geschieht, daß im Augenblicke, wo ein solcher Omnibus herankommt, Fußgänger und kleinere Equipagen unter seinen Rädern zermalmt werden, so daß die Vorübergehenden in steter Gefahr schweben. Noch Eins. Die Stadt Wien wird allnächtlich durch Gaslaternen beleuchtet. Ferner die schönen, feinen und lieblichen Gesichtsbildungen,

[1] „Gardinen," womit die Decorationen gemeint sind.

welche ich in der Stadt Wien und Umgegend gesehen, waren zahlreicher und besser, als überall anderswo, das ist, auf österreichischem Boden war nicht Eine häßliche und verunstaltete Person Mensch zu sehen, ob nun Mädchen, ob Frauen, ob Knaben, alle sind in der Vollkommenheit der Gesichtsschönheit und der Garstige ist nur unter Personen zu finden, welche aus den Frauen und Männern alt geworden oder von Natur bresthaft sind. Die Electricitätslampe ist bis jetzt in dieser Stadt noch nicht eingebürgert worden. Die Kirchen sind ansehnlich und sehr schön, insbesondere zwei darunter, die zu den höchsten und großartigsten Baudenkmälern gehören. Die eine hat zwei Thürme und ein hohes Minaret, einem Spitzthurme vergleichbar; die andere hat einen überaus hohen, in eine gerippte Spitze zulaufenden, von überall sichtbaren Thurm Diese große Kirche ist nach dem Heiligen Stephan benannt. Ihre Bauart und Ausführung befolgt die Gesetze des gothischen Styles. Das Erbauungsjahr ist 1144 der christlichen Zeitrechnung. Vom Unglücke des Brandes dereinst heimgesucht, ist dieser Prachtbau im Jahre 1329 zu Zeiten Rudolph's IV. wieder hergestellt und jene beiden Thürme Heidenthürme benannt worden. Eine andere Kirche mit einem gleichfalls sehr hohen Spitzthurme heißt Augustinskirche. Sie ist im Jahre 1329 erbaut, später durch einen Unfall zerstört worden, bis man sie im Jahre 1783 zum zweiten Male aufrichtete. In derselben Kirche[1] befinden sich die Gräber und Grüfte aller verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses und dessen Vorfahren. Oberhalb dieser Bestattungsstätte setzte man ein Denkmal aus Stein, eine Arbeit des berühmten Canova, des ersten Bildhauers Europa's. Es ist dies das Grab der Erzherzogin Maria Christina, der Tochter Maria Theresiens.

Was das Obst anbelangt, das in dieser Jahreszeit in Wien zu sehen war, so gibt es zwar Pfirsiche, doch schön sind sie nicht; dagegen werden prächtige Ananasse in Treibhäusern gezeitigt. Gurken sind zu haben, doch, wie alle Gurken Europa's, von rauher Hautbeschaffenheit und den Gurken Iran's unähnlich. Sie schmecken schlecht. Eine Melonengattung,[2] etwas verschieden von derselben Frucht, wie sie in Persien gedeiht, ist bei den Mahlzeiten zu Mittag und Abends häufig aufgetischt worden. Weichseln und Kirschen, kleine Walderdbeeren, schwarze, längliche Feigen, wenig saftige Aprikosen und sonstiges Obst kommt wohl vor. Aber nicht in Wien bloß ist das Obst weniger gut; in Folge der Feuchtigkeit der Luft und des Ueberflusses an Regen und Mangels an Sonnenwärme gedeiht in den meisten Ländern Europa's das Obst nicht, außer in Treibhäusern, in welchen man bei großer Sorgfalt Obst zeitiget. So sind in Paris schöne Pfirsiche und in England Pfirsiche und Marillen[3] weit besser als in der ganzen übrigen Welt zu finden. Selbst im Sommer, wenn der Himmel umwölkt ist und Regen fällt, ist in Wien das Wetter empfindlich kalt und so oft die Sonne scheint, drückend heiß. Die Spazierorte sind schön, die Gärten und Parkanlagen zahlreich und reizend. Es gibt hier viele Kaffeehäuser

[1] Der Verfasser irrt sich offenbar mit der kaiserlichen Familiengruft in der Capuzinerkirche.

[2] „Germek, das heißt Talibi, aber den persischen Talibi-Gattungen unähnlich.“ Wir können nicht errathen, welche heimatliche Frucht damit gemeint ist.

[3] „Schelil,“ eine Gattung persischer Pfirsiche oder Marillen, halb roth und halb gelb.

und Clubs, aber ungleich weniger als in Paris. Die Straßen und Boulevards sind mit Bäumen bepflanzt; doch im Ganzen ziemlich spärlich. Unter den Zeitungen werden zwei in französischer Sprache herausgegeben, die eine „Messager de Vienne", die andere „Danube" betitelt. Indeß erscheinen sie nicht täglich, sondern nur wöchentlich einmal. In deutscher Sprache werden mehrere Tagesblätter gedruckt.

Endlich, am 13. des Monats Redscheb, dem Geburtstage Seiner Hoheit des Fürsten der Gläubigen — über Ihn sei der Gruß! — standen wir mit der Absicht auf, die Weiterreise anzutreten. Der Kriegsminister, den wir wegen Waffenankauf und Gewinnung von Officieren und dergl. zu sehen wünschten, kam zur Audienz. Wir hatten ein langes Gespräch. Dann, um 11 Uhr, kurz vor Mittag, erschienen Seine Majestät der Kaiser in unserer Wohnung. Wir verweilten mit denselben eine kurze Weile sitzend, standen zugleich auf und gingen zum Palaste hinaus. Alle Officiere und Minister des Reiches waren bereit. Ich stieg mit dem Kaiser in einen Wagen und wir fuhren in der Richtung des Nordbahnhofes. Die Entfernung war eine sehr große. Eine dichte Menge von Männern und Frauen hatte die Schaulust längs des ganzen Weges zum Bahnhofe versammelt. Wir nahmen von Seiner Majestät dem Kaiser Abschied. Neriman Chan, der als außerordentlicher Gesandter Persiens eingesetzt worden, blieb zurück. Nazar Aga, der ständige außerordentliche Gesandte in Paris, wurde mit der Abschließung der Officierscontracte und der Auszahlung der Gelder für die Waffenanschaffungen und dergl. betraut und zeitweilig in Wien belassen. Der Dampfwagen, die Waggons und der besondere Train sind Eigenthum des Kaisers. Nachdem wir den Eisenbahnwagen bestiegen und noch einmal von Seiner Majestät dem Kaiser und den Anwesenden Abschied genommen, traten wir die Reise an. Die Nacht über schliefen wir gleichfalls im dahineilenden Wagen. Am folgenden Tage, noch vor der Mittagsstunde, hatten wir die russische Grenze erreicht. Wir waren erstens durch das Land Mähren gefahren; zweitens durch Schlesien; drittens durch Galizien, einen im Besitze des Kaisers von Oesterreich befindlichen Theil Polens.[1] In der Stadt Oderberg, einem an der Grenze des zu Preußen gehörigen Polens gelegenen Städtchen, hielten die Wagen eine halbe Stunde lang an. Diese Stadt Oderberg liegt im Lande Schlesien. In jener Station standen sehr hübsche Frauen, sowie große Menschenmassen um den Zug geschart. Der Hauptort des Landes Mähren ist die Stadt Brünn, in deren Nähe die bekannte Drei-Kaiser-Schlacht zu Napolon's I. Zeiten in Austerlitz vorfiel und von Napoleon gewonnen wurde. Die Hauptstadt Schlesiens ist Troppau und jene Galiziens Lemberg. Die Nacht brach ein und ließ uns nichts mehr sehen. Nachdem man das Abendessen genossen und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, gelangten wir auf galizischen Boden. In einer Station blieb der Wagen einige Minuten stehen. Eine große Menge Neugieriger umstanden uns. Es war um die Sonnenuntergangszeit. Ein Mann von grünlicher Farbe, mit seinem schwarzen Vollbarte an den Volkstypus des Morgenlandes gemahnend, hielt einen mächtigen Korb voll

[1] „Kehistan's."

Aprikosen in den Händen und verkaufte davon. Wir sagten zu Sanie-ed-Daule: Gib Geld und bringe von jenen Aprikosen. Jener stand am Waggontritt und rief den Aprikosenverkäufer heran. Dieser, da die Zeit kurz bemessen war und wenig fehlte, daß sich der Zug in Bewegung setze, während sich eben Abnehmer für sein Obst zeigten, lief hastig längs der Waggons. Sein Fuß strauchelte am Eisenbahngeleise und er fiel nieder mit dem Korbe, so daß alle Aprikosen in den Staub und Koth rollten. Es erschallte ein allgemeines Gelächter. Das Männchen blieb beschämt stehen. Bald drückte ihn die Schmach, gestürzt zu sein, bald der Verlust der zerstreuten Aprikosen. Mit wirren und verlegenen Augen blickte er auf die Erde und die Aprikosen. Ich sagte zu Sanie-ed-Daule: Zahle sämmtliche Aprikosen und gib sie der allgemeinen Plünderung preis. Und so geschah es. Im Nu warfen sich alle anwesenden Frauen und Männer zugleich über die Aprikosen her, lasen dieselben rasch auf und verzehrten sie. Und dies gab wiederum der Menge Anlaß zur Heiterkeit. Zum Schlusse. Die Nacht verging im Waggon. Als wir Früh erwachten, waren wir bereits bei der Stadt Brody angelangt, die nahe an der russischen Grenze, ganz am Ende Galiziens, liegt. Fußvolk stand aufgestellt und die Musik spielte. Wiederum war eine große Menschenmenge in der Station versammelt. Wir stiegen aus und schritten die ganze Truppenreihe ab, worauf wir zum Waggon zurückkehrten. Graf Crenneville und die übrigen Officiere, die uns hieher begleitet, traten vor und verabschiedeten sich, fuhren aber dennoch mit uns bis Radziwillow, der eigentlichen Grenze, von hier etwa 15 Minuten Weges per Bahn.



Metrische Uebersetzungen.

Von

Karl Fidler.

Hymne an die Patriarchen,

oder:

Von den Anfängen des Menschengeschlechtes.*

Nach dem Italienischen des Giacomo Leopardi.

Auch ihr des menschlichen Geschlechts berühmte
Altväter sollt gefeiert sein im Liede
Der schmerzensreichen Enkel, ihr, dem ew'gen
Beweger der Gestirne noch viel theurer,
Und minder jammervoll als wir geboren
Im holden Licht. Unheilbar Leid, ein Dasein
In Thränen, und, weit süßer als zu wandeln
Im Licht des Aethers, Tod und Nacht des Grabes,
Dies Loos hat auferlegt der armen Menschheit
Das Mitleid nicht, noch ein gerecht Gesetz
Des Himmels. Und, wenn alte Sage meldet
Von eurem frühen Fehltritt, der anheimgab
Die Menschen der Tyrannenmacht der Seuchen
Und Mißgeschicke, hat der Söhne andre
Noch ärg're Schuld, unruh'ger Geist und schlimm'rer
Wahnwitz bewaffnet gegen sie den Himmel,
Den tiefverletzten; und der Nährerin
Natur verschmähte Hand, weßhalb zum Ekel
Die Lebensflamme ward, verflucht das Kind schon
Im Mutterschooß und mit Gewalt hereinbrach
Des Erebus Verzweiflung auf die Erde.

* Dieser Gesang bildet ein Seitenstück zu der im Jahrgange 1874 der „Dioskuren" in deutscher Uebersetzung abgedruckten Canzone: „An den Frühling, oder von den Mythen der Alten" desselben Dichters.

Du sah'st zuerst den Tag, die Purpurfackeln
Kreisender Sphären und das neue Leben
Der Fluren, erster Führer du und Vater
Des menschlichen Geschlechts, und sahest schweifen
Durch junge Triften hin das Frühlingslüftchen,
Als auf die Felsen in einsamen Thälern
Des Bergstroms Sturz mit ungewöhntem Tosen
Herniederschlug; als um die schönen Plätze,
Dereinst die Sitze von geprief'nen Völkern
Und Städten voller Lärm, verborgner Friede
Gewaltet und die ungepflügten Hügel
Einsam und stumm der heitre Strahl der Sonne
Heranstieg und der goldne Mond. Beglückter,
Der Schuld unkundig und der trüben Loose,
Einsamer Erdensitz! O welchen Jammer,
Unsel'ger Vater, welch' endlose Kette
Der herbsten Schläge flicht das Schicksal deinem
Geschlecht! Mit Blut und Brudermord ach, schändet
Die kargen Aecker nie geseh'nes Wüthen,
Zum erstenmal erblickt der hohe Himmel
Des Tod's verruchte Schwingen. In der Irre
Herumgetrieben, scheu entflieh'nd den Schatten
Der Einsamkeit und dem geheimen Grollen
Der Wind' in Wäldern baut der Brudermörder
Die ersten städt'schen Mauern, Sitz und Herberg'
Der bleichen Sorgen; Angst und die Verzweiflung
Der Reue, krank und keuchend, trieb zuerst
Den Menschen zu gemeinschaftlicher Zuflucht.
Von nun an ließ die frevle Hand vom Pfluge,
Verachtet ward der saure Schweiß des Landmann's,
Die lasterhaften Schwellen nahm zum Lager
Der Müßiggang, es schwand den trägen Leibern
Die angeborne Kraft, hinschmachtend, thatlos
Die Geister siechten und es sank in Knechtschaft
— O letzte Schmach — das feige Menschenleben.

Und du befrei'st aus Wetters Grimm, aus Fluten,
Die um der Berge Wolkenspitzen brausen,
Den bösen Samen, du dem aus dem düstern
Luftreich und von umspülten Höh'n zuerst
Ein Zeichen brachte neubelebter Hoffnung
Die weiße Taube, und die Sonn' am Abend,
Schiffbrüchig aus den alten Wolken tauchend,
Auf dunklem Grund die schöne Iris malte.
Gerettet kehrt nun wieder auf die Erde
Der Mensch zurück, erneut die wilden Gierden,
Sein ruchlos Treiben mit den bittern Folgen;

Es trotzt die frevle Hand dem Rachegeiste
Des unnahbaren Meeres und trägt zu neuen
Gestaden hin das Unheil und den Jammer.

Nun wendet sich zu dir, der Frommen Vater,
Gerechter, Starker, und zu deinem edlen
Geblüt mein Lied. Ich will erzählen, wie dich,
Als du am Mittag einst im Schatten saßest,
Vor deiner stillen Hütt' im üppig grünen
Gefild, Revier und Weide deiner Heerde,
Die Himmlischen versteckt im Pilgerkleide
Beglückten mit Besuch, und wie du, Sohn der
Klugen Rebekka, einst beim Hirtenbrunnen
Gen Abend im anmuth'gen Thal von Haran,
Belebt von Schäfern und voll froher Muße,
Für Laban's schönes Kind in Lieb' entglühtest;
Standhafte Lieb', um die er langes Fernsein
Vom Vaterland und langer Sehnsucht Qualen
Und die verhaßte Bürde langer Frohne
Mit starker Seele gern auf sich genommen.

Ja, einstmals war (und nicht mit Wahngebilden
Und Schatten speis't uralter Sang und Sage
Das hörbegier'ge Volk), es war einst freundlich
Unserm Geschlecht und freudenvoll und theuer
Dies Erdenland und golden rann dahin
Das flücht'ge Leben. Nicht als wär' entträufelt
Da laut're Milch den mütterlichen Felsen,
Als hätte mit dem Lamm gesellt den Tiger
Der Hirt getrieben zu derselben Hürde
Und muntern Spiels zum Quell geführt die Wölfe,
Nein; doch mit ihrem Schicksal, ihren Nöthen
Noch unbekannt, noch frei von Kummer lebte
Der Menschenstamm; es galt, des Himmels und der
Natur geheime Satzungen umkleidend,
Der holde Wahn und Trug und milde Schleier
Der Vorwelt, und befriedigt schon mit Hoffnung
Glitt unser Schifflein ruhig in den Hafen.

So lebt in Californiens weitgedehnten
Urwäldern noch ein glücklich Volk, dem Sorge
Nicht nagt im Busen, dem nicht ekle Seuche
Die Glieder zehrt, dem Speise gibt die Waldung,
Obdach die Felsenhöhle, Trank die Quelle
Im wasserreichen Thal, bis ungeahnet
Der finstre Tod erscheint. O daß so schutzlos
Vor uns'rer Frechheit deine Reiche, weise
Natur! Die Höhlen und die fernen Küsten

Und stillen Wälder öffnet uns're Wuth sich,
Durch nichts gehemmt; die unterdrückten Völker
Zieht sie heran zu unbekannten Leiden
Und Lüsten und verfolgt die flieh'nde nackte
Glückseligkeit zum letzten Rand der Erde.

An die Moldau.

Aus dem Französischen des M. Corradini.*

I.

Leb' wohl, o Leier, die mit ernsten Tönen
Des kummervollen Herzens Todesstöhnen
Verkündigend, erbebt' in eh'rnem Klang!
Der Morgen kam, da meiner Muse Träumen,
Vergessend auf des Meer's gefahrvoll Schäumen,
Mir weckt im Busen friedlichern Gesang.

Gruß, Gruß dir, Vaterland, ich seh' dich wieder!
Ihr Büsche, grüne Hügel, wo hernieder
Mir Balsamlüfte schon die Wieg' umhaucht!
Euch ferne, ist der reinste Aetherbogen
Ein kaltes Gruftgewölbe, schwarz umzogen
Für mich, in der Verbannung Schmerz getaucht.

Gruß euch, ihr klaren Bäch', ihr weiten Flächen,
Wo, wenn der Sonne Stralen flieh'nd sich brechen,
Sie menschliche Gebild' auf Wolken malt;
Gruß, weiße Städte, deren Kuppeln schimmern,
Ihr ernsten Klöster, deren Kreuze flimmern,
Mild vom Azur des Himmels überstralt!

Sei, schönes Land, im milden Hauch gepriesen!
Welch' Zauberduft entwallet deinen Wiesen,
Mischt sich in deiner Flüsse frische Flut;
Sie rollet golden im Concert der Felder
Und Büsche bis zum Fuß der Bergeswälder,
Wo zwanzig Bäche kühlen Sommers Glut!

Wie viel Erinn'rungen von deinen Hügeln,
Den Burgruinen, deinen Wasserspiegeln,
Von den Urstämmen deiner Forste weh'n!
Geschrieben seh' ich schöne Episoden,

* M. Corradini aus dem ehemaligen Fürstenthume Moldau ließ zu Paris, wo er gegen Ende der dreißiger Jahre lebte, aufgemuntert von M. Lamartine, einen Band Gedichte unter dem Titel: Chants du Danube, par M. Corradini. Paris 1840, erscheinen, welcher Sammlung der hier in deutscher Nachbildung folgende Gesang entnommen ist.

Allwärts die Lorbeern großer Wojewoden,
Dies dumpfe Murmeln klagt um ihr Vergeh'n.

Ja, wenn voreinst gebebt des Sultans Schaaren,
Kampflust'ge Polen, gierige Tartaren,
Wenn deine Flüsse wogten blutig roth,
Wenn ächzend Heeresreste, die entkamen,
Beim falben Schein von deiner Dörfer Flammen,
Vom Schreck beflügelt floh'n den Schlachtentod:

Kam's so, weil Moldau's zähe Söhne fochten,
Gedenk des Dakerblut's die Herzen pochten,
Bereit zu sterben für des Landes Recht.
Sie alle Helden, tapfer schon als Knaben;
Der wilde Renner, Lanz' und Armbrust haben
Zu Muth und Kraft gestählet dies Geschlecht.

Doch, hin ist jene Zeit; nichts bleibt auf Erden,
Wo reich nur's Grab, das Leben voll Beschwerden.
Ein Lichtstrahl war sie dir im Sturmesgraus,
Ein Sonnenblick im Ocean der Zeiten,
Nun seit sie schwand, wie viele Wolken breiten
Sich schwarz auf deiner Trauerstirne aus!

II.

Ach, unter wie viel Schreckgestalten
Sah ich den Tod und seine Weh'n
In deinen räum'gen Städten walten,
Auf jedem Schritte Gräber sä'n,
Jetzt war's die Pest, ringsum verschlingend,
Jetzt Hunger, dürre Hände ringend,
Jetzt Krieg, die blut'ge Geißel schwingend,
Sie sogen aus dein bestes Blut.
Und, daß er deine Nöthen mehre,
Der Fremde mit gewalt'gem Heere
Preßt' aus dir noch die letzte Zähre,
Und ach, dein Arm ohnmächtig ruht.

Ich sah mit blutbefleckten Händen
Die Janitscharen kampferhitzt
Den Busen eines Weibes schänden,
Aus ihren Augen Mordlust blitzt',
Ich sah, wie sie nach Beute glühten,
Weh', in die Luft im Sturmeswüthen
Der Glocken Wimmern sich verirrt,
Der Feind rennt heulend durch die Gassen,
Der Kirchen Schmuck bedeckt die Straßen
Und auf gestürzter Kreuze Massen
Ruchlos der Frechen Fußtritt klirrt.

In Deiner langen Leiden Fülle
Ohn' andre Waff' als Klagelaut
Hat keiner Schutzmacht starker Wille
Hilfreich auf deinen Schmerz geschaut.
Kein Christenfürst auf altem Throne
Rief: Auf, Vasallen meiner Krone,
Die Schwester seufzt im Türkenhohne!
Erbarmen fühlte keine Macht.
Ja, von den ruhmumstralten Schaaren,
Die oft an deinen Ufern waren,
Fällt, Rettung kündend deinen Laren,
Kein Stral in deines Elends Nacht.

Es fehlt' in jenen Unglückstagen
Dir deines Stephan Heldenarm,
Der zum Geschenk dir heimgetragen
Standarten noch von Blute warm,
Der deinen Kriegermuth erweckte,
Den muthig wilden Mehmet schreckte,
Sein starkes Schwert als Gränze steckte
Des Sultan's tollem Uebermuth;
Der Türk', dem sonst der Welttheil zittert',
Sah seinen Schlachtenruhm erschüttert,
Die scharfe krumme Kling' zersplittert
Von Stephans grimmer Rachewuth.

III.

Doch sieh! weit weg im Sturm die Wolken schwanden,
Die grollend über deinem Haupte standen,
Ich seh' dich stralen in des Morgens Gold;
Du hebst das Haupt, von wirrem Haar umflogen,
Und lächelst unter einem Sternenbogen
Auf deine Kinder liebevoll und hold.

Die Tage nah'n, die neue Feste bringen,
Der Himmel glänzt und deine Dichter singen,
O hoffe, hoffe nur, es ist kein Trug!
Der Osten steht in Brand, die Völker lauschen,
Die Dämm'rung flieht und junge Adler rauschen
Empor zum Himmelsraum in kühnem Flug.



Aus dem Cyklus: „Blumen auf meinem Wege.“

Von

Guido Conrad.

Carlotta.

Als ich dem blüh'nden Kinde einstens sagte:
„Ich liebe Dich“ — da war's die Rose nicht,
Die ihren Hauch in alle Lüfte streuet,
Mit ihrer Glut zu Aller Augen spricht.

Ich hatte Dich zum andern Mal erschaffen;
Das Zauberbild, das mir mein Sehnsuchtstraum
Gebar, war meiner eig'nen Brust entstiegen,
Wie Aphrodite aus dem Wellenschaum.

Dem Wunderreiz lieh ich den Duft der Seele
Und gab mich täuschend meiner Schöpfung hin —
Ein Märchen war's, das sich mein Herz erzählte,
In dem sein Frühling grünend wiederschien.

Ich blick' auf Dich zurück als Morgenröthe
Des strahl'nden Himmels, der sich mir verhieß —
An die ich meine Seele einst verloren,
Dich nenn' ich heut' — zerstörtes Paradies.

Paolina.

Dies ist das Wesen höchster Weiblichkeit,
Daß sie sich selbst nicht weiß, der Anmuth Recht,
Ihr Zauberrecht kaum ahnend übt, sie wirbt
Nicht um die Macht, sie ist mit ihr geboren.

Im eig'nen Festkleid wallt sie wie die Blume,
Sie trägt ihr Diadem auf weißer Stirn
Als Königin von Gnaden der Natur,
Nur halbbewußt der eig'nen Majestät.
Trifft unversehens Dich als glüh'nder Strahl
Ihr Hauch und macht das Herz Dir krank, der Schmerz
Selbst hoffnungslos ist süß; wer wahrhaft liebt,
Entsagt um keinen Preis dem Glück — zu lieben.

Albine.

Was sich dem Auge gibt
An Dir, das kannst Du nicht
Ihm wehren, klar vor sich
Sieht es ein Purpurlicht.
Und liest auf reiner Stirn
Den Geist, der rasch und leicht —
In Deine Seele nur
Der Blick ist schwer erreicht.
Soll Dir Dein eigenst Bild
Mein Griffel geben wieder,
Als holde Studie
Neig' erst zu mir Dich nieder.



Gedichte

von

Wilhelm Ressel.

An mein Oesterreich.

„Der Heiland sagt: „Dem Kaiser gib
Was ihm gebührt, gehört,“ —
Drum Fluch, wer nicht sein Oesterreich
Und seinen Kaiser ehrt!“
Aus „Traum und Liebe“ von Wilhelm Ressel.

Ich lobe mir das Schweizerland
Mit seinen hohen Firnen,
Mit seiner stolzen Alpenwand,
Mit seinen Felsenstirnen;
Mit seinen holden Röselein,
Die auf den Almen blühen,
Mit seinen trauten Sennerein
Und seinem Alpenglühen!

Doch schöner bist Du, Vaterland,
Mit Deinen Bergeszinnen,
Mit Deiner Felder Goldgewand
Und Deinen Schnitterinnen! —
Der Fürsten edelster regiert
Auf Deinem stolzen Throne,
Heil Dir, von solcher Hand geführt,
Dem Kaiser Heil, dem Sohne!

Im Süden lob ich mir das Land
— In dem die Tiber schäumet —
Mit seiner Berge Feuerbrand,
Wo heiß die Liebe träumet;
Das Land, wo Feig' und Mandel blühn,
Orangen, Aprikosen,
Wo Schwäne durch die Fluten ziehn
Und Nachtigallen kosen!

Doch schöner, Vaterland, bist Du
Mit Deinen Rebenhügeln,
Mit Deiner Wälder Sabbatruh
Und Deinen Wasserspiegeln! —
Der Fürsten edelster regiert
Auf Deinem stolzen Throne,
Heil Dir, von solcher Hand geführt,
Dem Kaiser Heil, dem Sohne!

Hoch steht bei mir der Deutschen Land,
Wo Kunst und Wissen blühen,
Wo längs des deutschen Rheines Strand
Viel reiche Schiffe ziehen;
Das Land, wo deutsche Sitte gilt
Und deutsche Treu und Minne,
Wo jedes Mannes Brust erfüllt
Von edlem Heldensinne.

Doch mehr giltst Du mir, Oesterreich!
Auch Du hast solche Sitten!
Wem wären Deine Helden gleich?
Wer hätt' wie Du gestritten? —
Der Fürsten edelster regiert
Auf Deinem stolzen Throne,
Heil Dir, von solcher Hand geführt,
Dem Kaiser Heil, dem Sohne.

Geistergruß aus Oesterreich.

(An den Kronprinzen Rudolf.)

Des edelsten der Kaiser
Glorreicher Sprosse Du,
Die Laute stimmt' ich leiser,
Hör' meinem Liede zu!

Es kündet traute Grüße
Dir aus dem schönsten Land,
Der Heimat Geisterküsse,
Der Liebe holdes Pfand.

Der Buchenwald im Thale
Mit seiner sanften Nacht,
Der Berg, der graue, kahle,
Mit seinem Silberschacht;

Der Falter im Gesträuche
Mit seinem bunten Kleid,
Die Nachtigall, die weiche,
Mit ihrem Liebesleid;

Der Lerchen frohes Völkchen
Hoch oben im Ozon,
Die heimatlichen Wölkchen
Um ihren Sonnenthron;

Der West, der, milde fächelnd,
Heut früh durchs Moorland strich,
Die Rose, selig lächelnd, — —
Die Alle grüßen Dich!

Sanft segnen Dich die Sterne,
Dein Oesterreich thut's dazu,
Gott schütz' Dich, nah und ferne,
Geliebter Rudolf Du!

Liebesfahrt.

Im Ozeane spiegelt sich
Der Abend blau und rein;
Der Fischer sagt: „Ich fahre Dich
In's offne Meer hinein.
Vertrau Dich meinem Ruder an
Und steig in meinen Fischerkahn.“

Das Schifflein kennt nicht die Gefahr,
Schwankt leise hin und her.
Bang schaut die Maid, wo's Ufer war,
„Getrost!“ so flüstert Er.
„Uns schützt der Liebe treuer Stern,
Auf Den vertrau und Gott, den Herrn!“

Und weiter tritt der Uferrand,
Tritt weiter stets zurück.
„Mein Lieb, wir sind in Gottes Hand
Und steuern auf gut Glück!“
Doch kaum gesprochen, da entfiel,
Entschlüpfte ihm der Ruderstiel.

„Fernando! Sag, was thatest Du?!“
So schrickt empor die Maid.
„Nun treibt's den Kahn dem Zufall zu,
Ins Meer so groß und weit!“ —
Und dunkel wird es, finster sacht . . . .
Kein Stern durchblinkt die Rabennacht.

Da fängt die wilde Windsbraut an,
Das Schifflein kommt in Noth.
Es heult der ganze Ozean,
Ein Spielzeug ihm das Boot.
Der Fischer ruft: „Bewahr den Muth,
Wir sind in Gottes Vaterhut!“ —

Dem Boote dräut der Untergang,
Die Last wird ihm zu schwer.
Der Fischer sich besinnt nicht lang,
Und springt hinaus, ins Meer.
Er hält sich nur an's Schifflein an,
So schwimmt er durch den Ozean.

„Jetzt kommt der Sturm von Westen her!
Begreifst Du das Geschick?
Der Stern der Liebe treu und hehr,
Der führt uns nun zurück.
Gott selber gibt uns das Geleit,
Sei muthig, liebe Fischermaid!“

Und näher gings zum Meeresstrand, —
Bald war die Noth vorbei, ...
Schon lag das Boot am Uferrand,
Der Liebe ist Gott treu.
Ob auf dem Lande, auf dem Meer,
Die Liebe schützt und segnet er.



Winterzeit.

Von
Eufemia von Kudriaffsky.

Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruh'n geborgen
An der Mutter Brust, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.
C. J. Ph. Spitta.

Winter ist es. Aber doch nicht so todt, so einsam, wie es uns das Lied erzählt. Die „ewig Grünen" des Waldes, die Nadelhölzer, die Stecheiche, der Epheu, die Mistel, bilden einen wohlthuenden Contrast mit ihren dürren, traurig dastehenden Genossen. An der braunen Eiche, die nie ganz ihre Blätter verliert, welche verschrumpft und fahl an den Zweigen haften, hängt die kugelförmige, mit den Stielen ineinander geflochtene Schmarotzerpflanze, die Mistel, welche dem schönen Gotte Baldur, der den Frühling verkörpert, verderblich wurde, weil er, allen Pflanzen huldigend, die Unscheinbare übersah. Da schnitzte der böse Loke aus ihrem Holze den tödtlichen Pfeil für den blühenden Gefährten der lieblichen Nanna. Die Stecheiche, mit ihren festen, glänzenden, dornenbewehrten Blättern und rothen Beeren, ersetzt beim Frohnleichnamsfeste im Gebirge die Palmen- und Oelzweige der südlichen Regionen, wird aber in der Schweiz als Schenkenzeichen vor den Weinhäusern aufgehängt.

Widerstandsfähig und siegesbewußt besteht die große Familie der Nadelhölzer den Kampf mit der rauhen Jahreszeit. Wuchtig ruhen die Schneemassen auf den breit ausgestreckten Aesten, die ihrer vollen Kraft und Elasticität bedürfen, um die schwere Last zu tragen. Bezieht aber der Reif die Flur, dann blitzen und glitzern die feinen Krystalle, und ein solch' winterlicher Wald, wenn ihn auch noch der klare Mond bescheint, kann den Vergleich mit der sonnigen Sommerlandschaft aushalten. Ist es aber stille und ruhig und übt die oft warme Februarsonne ihre Kraft, dann beginnt es sich zu regen und zu rühren, ein leises Klingen wird hörbar und ein Diamantregen tropft von den Aesten langsam herab. Da schmilzt hie und

da auf dem Waldboden die leichte Schneedecke, die schöne, weiße Nieẞwurz, auch Christblume und Schneerose genannt, die sich vom Schnee die Farbe geborgt und mit der großen Blumenkrone, den festen, handförmigen, tiefgrünen Blättern das Auge erfreut, überrascht den Wanderer, der nur winterliche Zier zu dieser Zeit erwartet.

Christblume! aus dem Schnee
Hebt sie hervor ihr weiß Gesicht,
Wie Lächeln unter Weh'
Aus einem Frauenauge bricht.

Ein Bild der Festigkeit, der Ausdauer bietet sie uns, denn sie hat die rauhe Jahreszeit überwunden, sie hat geschlummert unter der kalten Schneedecke, getrauert und geduldet. Aber ihr Harren ist belohnt, sie ist berufen, als Vorbotin des Frühlings ihrer zarten Schwester, dem Schneeglöckchen, voranzueilen beim Erwachen der Natur.

Jede Jahreszeit bringt Sorgen und Mühen, aber auch jede hat ihre Freuden. Der Sommer zerstreut, der Winter vereint. Die Feste und damit verbundenen altherkömmlichen Gebräuche, die sich auf Flur und Feld abspielten, sind in die warme Stube verlegt, wo das knisternde Feuer im Kamin die richtige Begleitung singt und inniges Behagen alle Theilnehmer erfaßt. Und zur Winterszeit mehren sich die Feste, weil so manche Arbeit eingestellt, manche Hände ruhen. Der Gedenktag heimgegangener Lieben, der wohl überall gefeiert wird, zählt noch zu den Herbstfesten, aber an der Grenzscheide steht der heil. Martin, dem zu Ehren in früherer Zeit Freudenfeuer auf den Bergen angezündet wurden, wie es noch jetzt am Johannistage üblich ist. „St. Märten zündet das Feuer an," so sagt ein alter Spruch, der sich auch auf die Heizung der Stuben bezieht, die an seinem Tage, dem 11. November, schon ungemüthlich werden. Volksthümlich ist er als Patron der Gänse, die sich an seinem Gedenktage schlachten lassen, weil er, wie uns die Legende erzählt, eine ihrer Ahnfrauen vor dem bösen Wolf errettet hatte. Er gilt überhaupt als Beschützer der Vögel, und es heißen daher im Volksmunde die im Frühjahre und Herbst scharenweise durch die Luft ziehenden Krähen und Schneegänse: Martinsvögel. —

Wie zu jeder Jahreszeit wird auch jetzt der Martinstag zum Absingen von Liedern benützt, mittelst welcher die Dorfjugend Gaben, diesmal in erster Reihe Holz und Stroh, zum Martinsfeuer sammelt. Die Asche streut man über die Wintersaat und sichert sie so vor Schneckenfraß. Auch der feierliche, mit Sang und Klang begangene Märtenschmaus durfte nicht fehlen.

Bedeutsamer als Patron einer Festlichkeit, die hauptsächlich den Kindern zugute kommt, ist der heil. Nicolaus, Bischof von Myra, der gütige Gabenspender, der Schutzheilige der Schiffer bekannt. Er gab zu feierlichen Knabenfesten die Veranlassung, welche in Deutschland, Frankreich und England schon im XIII. Jahrhundert abgehalten wurden und in Auf- und Umzügen bestanden. Jenem Knaben, der den heil. Nicolaus darstellte — in England boybishop genannt, — wurde das Recht zugestanden, eine Predigt zu halten und Messe zu lesen. In Frankreich stand zwar öfters der Bischof selbst den Ceremonien vor; den Knaben jedoch, die daran im Umzuge theilnahmen, wurde erlaubt, Bestimmungen zu treffen, welchen sich der Kirchenoberste

fügte. Celebrirte dagegen ein Knabe, dann riß man ihm am Schlusse den Krummstab aus der Hand und übergab ihn mit den Worten: Deposuit potentes de sede, Demjenigen, der im nächsten Jahre diese Stelle bekleiden sollte. — Innig verbunden mit der Gestalt des kinderfreundlichen Nicolaus, ja oft mit ihm zu einer Figur verschmolzen, wo er dann Butter- oder Aschenklas heißt, ist der grimme Knecht Ruprecht, den die Wiener Krampus, die Steyrer Bartel, und die Bayern Klaubauf nennen. Ueberraschend ist der Ursprung seines Namens: Hruodperaht, ein ruhmglänzender Gott, der Wotan oder Odin der alten Deutschen, während der Name Bartel auf die Göttin Fricka oder Perchta hinweist. So finden wir in manchen Landstrichen dieses böse Princip, den Schrecken der Kinder, als Perchtel, manchmal im Pelze, mit Schellen und hölzerner Larve, dann wieder freundlich im blauen Gewande erscheinen; sie theilt Gaben aus oder fordert solche ein, wobei sie mit wilden Geberden umherspringt. In Schwaben ist es der Pelzmärte, der einmal dem heil. Nicolaus, dann auch dem Christkinde bei den üblichen Umzügen als Begleiter dient. Dem uns genügend bekannten Krampus begegnen wir aber auch in einer anderen, uns lieb gewordenen Persönlichkeit, „dem schlauen Poltergeiste“ Puck in Shakespeare's Sommernachtstraum, den die alten Abbildungen mit Hörnern, Bart und Pferdefuß, einen Besen in der Hand, also ganz entgegengesetzt von der Vorstellung zeigen, wie sie uns durch die Bühnenaufführungen geläufig ist. Auch er trägt seinen Dualismus zur Schau; wir wissen von ihm, der gleichfalls seinen Geschichtsschreiber gefunden, daß er einestheils die Dirnen neckt, der Hausfrau Hindernisse legt, den Wanderer irreleitet und verlacht, anderntheils gerne die Fleißigen belohnt. Darum läßt ihm sein Elfenkamerad die Ehre, wenn er sagt:

> Doch wer Dich freundlich grüßt, Dir Liebes thut,
> Dem hilfst Du gern und ihm gelingt es gut.

Verschieden ist die Art und Weise, wie die fröhliche Kinderwelt die Gaben des gütigen Bischofs Nicolaus in Empfang nimmt. Da uns die Legende erzählt: er habe zur Nachtzeit einem armen Edelmanne drei goldene Aepfel in die Stube geworfen, um seine Töchter vor Schande zu bewahren, denken sich die Kinder seinen Besuch auf diesem Wege und zu dieser Zeit. Da legen sie Schuhe, Körbchen oder Schlafmützen vor das Fenster — in Amerika hängen sie zur Weihnachtszeit Strümpfe an den Bettpfosten — und siehe da! am Morgen des sechsten December zieht die fröhliche Schaar die gefüllten Behältnisse jubelnd in die Stube. In Mariazell hängen die Kinder kleine Papierschiffchen an die Thürklinken der wohlhabenden Bewohner, womit sie auf den heil. Nicolaus als Schutzherrn der Schiffer deuten. Damit man ihre Absicht verstehe, heften sie einen Vers an den Spiegel des Schiffchens:

> Heiliger Sankt Nicolaus
> Mit meinem Schiff fahr' ich heut' aus,
> Gewährt mir einen guten Wind,
> Daß mein Schiff der Gefahr entrinnt.

„Der gute Wind“ bläst ihr Schifflein mit süßem Ballast wohlgefüllt in den Hafen. So ist denn der sanfte Heilige der geeignete Vorgänger des Christkindes, der allgemein verbreiteten, sehnlich herbeigewünschten

Weihnachtszeit. Die Klöpfelnächte füllen noch die Adventzeit aus, das Sternsingen wird von Weihnacht bis zum Dreikönigstage geübt. Bursche tragen einen hellerleuchteten, sich drehenden Stern, in dessen Mitte man hinter einem Glasverschlusse das Christkind sieht. Beide Gebräuche stammen aus dem XV. und XVI. Jahrhunderte. Noch jetzt sind sie in manchen Gegenden, namentlich in Bayern üblich, passende Lieder werden dabei gesungen, kleine Gaben in Geld eingeheimst. —

Und nun das Hauptfest, in dem reichen Kranze die schönste Blüthe, wo es heißt:

Ein Kind ist uns geboren,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Zum Herrschen auserkoren,
Will dienen er im Leben.

Es ist Weihnachtszeit, fröhliche Zeit, Jubel bei Groß und Klein, bei Alt und Jung, ein alter, heiliger Gebrauch der Christenheit, der seine Vorbereitung bei den heidnischen Völkern, den Persern und Egyptern findet. Denn was wir Dreizehnnächte oder Wynächte nennen, die schon bei den Germanen von Bedeutung gewesen, schließt die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigsfeste in sich. Sie war bei den genannten Völkern von astronomischer Bedeutung und zeigte auf die Verjüngung der Sonne. Das Juel- oder Joelfest war nichts anderes als die Saturnalien der Römer, welche die Deutschen das Tanfanafest nannten. Montanus leitet den Namen von den grünen Tannenzweigen her, die man bei dem Feste in der Hand trug oder Bäumchen in den Wohnraum stellte. Diese zu beleuchten, ist ein alter, heidnischer Gebrauch; der Feuercult steht mit diesem Feste im engsten Zusammenhange. Später hat sich die Sitte, den Weihnachtsbaum zu schmücken, bei den Protestanten eingebürgert; die Katholiken stellten Krippen auf, ein Gebrauch, der nur mehr auf dem Lande üblich, die Städter hingegen allgemein den grünen, flimmernden Baum zum Mittelpunkte des Festes machen.

Da steht er mit seinem tiefen Grün, mit den blitzenden Lichtern, dem süßen Aufputz, den willkommenen Gaben. In freudiger Erwartung duckt sich die junge Schaar in die Ecke der Kinderstube, die kleinen Herzen schlagen froh bewegt, leise Vermuthungen werden laut, Wünsche und Erwartungen bekommen Form und Ausdruck, bis endlich das Glöckchen erklingt. So ist es im Prunkgemache des Reichen, so in dem Stübchen des Aermeren, wo nur ein kleines Bäumchen oder gar nur ein Zweig die Bedeutsamkeit des Festes kennzeichnet.

Christtanne — grüner Baum,
Mit Gold und Schmuck und Kerzenstrahl,
Der Kindheit Wunderbaum
Wacht auf und glänzt mit einem Mal;
Wie licht umher es wird,
Hell rufen Engelstimmen nieder:
„Ob arm Du, ob verirrt,
Für Dich auch kommt ein Christtag wieder!“

In dieser Zeit fehlt es nicht an manchen mystischen Gebräuchen, welche sich an „das Fest der Feste“ knüpfen. So bekundet das in der Weihnacht geschöpfte Wasser eine besondere Kraft; Hafer und Gerste in Gefäßen unter freiem Himmel belassen, vom Thau der heiligen Nacht befeuchtet, gereichten den Pestkranken zum Heilmittel; Thiere werden zu Propheten, die Obstbäume schüttelt man, damit sie besser tragen, mancher Baum und mancher Strauch fängt zu grünen und zu blühen an. Von Bedeutsamkeit ist in manchen Gegenden der Juelblock, ein schwerer Eichenklotz, der während des ganzen Jahres im Herdfeuer glimmen soll und dessen Asche die Felder fruchtbar macht. Eine ähnliche Sitte findet man in Appenzell und Tirol, wo ein großer Block auf einem Schlitten herumgefahren wird.

Charakteristisch für die Weihnachtszeit waren die ehemals üblichen Weihnachtsspiele und Weihnachtslieder. Die ersteren haben sich in den sogenannten Krippenspielen bis auf unsere Zeit erhalten und manche unter geistlichem Schutze oder Leitung stehende Vereine und Schulen pflegen zur Weihnachtszeit kleine Darstellungen oder lebende Bilder in Scene zu setzen, denen man einen Anstrich von Kunstsinn und Poesie durchaus nicht absprechen kann. Anders in den alten Weihnachtsliedern, mit denen auch kleine dramatische Scenen verbunden waren, wie die Anbetung der Hirten, die Ankunft von Joseph und Maria in Bethlehem, worin sich im Texte theilweise ein grober Realismus, aber auch kindliche Naivetät und köstlicher Humor ausdrücken. Die Hirten sind zumeist in Verlegenheit: was sie dem Kindlein kochen sollen, denn „Brein und Stertz,“ das meint einer der Hirten, „bringt dös Kind nit über's Hertz!“ Von dem hehren Wesen der Gottesmutter sind sie so ergriffen, daß Einer ausruft: „Dös Weib da muaß a Gräfin sein,“ und der Andere findet, „sie sei regalisch anzusehen.“ Man legte diese Lieder sogar in die Hochämter am Christtage ein und noch in diesem Jahrhunderte konnte man das bekannte: „Holla, Lippel, was ist das?“ in einigen Orten Bayern's während des Offertoriums im Dialekt singen hören. Auch war es üblich, Umzüge mit einem Kinde in der Wiege zu halten, wobei Weihnachtslieder gesungen und wie gewöhnlich Gaben gesammelt wurden. Zuweilen nahmen diese Umzüge einen mystischen, überirdischen Standpunkt ein, die Personen stellten sich als Erscheinungen aus einer anderen Welt dar und so hieß es in einem dazu passenden Liede:

Wir gehen auf einem blühenden Plan,
Wir wünschen Euch all' eine gute Nacht,
Der Weg, der ist uns auf Rosen gebaut,
Wir wollen uns gehen nach dem Himmel umschauen.

Kinder- und Räthselspiele in den Stuben gehörten auch dazu, darunter das ebenfalls in Bayern übliche „Wackerlhupfen.“ Manche Speise, manches Gebäck ist der Weihnachtszeit eigen; Kuchen und Stritzel in Deutschland, der mit Kastanien oder Trüffeln gefüllte Truthahn in Frankreich und Spanien, wo auch im letzteren Lande allerhand Süßigkeiten in den mit Bändern, Lampen und Flaggen gezierten Kaufläden feilgeboten werden und die Aermeren den üblichen Tribut an ihren Grundherrn in Truthühnern, Schweinen und Oliven entrichten, dagegen eine Pastete von Salzfischen oder

Geld entgegennehmen. In Madrid verschwinden die übrigen althergebrächten Sitten mehr und mehr, welche sich nur mehr in den Provinzen erhalten haben.

Eine der erhebendsten Feierlichkeiten, die Christmette um Mitternacht, wurde in einigen Städten auf den Christtag Frühmorgens verlegt. Wo aber noch die nächtliche Festlichkeit beibehalten ist, die seltsamer Weise in Spanien „Misa del gallo," das Hahnenkrähen heißt, verfehlt sie nicht ihre feierliche, erhebende Wirkung auf die Andächtigen zu üben. Es ist ein ergreifender Augenblick, wenn mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde alle Kirchenglocken ertönen, die Posaunen vom Chore schmettern, die Priester an die Altäre treten und das große Hochamt beginnt. Da klingt der Jubel durch alle Herzen, die Bedeutung der weihevollen Stunde ergreift jedes Gemüth. Es werde Licht, und es ward Licht, wie der Dichter singt:

Da ging ein Wehen durch die Lande
Und eine Lehre wunderbar,
Zu hoch dem weisesten Verstande,
Und doch dem Kinderglauben klar!

Obgleich der Fortschritt einerseits in England ein hervorragender ist, so werden doch gewisse Gebräuche, altherkömmliche Ceremonien und Einrichtungen mit bewundernswerther Pietät festgehalten. So ist am Charfreitage die Verbrennung eines Strohpopanz, welcher den Verräther Judas darstellt, durch die Matrosen in den Hafenstädten üblich. Am Tage der unschuldigen Kinder (28. December) werden in manchen Gegenden die Kinder wachgeprügelt, um sie an den Massenmord auf das Lebhafteste zu erinnern. Dumpf erklingen die Glocken im Hinweis auf das grausame Verfahren des Herodes, später aber hell und freudig, weil ja das Christuskind der Gefahr entronnen. In England wurde das Weihnachtsfest stets feierlich begangen und unter der Regierung der Königin Elisabeth, aus Anlaß der Ernennung des Grafen Robert Dudley-Leicester zum Marschall, auf zwölf Tage ausgedehnt. Große Bankette fanden im Temple statt, wo der Kopf vom bekannten Jueleber als Tafelaufsatz nicht fehlen durfte, dem die eintretenden Diener beim Klange der Musikinstrumente gebührend Reverenz bewiesen. Aufzüge und Ceremonien fanden vor und nach der Mittagstafel statt und am Ende der zwölf Tage gab es Tänze, Maskenscherz und mythologische Darstellungen, in denen sich der romantische Geist der glänzenden Elisabethinischen Regierungsepoche überall deutlich kundgab. Der Eberkopf hat sich bis in unsere Tage als unverändertes Symbol der Weihnachtsfeier in England erhalten und der unvermeidliche, charakteristische Pudding dampft und flammt am ersten Weihnachtstage auf der festlichen Tafel. Am herrlichsten aber prangen Kirchen, Kapellen und Wohnstuben im Schmucke der immergrünen Taxus- und Stechpalmenzweige. Vom Mittelpunkte der Decke hängt die mystische und mythische Mistel im Saale des Vornehmen, wie in der Scheuer des Bauern herab, und bringt der Bursche beim Drehen im Tanze sein Mädchen unter den lebendigen, frischen Kronleuchter, dann darf er ihr ungescheut einen Kuß rauben, „under the mistletoe" ist die Freiheit gestattet. Und nicht nur allein im Lande hält der Brite an der Sitte seiner Väter fest, auch in der Fremde, noch so entfernt von der Heimat, weiß er den Tag feierlich zu begehen. In Japan, wo das milde Klima einen Ueberfluß immergrüner und selbst blühender Pflanzen

zur Weihnachtszeit hervorbringt, bieten sich ihm seine lieben Heimatsgewächse, der Epheu, die Mistel und die Stechpalme dar. In der englischen Gesandtschaftskapelle zu Yokohama sah Mr. Moßman, der längere Zeit in Japan zugebracht und dem wir ein vortreffliches Buch über dieses interessante Land verdanken, am Weihnachtstage einen überraschend schönen Pflanzenschmuck. Die Kapelle war mit Gewinden von Tannenreisig, Stechpalmen, Lorbeer und Buchsbaum so geschmackvoll geziert, daß man sich in die Zeit Richard II. versetzt sah, wo besondere Achtsamkeit auf eine solche Decorirung verwendet wurde. Die sonst kahlen Säulen standen als frischgrüne Pfeiler da, Kränze von Passionsblumen und den brennendrothen Beeren der Aucuba japonica nebst herrlichen Camelienblüthen waren an der Kanzel angebracht; viele Gattungen des schönen Chrysanthemum, der Wappenblume Japans, bildeten den Hintergrund und die schwankenden, federartigen Spitzen des Bambus reichten bis an die Decke. Geeignete Bibeltexte in roth und goldenen, alterthümlichen Buchstaben füllten die leeren Räume zwischen den Bögen aus; die Gedenktafeln zierten gelbe Immortellenkränze. Ein großes Kreuz, dessen vier Arme die inhaltsschweren Worte: Barmherzigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Friede zeigten, schwebte, in Grün gefaßt, mit weißen Blumen geziert, über dem Altar. Die Flaggen Albions wehten von der Decke und augenblicklich konnten die weit Entfernten der Heimat vergessen, sich an dem wohlbekannten, grünen Schmucke erfreuen. Welchen Gegensatz bietet dagegen das Weihnachtsfest, welches die kühnen Nordpolfahrer, Julius von Payer an der Spitze, in tiefer Nacht, in täglich sich erneuernder Lebensgefahr verlebten! Ein blaßgelber, im Süden schwebender Dämmerschein kündete am 21. December die lange Nacht an. Weder Bären, noch Menschen waren sichtbar, man hörte nur die Tritte der Nahenden. Selbst die Umrisse des Schiffes verschwanden, bloß die Räthsel des Himmels führten noch ihre erhabene Sprache. Wie ruhelose Geister irrten die Sternschnuppen durch den Raum. Sie sinken unter den Eisgruppen des Horizonts dahin — neue tauchen auf. Während einer hundert und neuntägigen Nacht treiben die beherzten Männer umher auf unbekannten Pfaden; überall Erstarrung! Und trotz der Erinnerung an Jene, die am warmen Kamin, beim Glanze der Lichter, in gesicherter Lage das Weihnachtsfest fröhlich begehen, trotz gespannter Wachsamkeit, von Gefahren umringt, gab sich die kleine Schaar doch einem augenblicklichen Gefühle der Freude hin. Ein ausgewählt köstliches Mal vereinte sie am heiligen Abende, wie am Christtage. Jeder Bewohner der Kajüte erhielt eine Flasche wirklichen Weines, die Mannschaft eine halbe, sowie eine Portion von mildem Grog. Stockfisch und ein längst gesparter Bärenbraten, Nüsse und sonstige bescheidene Zuthaten trugen als seltene Gaben dazu bei, die Fröhlichkeit zu erhöhen, welche an diesem Tage selbst den Dürftigsten belebt. Auch die sonst unersättlichen Hunde wurden satt, so daß sie das Gebotene endlich hinaustrugen und im Schnee verscharrten. Eine Kiste mitbekommener Geschenke, welche bis zu diesem Tage verschlossen blieb, wurde verlost, und große Freude erfüllte Jenen, der eine Flasche Rum oder einige Cigarren gewann! Wie anders das fröhliche Kind, welches ahnungslos, freudig und in erhöhter Lust den Baum umtanzt, sich seiner Gaben freut, vor jedem kalten Windhauche behütet, vor jeder Gefahr beschützt wird! War es Julius

von Payer auch so im Elternhause geworden? Wie mochten seine Gedanken sich zu der schönen Zeit gewendet, seine Sehnsucht inmitten der grausen Scenerie ihn zurückversetzt haben in das trauliche Heim seiner Kindheit? Muthig und unerschrocken ging er auf der selbstgewählten Laufbahn dahin und dem kühnen und tapferen Kämpfer wurde Erfolg und Ruhm zu Theil!

Der Höhepunkt der winterlichen Festlichkeiten ist mit der Weihnachtszeit erreicht, aber mancher alte, seltsame Gebrauch knüpft sich noch an die folgenden Tage. So ist es am Stephanstage, der in alter Zeit Pferstag hieß, weil man ihn mit Turnieren und Stechen feierte, üblich, daß man durch Reiten und Jagen auf Pferden Krankheit und Hexerei vertreibt. Noch jetzt umreiten die Münchner an diesem Tage die Stephanskirche dreimal während des dort abgehaltenen Hochamtes und spenden den dort stehenden Armen kleine Almosen. Fuhrwerkbesitzer stiften überdem feierliche Aemter in der genannten Kirche. Zu Arkwright in England werden Aehrenbüschel für die Vögel an die Thürpfosten der Kirche gesteckt, dagegen geht es in Irland an diesem Tage den Zaunkönigen schlecht; es wird allgemeine Jagd auf sie gemacht, welche trotz des erneuerten, gerichtlichen Verbotes noch immer stattfinden. Junge Bursche nehmen Stechpalmenzweige zur Hand, schmücken sie mit Bändern, setzen Zaunkönige darauf und gehen wie die Sternsinger von Haus zu Haus, Gaben sammelnd. Sie nennen sich Zaunkönigbuben (wrenboys) und singen Bettellieder, wie das folgende:

Zaunkönig, Zaunkönig, der Fürste der Vögel,
Hat sich in der Haide zu Stefan gefangen,
Der winzige Kerl hat viel Kinder im Haus,
Wir bitten, lieb' Frau, gebt uns was zum Schmaus.

Der Neujahrstag hat auch so Manches von den früheren Festlichkeiten beibehalten. Bei den alten Römern feierte man das Lemurenfest und opferte Bohnen, um die Todtengeister fern zu halten. Auch in Japan schreitet der Hausvater an diesem Tage durch das Haus, wirft Bohnen aus und ruft dabei: „Hinaus, böser Geist, Schätze herein!“ In unseren Tagen wird, wie es auch früher geschah, die Sylvesternacht durchwacht, beim letzten Ausklingen der Mitternachtsstunde die Gläser zum Toast erhoben. Bleigießen und das Werfen von Aepfelschalen gehört unter die harmlosen Zeichen des nicht auszurottenden Aberglaubens. Der noch vor 200 Jahren in den Dorfschaften aufgefütterte Jueleber, der für unverletzlich galt, wurde geschlachtet und verzehrt, und weil Juel oder Joel — Rad — hier: Rad der Zeit bedeutet, auch Kuchen in Rad- oder Eberform gebacken. Später ersetzte ihn das dem heil. Antonius geweihte Schwein, dessen Abschlachtung auf seinen Gedenktag, den 17. Januar verlegt wurde. Der Neujahrstag dient den Wettermachern als prophetisch; sowie er und die darauffolgenden eilf Tage sich anlassen, soll das Wetter während der zwölf Monate beschaffen sein. Am Niederrhein losen die Frauen mit zwölf Birkenstöckchen, welche den zwölf Aposteln entsprechen, denen sie das Jahr hindurch ihre besondere Verehrung zollen. Eine Frau zog einst den Judas und warf das Stäbchen verächtlich von sich. Da soll sich der Verräther gerächt und sie während der Nacht so arg geschlagen haben, daß sie verschied.

Als Schluß der Winterfeste ist uns der Dreikönigstag mit dem davon unzertrennlichen Bohnenfeste, bekannt. Er war der Wandertag der Götter, wo das Heer Wotans, auch das wilde Heer genannt, durch die Lüfte zog, die Hausthore offen, das Opfermus auf den Tischen stehen mußte. Man pflegte sich die alten Göttersagen vorzusingen. An die Stelle von Wotan's Heer traten nach Einführung des Christenthums Umzüge der drei heil. Könige und gleich den Weihnachtsliedern und anderen bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommenden ist auch in den Dreikönigsliedern viel Naivetät und ein urwüchsiger Humor bemerkbar. Die Könige zogen meist vor das Haus des Herodes, mit dem sie ein Zwiegespräch führen, ihm aber nicht recht trauen, wie sich aus den Schlußzeilen eines Liedes ergibt, wo Herodes zum Mohrenkönige spricht:

„Bist Du der König aus Mohrenland,
So reich' mir Deine rechte Hand!"

Dieser erwiedert in unumwundenem Mißtrauen:

„Meine rechte Hand, die reich' ich Dir nicht,
Du bist der Herodes, ich trau' Dir nicht!"

In einem Dreikönigsspiele aus dem XV. Jahrhundert führt sich König Balthasar also ein:

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonne hat mich so schwarz gebrannt,
Schwarz bin ich, das weiß ich,
König Balthasar heiß' ich,
Die Schuld ist meiner Kindermagd,
Daß sie mich nicht rein gewaschen hat.
Pax vobiscum! Friede sei mit Euch!
Ein' schön' guten Abend wünsche ich Euch,
Ein' schön' guten Abend den Herren und Damen,
Ein Jeder wird's nehmen in Billigkeit; Amen.

Die Anfangsbuchstaben der drei heil. Könige wurden auf Zettel geschrieben, in den Ställen als Schutzmittel gegen Seuche und Behexung angeklebt und noch jetzt sehen wir sie mit Kreide an dem Thürbalken der Bauernhäuser oder Stallungen aufgezeichnet.

Weit zurück reicht die Genesis des Bohnenfestes, des Bohnenkuchens. Schon die Römer hatten eine ähnliche Festlichkeit, die schon früher genannten Saturnalien, welche ihnen von den Griechen überkommen war. Alles geschah unter der Aegide des Saturn, die Schulen wurden geschlossen, der Senat vertagt, Herren bedienten ihre Sclaven, Väter ihre Kinder. Bei der Vertheilung des Festkuchens rief man aber den Gott Apollo mit den Worten an: „Phoebe domine! schenke die Bohne dem Würdigsten." Dieser Ausspruch hat sich, in das christliche Benedicite übersetzt, noch jetzt in Frankreich beim Genießen des Kuchens erhalten. In der Bretagne läßt man die Kuchenstücke von einem Kinde vertheilen, das größte wird für den Bettler zurückgelegt, der zuerst an dem Tage erscheint. Bis zum XII. Jahrhundert galt der Dreikönigstag als strenger Fasttag, 200 Jahre später feierte man ihn durch eine reichliche Mahlzeit. In Besançon verschmolz man die Würde des Priesters mit jener des Königs, gab ihm in der Kirche einen Palmenzweig als Scepter,

die anderen Priester huldigten ihm und er wurde verhalten, ihnen nach dem Gottesdienste einen Imbiß zu geben. So weit war er Wahlkönig, erst später entschied die in den Kuchen eingebackene Bohne.

Der Bohnenkönig durfte sich eine Königin wählen, beide schmückte man mit papierener Krone und räumte ihnen den Ehrenplatz ein. In manchen Familien überließ man die Würde einem Kinde. Bei diesen Mahlzeiten wurde tüchtig geschmaust und gezecht und es haben uns die niederländischen Maler drastische Darstellungen von jenen Gelagen gemacht, wo der Devise: „Wein, Weiber und Gesang“ gebührend Rechnung getragen wurde. Bei den Festlichkeiten, welche an diesem Tage auch in England begangen werden, spielt ein unter dem seltsamen Namen „Lammswolle“ bekanntes Getränk eine hervorragende Rolle und es ist dessen Bereitung nicht weniger eigenthümlich als sein Name. Man wirft gebratene Aepfel über einen Strick in ein mit heißem, gewürztem Bier gefülltes Gefäß. Das Getränk wird dadurch so milde und weich, wie es seine Benennung bezeichnet, doch in großen Quantitäten verbraucht, will man wissen, daß es eben keine besänftigende Wirkung hervorbringt. Man pflegt den Stamm der Aepfelbäume an der Wurzel damit zu begießen, wonach diese schöne und schmackhafte Früchte tragen.

So reiht sich Fest an Fest zur traulichen Winterszeit; was der Sommer zerstreut, das sammelt und schart sich in der traulichen Stube, im geselligen Vereine. Aber auch draußen in der nur schlummernden, doch stets schaffenden Natur ist nicht Alles erstorben. Tief gebettet unter dem weichen Schnee ruhen die Keime, bis sie die Frühlingssonne wieder zum Leben erweckt. Ja! so meint es der Dichter, so sprach es der leider zu früh im regsten Schaffensdrange dahingeschiedene, uns wohlbekannte Georg von Dyherrn aus:

Schneeflocken fallen nieder
Träumend der Erde zu,
Als suchten sie dort unten
Für sich ersehnte Ruh!

Die stillen Sternchen weben
Ein blendend weißes Kleid,
Das hüllet mit seinen Falten
Die schlafende Erde weit.

Der Wald steht wie verzaubert
Im blitzenden Sonnenstrahl,
Krystallene Säulen tragen
Das silberhelle Portal.

Und tausend Edelsteine
Leuchten, wohin man schaut,
Es ist, als harre die Kirche
Auf eine hohe Braut.

Die weichen Vließe sehnen
Sich nach dem zarten Fuß,
Die weißen Blüthen fallen
Hernieder ihr zum Gruß.

Zitternde Nebelschleier
Fließen um's Haupt ihr weich,
Blinkende Diamanten
Schmücken die Stirne ihr reich.

So harrt die Braut im Schmucke
Des Bräutigams, der sie freit,
Bezaubert ruhet sie stille
Bis zu der Lenzeszeit.

Dann fliegt sie ihm entgegen,
Tritt mit ihm zum Altar,
Vielstimmige Chöre grüßen
Das selige Liebespaar.

Und Blüthenflocken fallen
Träumend der Erde zu,
Als suchten sie dort unten
Für sich — ersehnte Ruh!



In der Schweiz.

Eine Dichtung Julius Słowacki's.

Uebersetzt von

L. Kurtzmann.*

I.

Seitdem sie wie ein gold'ner Traum verschwunden,
Kann nimmermehr mein Herz gesunden.
Was hält die Seele noch zurück hienieden,
Daß sie nicht eingeht in des Himmels Frieden?
Daß sie nicht nach den sel'gen Sphären eilt,
Wo die Geliebte, schon Erlöste weilt?

II.

Wo sich die Aar durch Schweizerberge zwingt,
Hinab vom Fels zum Abgrund schäumend springt,
Mag in die Schlucht dein schwindelnd Auge schau'n —
Siehst du die Iris dort die Brücke bau'n,

* Die nachfolgende Dichtung verdankt ihre Entstehung einem kurzen Lichtblicke in dem sonst so freudlosen Leben eines verbannten Dichters. Nach jahrelanger Trennung von der Heimat ließ ihn das Zusammentreffen mit Landsleuten momentan seine Lage vergessen, umsomehr, als ein junges, talentvolles und schönes Mädchen seine Liebe gewann und erwiederte. Nach wenigen gemeinsam verlebten Monden schlug die Trennungsstunde. Die Geliebten schieden — für immer. Dem Schmerzgefühle über diesen Verlust entsprang das vorliegende Gedicht, das man mit Recht Wahrheit und Dichtung nennen könnte. Wie ein schöner Traum war das kurze Liebesleben am Dichter vorübergerauscht, und als solchen stellt er es dar.

Was das Gedicht selbst anlangt, so sind die scheinbar zusammenhanglosen Bildchen innerlich untereinander wohl verbunden. Von Gesang II—V erzählt der Dichter die Genesis der Liebe; von VI—X ist der Aufgang zur Mittagshöhe des Liebesglücks geschildert; sowie von XV—XVII der allmälige Niedergang gezeichnet wird. Im XVII. Gesange ahnen wir mit dem Dichter den Tod der Geliebten. Die drei nachfolgenden Abschnitte enthalten die Klage um das verlorene Liebes- und Lebensglück; und der Schluß (XXI) knüpft wieder an den Anfang (I) an; nur daß wir hier schon erfüllt sehen, was dort bloßer Wunsch war.

In deutscher Uebersetzung sind bisher nur zwei Dichtungen Słowacki's, dieses Rivalen Mickiewicz's, erschienen: „Mazeppa," ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, übersetzt von August von Drake, in Both's Bühnenrepertoir, Nr. 111 (in Versen), und „Der Vater der Verpesteten in El-Arish," eine epische Dichtung, übersetzt von Theodor Stahlberger, im Programm des Krakauer Gymnasiums 1872. Eine Abhandlung über Słowacki von H. Blumenstok erschien in dem 3. Jahrgange der „Dioskuren" (1874). Eine kurze Biographie des Dichters brachte Brockhaus' „Unsere Zeit," Bd. VIII, Seite 655—656.

Der Uebersetzer.

Wie sie auf Silbernebeln sicher hängt,
Daß Nichts sie trübt, noch auch von dort verdrängt?
Ein weißes Lämmchen geht zuweilen nur
Durch unter ihr auf schmaler Spur,
Abknabbernd Hagebutt- und Hasel-Strauch.
Manchmal begehrt die durst'ge Taube auch
Für sich ein Stäubchen von dem Farbenglanz,
Fliegt schnell hindurch und läßt die Brücke ganz.
Dort sah' ich sie — und bald von Lieb' durchdrungen,
Fing ich zu glauben an, und zweifle heute kaum,
Daß sie dem Regenbogen ist entsprungen,
Entstiegen ist des Sturzbach's Schaum:
So glänzt auf ihr der lichte Sonnenstrahl,
So glüht in ihr der Quell des Lichtes klar,
So strahlt aus ihr das Licht durch's Augenpaar!
Als sie mein Aug' so sah von Haupt zu Zeh'n,
Verliebt es sich alsbald vom bloßen Seh'n.
Des trunk'nen Sinns Verlangen und Befehle
Gehorcht das Herz, dem Herzen folgt die Seele.
Und so schnell wuchs der Liebesflamme Gluth,
Daß mich's zu ihr zog durch des Falles Fluth;
Denn ich besorgte, daß der schöne Traum,
Eh' noch die Seele aus dem Schlaf erwacht,
Versinken möcht' in der Cascade Schaum,
Zergehen und verweh'n in ew'ge Nacht!
Und schrecklich war des Traumes Angst und Pein,
Weil ich sie liebte, sie schon nannte mein. —
So hab' ich sie zum erstenmal geseh'n
Hell unter'm farb'gen Irisbogen steh'n,
Da fühlt' ich mächt'ger Liebe Hauch sich regen;
Ich trat vor sie und — schaut' sie an verlegen.

III.

Sie ging — ich folgt' ihr über Berg und Thal —
Und wanderlustig kamen wir einmal
Zum Fusse jenes Alpengletschers hin,
Der, gleichend einem riesigen Delphin,
Den Leib in Eisesschuppen eingezwängt,
Sich uns zu Füssen silberglitzernd drängt,
Die schnee'gen Nüstern sind in Dampf gehüllt,
Und aus dem Rachen ihm die Rhone quillt.
Es war noch früh am Tag, der Morgen klar,
Da jagt' ich auf ein scheues Rehepaar.
Doch mußten sie dem Glück der Menschen trau'n,
Sie blieben steh'n und ließen sich beschau'n.
Vielleicht hielt sie der Liebsten Blick gebannt,

Weil sie in's Aug' ihr schauten unverwandt,
Die Köpfe aneinanderschmiegend dicht —
Und standen lange so und flohen nicht.
Da sagt ich leis': Sie sind verliebt in dich!
Ich sagt's und es belohnt für dieses Wort
Der zücht'gen Lippen erstes Lächeln mich.
Doch schnell, wie's kam, floh es an seinen Ort
Zurück, zum Sitz von Perl' und Ros'.
Und als es sah, daß sich mein Aug' nicht schloß,
Mit Purpur es ihr Antlitz übergoß.
Und wißt, daß Nichts so sehr das Herz besticht,
Der Knospe Roth nicht, wenn sie frisch aufbricht,
Noch auch der schnee'gen Jungfrau Alpenglüh'n,
Wenn d'rauf der Abendröthe Rosen blüh'n,
Als dies Erröthen ohne Schuld und Scham,
Das aus dem Lächeln seinen Ursprung nahm.

IV.

So glücklich fühlten wir uns da zu zwei'n
Allein auf einem weiten See zu sein!
Der Nachen unter uns war bloßer Schein;
Denn dort begann mit Geistern schon das Leben.
Wir konnten über Well' und Wolken schweben,
Ihr mächt'ger Wille trug uns, nicht der Kahn.
Wenn nun des blauen Wellenreiches Fee
Die Woge furchte, wie ein weißer Schwan,
Anmuthig leicht, — so folgt' ihr auf dem See
Das Boot; dem Boote folgt' in seinem Lauf
Ein heller Streif; dem folgt' der Fischlein Hauf',
Ja, schnellt zu ihr selbst aus der Woge auf.
So hatten wir ein fürstliches Geleit,
Das ganze Reich der Wogen lacht' uns an,
Zu dienen seiner Königin bereit.
Da fehlte nicht von Tauben ein Gespann,
Delphine trugen gern die holde Last,
Tief unter'm Wasser glänzte ihr Palast,
Die Mondessichel dient als Krone ihr,
Und was sie wollte, machte sie aus — mir.

V.

Einmal drang doch ein Zweifel in mich ein,
Sie müßt' kein Engel wohl vom Himmel sein.
Um mich von dieser Sünde zu befrei'n,
Gestand ich ihr's. — Gleich rudert sie an's Land,
Da, wo dem Tell geweiht das Kirchlein stand,

Und war mit leichtem Sprung am Strand.
Stieß dann den Nachen ab mit ihrem Schuh,
Daß er hinweg vom Ufer pfeilschnell flieht,
Und rufet laut, daß sie mich liebt, mir zu —
Ich aber wußte nicht, wie mir geschieht:
Ob Engel mich nach oben riefen,
Ob mich umrauschten Wassers Tiefen,
Ob Jubel mir zersprengt' die Brust,
Ob mir das Herz zerschmolz vor Lust,
Ob nicht die Seele Flügel schon bekam,
Ob nicht ein Engel in ihr Wohnung nahm,
Ob sie wohl weinen oder lachen sollte?
Alle Gefühle in wechselndem Zug
Stürmten das Herz, wie ein Taubenflug,
Der sich im Thränenthau baden wollte,
Um dann zu prunken mit schnee'gem Gefieder. —
Indem rief mich die Herrin zu sich wieder.
Kaum hatte den Befehl das Boot gehört,
Als es auch schon den Kiel zum Ufer kehrt.

VI.

Von Wald umragt, an steiler Felsenwand,
In Einsamkeit und tiefem Schweigen stand
Tell's Kirchlein, dem der See die Stufen spült.
Dort hatten wir zuerst es laut bekannt,
Was uns're Herzen längst schon still gefühlt . . .
Vor jenen Stufen zeigt das Wasser Flecken,
Der Tannen Bild, die sich zum Himmel strecken,
Und Felsenwänd'. Dort saßen wir in Ruh'
Und sah'n vor uns dem Wellenspiele zu.
Vor jenen Stufen wogt der See ohn' Ende,
Muthwillig ist die Well' und so behende,
So nimmt sie uns're Bilder auf sofort
Und nähert sie, verschlinget ihre Hände —
Obwohl bis jetzt uns nur verband das Wort.
Muthwill'ge Welle, treibst es fast zu bunt,
Dieweil du schon verein'gest Mund mit Mund!
In stetem Wechsel wogt der Welle Tanz:
Jetzt schließt sie um uns einen Strahlenkranz,
Verleiht als Engeln uns gar Himmelsglanz!
Ich denk' daran, und herbes Leid wird neu —
Treulose Welle, du! Und doch so treu!

VII.

Einmal führt mich der lichte Engel mein
Aus sonn'ger Au in eine Grotte ein,

Gewölbt aus einem mächt'gen Eiskristall.
Ein magisch Licht beleuchtet diese Hall',
Und wandelt meine Fee zum Marmorbild.
Sogar der Schmuck des Haar's, die Rose wild,
Erscheint im Reif aus Silber glitzernd weiß.
Da tropfen vom Gewölbe Thränen leis';
Die Thränen weinten Sylfen aus der Höh'
Herab auf meine stille, bleiche Fee.
Die weinten aber alle nur aus Neid.
Darum hüllt sie sich ängstlich in ihr Kleid,
Vor Neidesblick zu bergen ihren Reiz.
Legt außerdem die Hände über's Kreuz
Gefaltet auf die Brust, als wie zur Wehr,
Und steht da regungslos. — Doch um sie her
Brach sich das Licht, ein farb'ger Glorienschein
Für mein Madonnenbild aus weißem Stein,
Ich aber fiel andächtig betend ein:
Ave Maria!
Doch wie die weiße Rose, die aufbricht,
Schamhaft erröthet vor dem Tageslicht:
So treibt ihr Scham die Röthe in's Gesicht,
Daß sie verlegen von mir abgekehrt,
Wie um zu schreiben einen Namen werth,
Den Finger legte an der Grotte Wand,
Und lange da in tiefem Sinnen stand.
Darauf zu mir gewandt sprach sie ernsthaft:
Vielleicht werd' ich für diese Lieb' bestraft,
Geworfen in der Hölle Eisregionen,
Und muß in solchem Eisgefängniß wohnen,
Wie hier die Aether-, Glanz- und Farbenwelt.
Doch ich vergesse ja, daß wenn sich quält
Der helle, sonn'ge Regenbogenduft,
Erstarrt und stirbt in dieser Eiseskluft,
Ein Seufzer ihn hervorruft aus der Gruft:
Ave Maria!

VIII.

O laß uns steigen auf die schnee'gen Gipfel,
Ausruh'n im Schatten reger Tannenwipfel,
Wo man Nichts hört, als das Geläut' der Heerden.
Dort, wo erhaben über'm Qualm der Erden,
Der Jungfrau Haupt zum reinen Aether reicht,
Der flücht'ge Hirsch rasch durch den Nebel streicht.
Wo aus den Schatten auf dem Wolkenzug
Man ahnen kann des Adlers Sonnenflug.
O Liebe! komm' dorthin, in jene Welt!

Und kehren wir zurück nicht mehr in's Thal,
So wird man glauben, daß uns oben hält
Der Geister Wille in dem Himmelssaal,
Da wir uns haltend an die Sternenkette
Aufflogen zu den Kreisen der Plejade.
Dann weint um uns der Strom im Felsenbette
Der Thränen viel — löst auf sich zur Cascade.

IX.

Die Glücklichsten auf Erden ahnen kaum,
Von wo die Geister Flügel holen her,
Wo sie gleich Schwänen sitzen stumm im Traum.
Der Neugier selbst wird es zu rathen schwer,
Weß Senner-Hütte uns die Herberg' bot,
Wo uns in's Fenster nickten Rosen roth,
Wo um uns her die Kirschenbäume blühten,
Wo in den Büschen Nachtigallen brüten,
Wo sie in Nächten, duftig, lau und hell,
Sich streiten stets mit dem geschwätz'gen Quell;
Wo auf den Matten Heerden läutend geh'n —
Ach! Schön'res ward im Traum selbst nie geseh'n,
In Bild und Wort zu fassen nie versucht,
Als dies Idyll versteckt in einer Schlucht!
Ein leichter Engel hält da immerdar
Von Fels zu Fels sein schützend Flügelpaar
Und decket und versteckt das ganze Thal,
Uns, sammt der Hütte, Ros' und Nachtigall.

X.

Berauschend war der Wohlgeruch der Luft,
Berauschend für das Aug' ihr Farbenduft;
So lockt die Liebe uns in's Netz hinein.
Ein Morgen war's, wir saßen ganz allein
Und lasen in des Wasserfalles Näh'
Ein Buch, geschrieben wohl in tiefem Weh.
Da raunt ein Elf verstohlen mir in's Ohr:
Ich möcht' vom Blatt aufseh'n zu ihr empor.
Andächtig, wie ein Engel, saß sie da —
Doch als sie jetzt von mir belauscht sich sah,
Bedeckte Roth ihr trauriges Gesicht.
Ich aber weiß zu dieser Stunde nicht,
Wie es geschah, daß ich sie küssen mußt',
In Armen hielt und fühlt', wie in der Brust
Das Herz ihr schlug, das feuchte Auge strahlt'.
Da plötzlich stockt' des Wasserfalls Gewalt,

Ein Windstoß fiel ihn von der Seite an,
Warf über uns die Regenschauer dann,
Und trieb uns fort von unserm Wiesenrain —
Von da ab lasen wir nie mehr allein.

XI.

Nachdem bewachte sie ihr Lächeln besser,
Und wurde ernster, stiller, bleicher, blässer,
Hüllt' sich in immer tief're Schatten ein.
Unmuthig riß sie Rosen ab am Rain,
Und blieb am Wasserfalle sinnend steh'n,
Wie man wohl pflegt, Bekümmerte zu seh'n,
Gesenkten Haupt's, und floh aus meiner Näh',
Hielt fest die Hände auf des Halses Schnee,
Als wie in Angst, abwehrend die Gefahr.
Dann wieder blickte sie zum Himmel klar,
Der Taube gleich, die aus der Quelle trank.
Langsamer ward, bedächtiger ihr Gang,
Der Schwalben Schnelligkeit war ganz dahin —
Der Unschuld Scheu verwirrte ihren Sinn.

XII.

Reuvoll, mich zu entschuld'gen doch bestrebt,
Bat ich: So wahr ein Gott im Himmel lebt!
Du solltest mir entziehen nicht die Huld,
An Allem ist doch nur die Lilie Schuld.
Denn höre mich: Als gestern du am Quell,
Der durch die Wiese rinnet klar und hell,
Hals und Gesicht dir kühltest in der Fluth,
Hielt hinter dir, der Zofe gleich, die Huth
Der Liljenblume eine, weiß und g'rad,
Und wartete, bis du entstiegst dem Bad.
Als ich euch beide sah, so weiß dasteh'n,
Glaubt' ich im Traume Engel hell zu seh'n.
Und fing zu zittern an und bebte sehr;
Dabei berührte ich ein einz'ges Blatt.
Doch dies berührte and're Blätter mehr,
Und rauschte laut — da ließest du das Bad,
Und bist erschreckt so schnell davon geeilt,
Daß du die Lilje streiftest, die dort weilt',
Gebrochen lag der Blume Schaft, so schlank,
Die weiße Krone hin zur Erde sank.
Ich aber sann dem Traum erschrocken nach,
Wie schnell du warst, daß so die Lilie brach.
Hab' ich nun Schuld am Wasserfall beim Lesen?
An Allem ist die Lilje Schuld gewesen!

XIII.

Die Rede trieb ihr in's Gesicht das Blut,
So wie die Myrrhe weckt der Kohle Gluth.
Doch wußt' sie selber, daß sie glühte nicht.
Gleich dunklem Saphir glänzt der Augen Licht,
Es wallte stürmisch schnell der Busen weiß,
Die Schläfen brannten, wie im Fieber heiß,
Die Blum' im Haar versengend vor der Zeit.
Sonst klagte sie der Mutter all' ihr Leid,
Jetzt hörten ihr die Sterne schweigend zu,
Als längst die Mondessichel war zur Ruh',
In tiefer Nacht, da Blumen flüstern still
Zum Ohr, das eig'nem Herzen lauschen will.

XIV.

Vielleicht klagst du, o Liebe, jetzt voll Leid
Den Engeln jenen Wahn der Erdenzeit,
Erzählst und klagst dich selber an und weinst.
Wie wir vor einem Wetter flohen einst
Zu jener Grotte schaurig düst'rem Raum,
Vom Tag getrennt durch der Cascade Schaum.
Wo ein unheimlich Grau'n im Dunkel saß,
Da man gar leicht der Welt und Gott vergaß.
Wie unterird'sche Geister klagten bang,
Wie da die Sonn' auf einmal ganz verschwand,
Und Wang' an Wang' uns beide wiederfand,
Da uns erweckt' der Vögel heller Sang —
Klagst du also, zu lindern Seelenpein?
O, klage schon nicht mehr den Engeln rein;
Denn Liebe, deiner Thränen bittre Fluth
Ist für die Engel mehr als Höllengluth.
Wenn ich solch' lichter Engel sollte sein,
Und schweben sollt' im blauen Aethermeer,
Um das verklärte Haupt den Glorienschein,
Der Hellste in der Sterne gold'nem Heer —
Ich ließe froh den Glanz der Ewigkeit,
Mit dir zu leben, ach, nur kurze Zeit.

XV.

Als sie nun lassen sollt' der Grotte Raum,
Da wagte sie allein hinauszutreten kaum!
Die Sonne flößte solche Scheu ihr ein:
Daß nicht zu blendend wär' ihr Feuerschein,
Daß sie aus Zorn könnt' schwarz geworden sein.

Doch auf der ausgeweinten Wolkenwand
Hellfarbig sich ein Friedensbogen spannt.
Sie trat hinaus, und staunt' die Rose an,
Die noch so roth, wie gestern blühen kann.
Pflückt' eine ab und sah gen Himmel dann —
Dort wundert sie der Iris-Brücke Bau,
Und daß der Himmel so durchsichtig blau,
Der Neumond auch, der blaß am Himmel stand,
Daß sie sich kaum in dieses Leben fand.
Dann horcht' und sucht' sie Etwas fern und nah,
Bis sie im See ihr eigen Antlitz sah,
Das zwar noch weiß, wie Alabaster, war,
Doch schon zu blaß — die Lippe röther gar,
Doch war ihr Lächeln matt und wehmuthreich.
Als sie dies sah, löst' sie ihr Haar sogleich,
Und hüllte sich in dessen Fülle ein,
Wie um sich zu entzieh'n den Blicken mein.

XVI.

Erwartungsvolles Schweigen findet statt
Zur Stunde, da der Mond aufgehen will;
Da werden alle Nachtigallen still,
Da rühret sich kein Blättchen mehr am Baum,
Da murmelt die geschwätz'ge Quelle kaum —
Weil dies Gestirn für jedes Botschaft hat,
Für Ros' und Quell, für Nachtigall und Blatt.
Doch wenn Dianens blasser Reif sich zeigt,
In Silberwölkchen langsam aufwärts steigt:
Dann grüsset ihn die Klag' der Nachtigall,
Die Blätter auf dem Baume rauschen all',
Die Quelle rinnet lauter murmelnd gleich —
Zu solcher Stunde werden Herzen weich:
Vergeben ist all' Herzeleid und Streit,
Vergessen ist, was immer sie entzweit.
Zu solcher Stund' saß sie an meiner Seit',
Vor uns'rer Thür' und sprach in leisem Ton
Mit mir von überird'schen Dingen schon.

XVII.

Der Lerche gleich, die früh am Himmel singt,
Vom Berge her des Klausners Glöcklein klingt.
Sie hört's und spricht: Komm zu dem Alten hin,
Vielleicht, daß er erleichtert unsern Sinn,
Indem er uns von uns'rer Schuld befreit,
Die Hände ineinander legt und weiht.
So sprechend eilt sie in ihr Kämmerlein,

Schließt sorglich dessen Fensterladen dann,
— Es sähen ihr die Rosen sonst hinein —
Legt rasch die Tracht der Schweizerinnen an,
Und trat heraus. Ich traut' mir selber nicht,
Denn ihre Augen hatt' ich nie so licht,
Noch ihre Lippen je so frisch geseh'n!
Vom Kopf ließ sie ein schwarzes Flortuch wehn,
Das sollt' sie schützen vor der Sonne Brand,
Daß, wenn dieselbe ihre Strahlen sandt',
Der Flor auf's Antlitz würfe Schatten groß.
Der finst're Flor! Er hielt versteckt die Ros',
Die feucht vom Morgenthau, kaum aufgeblüht,
Neugierig an das Licht sich drängte vor.
Und da ich stets die Herzensseite hüt',
Weht' auch nach links der eifersücht'ge Thor,
So daß ich unaufhörlich mit ihm stritt,
Bis er ganz auf die linke Schulter glitt.
Oft, wenn das Glück ein Herz mit Stolz erfüllt,
Ein Zeichen ihm das nahe Leid enthüllt.
Hier war's der Flor, der mir die Aussicht barg.
Durch ihn erschien die Sennhütt' wie ein Sarg,
So still und schwarz; der Garten um das Haus
Sah wie ein Kirchhof ernst und düster aus;
Den Tauben selbst sah man die Trauer an.
Und traurig schien die Heerde auf dem Plan.
Trüb lag die Erde, dunkel da der See,
Und Alles sprach von Todes Weh' und Näh'.
Und Alles schreckt' und ängstigte mich sehr,
Als ob hierher wir kehrten nimmermehr.
So stieg ich auf den Berg verstört und bang:
Gewölk und Eis, der Fels und dunkle See;
Die Adler, gleich Guirlanden auf dem Schnee;
Die blutigrothe Sonn' im Niedergang,
Des Eremiten Klause schneebedeckt,
Davor ein riesig Hundepaar sich streckt,
Das Kreuz mit des Erlösers stummer Qual;
Klausner und Bücher in der Zelle Raum —
Dies Alles scheint mir heute wie ein Traum.
Ich seh' nur noch den letzten Sonnenstrahl
Beleuchten scheidend Christi Leidenszüge,
Wie ich den Reif ihr an den Finger füge,
Fühl' noch den Finger, kalt wie Eis. —

XVIII.

O Haine, Thäler, Wiesen, Strom und See
Was fraget ihr so traurig mich nach ihr?

Antworten kann ich nicht vor tiefem Weh',
Und wenn ich's könnt', ich schwiege doch bald still,
Weil ich ihr blaues Auge säh' vor mir,
Wie es aus Mitleid um mich weinen will,
Und säh' die Lippe, wie zum Kuß bereit.
Weh' mir! Ich fühl' auf's neu unsäglich Leid!
Wohin verberge ich das Auge mein?
Wohin die Thräne? wo bin ich allein?
Denn wo ich bin, da zeichnet meine Hand
Ihr Bild und Namen in den feuchten Sand.
Und unter Rosen irrend und Cypressen,
Dem Manne gleich, der einen Schatz besessen,
Und ihn verlor, und mit ihm den Verstand,
Und weilet nun bei Gräbern, Sarkophagen —
Hoff' ich, sie werden, wo sie blieb, mir sagen.

XIX.

Vor meinen Fenstern steigt ein Wasserstrahl,
Und fällt und klagt und weint ob seiner Qual;
Ein Fliederbaum gleich einer Harfe klingt,
Da drauf ein Chor von Nachtigallen singt;
Und eine Scheibe ist von hell'rem Glas,
Durch die der blasse Mond allnächtlich dringt,
Der schmeichelnd mir die Stirn mit Strahlen kränzt,
Wenn er mein Auge sieht von Thränen naß.
Geweckt von Mond und Quell und Nachtigall,
Schau ich hinab in's Thal, vom Mond beglänzt.
Und lausche still den Klagelauten all',
Als gält' es ihr! Dann öffnet sich mein Herz
Und bittet um ein frühes Ende Gott —
Doch ich welk' langsam hin — mich flieht der Tod —
Zu neuem Leid weckt mich das Morgenroth.

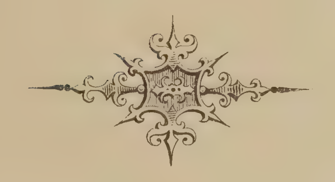
XX.

Wenn ich in jene Zeit den Geist versenk',
So weiß ich nicht, wie ich ihr Bild mir denk':
Ob so, wie sie den Kuß im Schlaf zu rauben
Mir nahet leisen Trittes, scheu wie Tauben,
Und dann, wie jene, wieder schnell enteilt,
Ob, wenn ihr Auge, offen, groß und blau,
Auf einem Blatt zugleich mit meinem weilt,
Dabei doch meinen Blick bewacht genau;
Ob, wenn sie unter ihren Tauben steht,
Gleich einer Königin voll Majestät;
Ob, wenn sie unter'm Ahorn still einschlief,

Leicht wie ein Reh im Spiele mir entlief;
Geschmückt vom Abendroth mit Rosen reich,
Oder im Mondlicht glänzend — geisterbleich.

XXI.

Wo aus dem Meer auftaucht der erste Stern,
Dahin geh' ich, aufsuchend dunkle Fern:
Am Himmel forsch' ich nach der Reiher Flug,
Wohin er geht, ich folge seinem Zug!
Ob fern, ob nah, — so hier, wie überall,
Wohin voraus ich sende Herzens Qual,
Da warten schon dieselben Tage mein:
Unglücklich war ich — werd' es immer sein!
So treibt es mich auch nur deßwegen fort,
Zu suchen meinem Schmerz den rechten Ort —
Da nimmer einen Geist sein Weg hinführt,
Der mein zerriss'nes Herz im Flug berührt.
Ein Ort, dahin der Mond in stiller Nacht
Auf Meeresfluth die gold'ne Straße zieht,
Der spricht zur traumbefang'nen Seele sacht,
Bis sie erwacht — und bangt — und mir entflieht.



Vetter Paul.

Erzählung.

Von

Luise Lecher.

I.

Es war ein lauschiges Plätzchen unter dem Hollunderstrauche am Bergrain. Die reifenden Beeren zogen Ast und Blatt tief zur Erde nieder und man mochte von dieser natürlichen Laube immerhin genügenden Schutz erhoffen gegen die Strahlen der Nachmittagsonne, die sich mit sengender Gluth über die Weingärten hinbreiteten.

Nach drei Richtungen gabelt sich hier der schmale Hohlweg und drei Personen steuern gleichzeitig dem einladenden Punkte zu: vom Walde herab, wuchtig ausschreitend, ein breitschultriger Mann in ländlicher Tracht mit stark gebräuntem Antlitze; ihm entgegen ein schlankes Mädchen mit langen, hellblonden Zöpfen; und quer durch die Rebengelände die hochschmächtige Gestalt eines jungen Jägers, zu dessen zarten Händen und feinem Teint die derbe Lodenjoppe nicht recht passen wollte.

Just vor dem Hollunderstrauche mußten die Drei zusammenstoßen und aus der mißliebigen Ueberraschung auf Aller Mienen war leicht zu ersehen, daß hier eine Person zu viel auf angenehme Rast gerechnet hatte.

Erröthend, ohne aufzublicken, zupfte das reizende Kind an einem Strauße bunter Feldblumen, noch verlegener griff der zierliche Nimrod an sein grünes Hütchen; das schmerzlichste Staunen jedoch sprach aus des Dritten Auge bei der jedenfalls unerwarteten Begegnung.

Am ehesten gefaßt war die blonde Schöne; sie rief laut mit recht spitzem Accent, der nicht zu dem lieblichen Madonnengesichtchen passen wollte:

„Nun, Vetter Paul, was gibt es denn so Verwundersames zu gucken, daß Du mir thust, als käme Dein Verstand so wenig weiter wie deine Füsse?“

Grämlich genug klang es zurück:

„Ist mir auch recht merkwürdig, Rosl, Dich so mutterseelenallein hier zu finden. Ich denke Du machst Kehrt und kommst mit mir nach Hause.“

„Das fällt mir schon gar nicht ein,“ lachte das schöne Mädchen übermüthig trotzend. „Es fehlte mir gerade noch, mich von Dir in's Schlepptau nehmen zu lassen. Besser mutterseelenallein, als zu Zweit, wo Eines so schlecht zum Anderen paßt wie Du und ich.“

„Auch gut, so bleib' allein für heut',“ brummte der abgetrumpfte Vetter, sich dem eleganten Jägersmanne zuwendend, der noch immer, die Hand an der Hutkrempe, dastand, gleichsam einen Gruß vom Anderen erwartend.

Ohne besondere Umstände faßte dieser des Jünglings Arm und spazierte an dessen Seite ruhig den Weg zurück, den er eben vom Walde herabgekommen; dabei sprach er von dem vorzüglichen Weinjahre, den Annehmlichkeiten des Landlebens, den Freuden der Jagd und dem Vortheile fester Juchtenstiefel auf steinigen Bergpfaden.

Das Opfer dieser aufgezwungenen Beredsamkeit sandte vergebliche Blicke nach dem gastlichen Hollunderstrauche und den Weingärten, die gerade jetzt, von der sinkenden Sonne beleuchtet, mit den nahezu reifen Trauben gar lockend winkten; auch flatterte zwischen den fruchtbeladenen Stöcken etwas wie blaue Bänder und goldige Flechten — aber der Jäger mußte dies Wild vorläufig wohl flattern lassen und tröstete sich auch bald im kühlen Forste, als ihm sein Begleiter ganz Erstaunliches zu berichten hatte von einem jüngst entdeckten Fuchsbaue mit bald ausgewachsenem Gewölfe, dem man mit Nächstem einen bösen Besuch zugedacht habe.

Graf Fritz v. Forstheim war ein netter Junge, der das Leben so leicht als möglich nahm; er zielte mit unermüdlichen Eifer auf jeden Hasen, der seine Bahn kreuzte, und als er eines Tages bei seinen Streifzügen einem blonden Kinde mit seltsam dunklen Augen begegnete, da fand es der gute Knabe so übel nicht, auch einmal als Zielscheibe zu dienen den glühenden Pfeilen dieser Blicke, die ganz sonderbare Revolutionen in dem bisher schier unschuldsvollen Gemüthe des künftigen Stammhalters Derer auf Forstheim hervorriefen. Aber Freund Reineke flößte dem Junker beinahe noch mehr Interesse ein, als die Besitzerin jener räthselhaften, für einen neunzehnjährigen Jüngling etwas mühsam zu ergründenden Augensterne.

Ernster schien die schöne Rosa die verfehlte Gelegenheit zu bedauern. Vor dem Grafenschlosse, an dessen Parkthor ihr Weg vorbeiführte, blieb sie stehen und sah empor durch die Doppelallee alter Kastanien, die zum Portale des stattlichen Rococobaues hinanführte. Ein langer, sprechender Sehnsuchtsblick! Er blieb hangen an den hohen Fensterscheiben, in denen der Widerschein der Abendröthe flimmerte. Er sagte so Manches, dieser Blick von ehrgeizigen Mädchenträumen, die nach Glanz und Flitter, nach Macht und Geltung schweiften.

So versunken war Rosa in ihre Gedanken, daß sie nicht bemerkte, wie sich ihr von rückwärts ein Mann näherte und neugierig die schlanke Gestalt im hellen, städtischen Kleide musterte. Er war nicht mehr jung, aber Einer von Denen, die halb durch Kunst, halb durch innere und äußere Lebhaftigkeit stets den Eindruck mannhafter Rüstigkeit machen. Ohne den breiten Panama zu lüften, fragte dieser Mann, mit vornehmer Vertraulichkeit näher herantretend:

„Ei siehe da! Die schönste Knospe unserer Nachbarschaft hat sich zur herrlichsten Blüthe entfaltet. Da darf man das niedliche Röschen wohl nicht

mehr in die Wangen kneipen und muß sich gewöhnen, dem Fräulein Rosa die Fingerspitzen zu küssen."

An der huldigenden Ansprache war nichts zu tadeln, aber der Ton macht die Musik und der Ton des Redenden mochte nicht ganz zu Sinn der jungen Dame klingen. Sie trat einen großen Schritt zurück und erwiderte so gemessen, als stünde sie droben auf den Parquetten des Schlosses:

„Ich habe mir vom Grafen Forstheim weder die erste, noch die zweite Gunst erbeten."

Gutmüthig lachte der Graf:

„Ist man so stolz und prächtig geworden hierzulande während meiner Abwesenheit? Nun nichts für ungut, liebes Kind, es war ein Scherz, wie sich denselben Jemand wohl erlauben darf, der leicht Ihr Vater sein könnte."

Auch der väterliche Ton verfing nicht ganz. Die Augen forschend über des Grafen imposante Figur gleiten lassend, meinte Rosa mit anmuthigem Lächeln:

„Wahrlich, es thut Noth, daß der Herr Graf mich an sein ehrwürdiges Alter mahnt, denn mir ist er derselbe geblieben, welcher er vor sieben Jahren gewesen, wo es ringsumher keinen kühneren Reiter und gewandteren Schwimmer gab. Noch ist man voll Bewunderung unter uns Mädchen hierorts über das letzte Wagniß, wo Graf Forstheim in Folge einer Wette über die ganze Breite des Stromes gesetzt."

Die Erinnerung an dies Meisterstück, das seinerzeit viel von sich reden gemacht, war dem Grafen durchaus nicht unangenehm; auch der Gedanke, daß all' die halbwüchsigen Zuseherinen von damals nun zu holden Jungfräuleins herangereift waren und nicht eben die häßlichste sich noch lebhaft des Eindruckes entsann, berührte ihn höchst schmeichelhaft. Er schritt, als Rosa sich mit kurzem Gruß zum Gehen wandte, neben dem munteren Mädchen her, erkundigte sich theilnehmend nach der Mutter, seiner Altersgenossin und Spielkameradin aus der Kinderzeit, besonders nach dem Vetter Paul, dessen stattlicher Hof, das älteste Freigut im Lande, auf Meilen hinaus als das Ideal einer Musterwirthschaft gelte; der Graf schien besonderen Werth auf Herstellung eines freundlichen Nachbarverhältnisses zu legen; aber Rosa flatterte leicht über diese Angelegenheiten weg und brachte das Gespräch mit geschickter Wendung auf ein Terrain, auf welchem das simple Landmädchen zum Staunen des Weltmannes sicher und graziös Bescheid wußte.

Als sich Graf Leo v. Forstheim endlich bei den ersten Häusern des Dorfes empfahl, und zwar — es war übrigens keine lebende Seele um die Wege — sowie er es zu Beginn des Gespräches scherzweise angekündigt, indem er des Mädchens Hand, aber ganz ohne Spott, an die Lippen zog, da nahm Schönröschen die Hoffnung mit sich, dem Vater Junker Fritzens nicht zum letzten Male begegnet zu sein. —

Herbstlich kühl wehte es bald nach Sonnenuntergang vom Flußufer herüber, als Rosa die große Wohnstube betrat. Besorgt erhob sich die Mutter aus dem altväterischen Lederstuhle und zündete Licht an, denn es dämmerte stark in dem braungetäfelten, saalartigen Gemache. Dann erst begann die alte Frau mit einem Tone, der gar strenge klingen sollte, jedoch eher überquoll von verhaltener Zärtlichkeit:

„Wo Du Dich nun wieder herumgetrieben, Du wildes, böses Kind! Und weißt doch, es gibt allemal Verdruß mit dem Vetter, wenn er Dich gegen Abend nicht im Hause findet.“

Röschen kauerte bequem im Sorgenstuhle der Mutter und machte sich an ihren Haaren zu schaffen; leichthin meinte sie:

„Ach was, ich vermag es nun einmal nicht, tagaus, tagein hinter dem Ofen zu stecken. Ich muß hinaus in's Freie, mich rühren und bewegen. Wird das Jahr nicht lang genug in dem ewigen Einerlei zwischen Saat und Ernte, zwischen Weinkeller und Kuhstall?“

„Es würde rascher vergehen, wenn Du theilnähmest an manchen kleinen Freuden und Sorgen, die eben zwischen Saat und Ernte, zwischen Weinkeller und Kuhstall liegen. So meint wenigstens Paul und ich denke, nicht mit Unrecht.“

„Dann hätte er mich von vorneherein zur Stallmagd erziehen sollen.“

„Es würde Deiner Bildung gewiß nicht schaden, Kind, wenn Du zuweilen nach der Milchkammer und dem Hühnerhofe blicken oder Dich um das Einwintern des Obstes bekümmern wolltest. Ich werde alt und gebrechlich und kann nicht immer zum Rechten sehen. Auch draußen gäbe es Gelegenheit genug, Dir ein wenig Motion zu verschaffen und gerne würde Paul Dein Begleiter sein auf manchem Gange durch die Felder. Aber allein sollst Du nicht in der Welt herumfliegen, namentlich ist das unpassend, seit der junge Graf wieder hier ist. Ein Mädchen hat seinen Ruf nur ein einziges Mal zu verlieren und der Deine ist dem Vetter lieb wie sein eigener, davon kannst Du überzeugt sein, Rosl!“

„Wirklich? Der gute Vetter Paul! Schier wäre man geneigt, ihn selbst für keinen Mann zu halten, da ihm nur anderer Leute Gesellschaft für sein Bäschen nicht rathsam dünkt.“

Den boshaften Ton der Tochter ignorirend, entgegnete die Mutter diesmal mit festen Nachdrucke:

„Paul ist unser nächster Anverwandter und langjähriger Hausgenosse, ja mehr noch, Dein Wohlthäter und väterlicher Freund. Uebrigens ist er ja auch nicht mehr so jung.“

„So, also nur die Jugend ist der Jugend gefährlich,“ kicherte Röschen. „Nun, dann werde ich von heut' ab nur gesetzten, angegrauten Herren danken, wenn sie mich zu grüßen wagen. Wie alt ist er denn eigentlich, mein väterlich gesinnter Freund?“

Die Frage machte die Mutter stutzen, kopfschüttelnd grübelte sie laut:

„Ja, wie alt ist er denn eigentlich, der Vetter? Nun, es kann ihm nicht viel an die Vierzig fehlen; meine Schwester war achtzehn, da sie — — nu, nu, guck' mich nur nicht so durchbohrend an, Du kleine Spürnase; ich weiß, was die Leute munkeln und erst dazumal, da war das Geschrei gar laut. Aber das ist Alles pure Verleumdung und wir haben keine Ursache, uns unseres wackeren Paul's zu schämen.“

Schnippisch, mit altkluger Miene warf Rosa hin:

„Warum aber schreibt er sich Hattinger, Paul Hattinger, wie sein mütterlicher Großvater geheißen, ja warum weiß keine Menschenseele, wer und wo sein Vater gewesen?“

Solchem Einwurfe mußte die Tante Paul's schon oft begegnet sein, denn sie erwiderte ohne Zögern:

„Das ist eine sonderbare Geschichte und da Du einmal aufmerksam bist, mag es besser sein, Dir zu sagen, was ich selber weiß, denn ganz klar ist mir die Sache nie geworden und der Vetter selbst spricht nicht gern von seinen Eltern. Höre also:

„Meine Schwester Anna war ein schönes Mädchen und der Liebling aller Welt. Selbst die Gräfin Forstheim, damals noch eine wohlconservirte, imposante Dame, behandelte die Anna wie eine Tochter und behielt sie oft tagelang auf dem Schlosse, obschon unser Vater diesen Verkehr stets mit scheelem Auge ansah. Die Gräfin brachte alle Sommer mit ihrem jüngeren Sohne Leo hier zu; der ältere Graf Hugo erschien nur zeitweilig auf Forstheim. Da mit Einem, Niemand wußte, warum, ward die Schwester blaß und traurig und schien ein geheimer Gram an ihr zu zehren. Das ging dem Vater nahe und als das Kind sichtbarlich von Tag zu Tag dahinschwand, zog er den Arzt des gräflichen Hauses zu Rathe. Der meinte nun, die Luft hier sei im Winter zu scharf und ein kurzer Stadtaufenthalt würde Alles bald wieder in's Gleiche bringen. Du weißt nun, unser Vater, der selbst eine Städterin heimgeführt hatte, die sich nie so ganz zurechtgefunden auf unserem Hofe, der war nicht sehr erbaut über die vorgeschlagene Cur, denn er fürchtete auch, die Anna werde dann alle Lust am Landleben verlieren; als aber das arme Ding immer elender aussah und ein unbändiges Verlangen nach der Stadt bezeigte, da entschloß er sich doch, sein Kind ziehen zu lassen. In der Familie des Doctors selbst fand Anna gastliche Aufnahme und schrieb nun bald die fröhlichsten Briefe. Wie aber der Frühling kam und die Genesende heim sollte, da gab es tausenderlei Ausreden und sie machte sogar halb und halb gegen des Vaters Willen eine Reise nach Italien mit des Arztes Angehörigen und dortmals muß sie auch dem Manne begegnet sein, der ihr Gatte wurde."

„Und den Namen, den Namen dieses Mannes hättest Du nie vernommen?"

„Bedenke nur, ich war damals ein Kind von zehn Jahren. Uebrigens ward er auch Anderen gegenüber streng verschwiegen gehalten. Ich weiß nur, daß er reich und vornehm war, weiß, daß der Vater spornstreichs abreiste, als man seine Einwilligung forderte, denn er war gegen die Heirat mit Leib und Seele. Bald jedoch kam er zurück, verstört und traurig, und Anna sah ihr Elternhaus niemals wieder."

Rosens boshafte Stimmung schien über dem Berichte einer wehmüthigen gewichen zu sein; in den sonst nur schalkhaft brennenden Augen glänzte ein feuchter, holder Schimmer und sie fragte mit sanfter Stimme:

„Und Du sagst, Paul's Mutter sei nicht glücklich geworden? Möcht' es doch wissen, warum man sich als Gräfin oder Baronin durchaus sollte befangener fühlen in der menschlichen Gesellschaft denn als Frau Schulmeisterin oder Müllerin?"

„Weil es nicht gut thut wenn Hohes mit Niederem, Stolz mit Bescheidenheit, Hochmuth und Dünkel mit schlichtem Sinn sich paart. Glaub' es, Kind, die Ehe ist kein Spiel für etliche vergnügliche Wochen, sondern gar

bitterer Ernst und wo nicht Gleich und Gleich zusammensteht, neben und für einander, wo Eines dem Anderen sein Geld oder seine Herkunft oder Vergangenheit zum Vorwurfe machen kann, da erscheint im Laufe eines Menschenalters sicher einmal ein böser Tag, wo ein hartes Wort geschleudert wird und solch' ein Wort von liebem Munde vergißt man nicht auf Lebenszeit. So mag's wohl der armen Schwester ergangen sein. Die Ehe war so unglücklich, daß ihr einziger Sohn sich an der Mutter Bahre von dem eigenen Vater schied auf Leben und Tod, seinem väterlichen Erbe entsagte und hieher zog, das mütterliche anzutreten. Der Großvater nahm den Enkel mit offenen Armen auf, aber ganz sollte er wieder zu uns gehören, sollte wieder den Familiennamen seiner Mutter führen. So ward es bestimmt und es mögen wohl keine leichtfertigen Gründe gewesen sein, welche den achtzehnjährigen Paul, der nicht erzogen war, ein Bauer unter Bauern zu leben, zu jenem Schritte bestimmten.

„Ich lebte, als sich dies Alles zutrug, in der Hauptstadt; bald nachher wurde ich Witwe nach einer spät geschlossenen, kurzen Ehe. Der Tod meines Vaters führte mich in's Elternhaus zurück. Freilich, viel durfte ich nicht erhoffen von der Erbschaft, denn mein Heiratsgut und d'rüber war durch unglückliche Speculationen meines Mannes verloren, das von Paul's Mutter hingegen sammt Zinsen und Zinseszinsen unangetastet geblieben und da, in dieser Zeit war's, wo ich meinen Neffen kennen lernte. Gleich einem Sohne, mit offenen Armen und offenem Herzen hat er uns empfangen und Dich, Du mußt es selbst noch wissen, brüderlich gehalten und erzogen. Er hätte ein Weib nehmen, uns Beide vor die Thür setzen können, mehr als eine stattliche Erbtochter sah aus nach dem Paul Hattinger, trotz aller Gerüchte über seine Eltern. Er aber zog es vor, Dich wie ein Fräulein zu halten, während er selbst es nicht verschmäht, überall mit Hand anzulegen, wo's Müh' und Arbeit gibt. Daß Deine Finger zart und rosig geblieben, das dankst Du ihm, der keine Schwielen scheut, daß Deine Mutter ihre alten Tage behaglich verrinnen sieht, ihm, dessen Fleiß, dessen Großmuth für uns schafft und sorgt. Freilich, hart und verschlossener, rauh und unnahbarer wird er von Jahr zu Jahr, eckig und schrullig war er von jeher; besonders gegen die Forstheim's droben ist er sogar ungerecht und Deine Anhänglichkeit an die Gräfin reizt seinen Groll noch mehr. Und Du Starrkopf bist förmlich darauf versessen, ihm entgegenzuhandeln und der anspruchsvollen Dame ein Gesellschaftsfräulein, ja fast eine Kammerzofe abzugeben, was der Base Paul Hattinger's nicht ziemt."

Rosa war um so stiller geworden, je wärmer sich die lebhafte, alte Frau in Eifer hineinredete. Jetzt aber, als es gegen die Forstheim's losging, fuhr sie leidenschaftlich dazwischen:

„Weil Paul ein Bär geworden ist, dem Alles ein Gräuel, was heiter, anmuthig und edel. Was nützt der vortreffliche Kern, wenn die Schale ungenießbar? Jeder erscheint, sowie er sich gibt und mir erscheint mein großgesinnter Herr Vetter recht kleinlich verbohrt in seinem Neid und Haß gegen jene Feinheit der Form und des Betragens, die Denen droben fast angeboren scheint."

„Glaube mir, es ist viel Hohles und Nichtiges hinter diesem blendenden Aeußeren verborgen, es geht viel Hochmuth und Ueberschätzung Hand in Hand mit dieser Dich bestechenden, ritterlichen Galanterie."

„Mag sein,“ rief Rosa aufspringend und vor dem Spiegel ihre Zöpfe zur Krone um's Haupt windend. „Mag sein, aber ich kann nicht existiren ohne die Huld der Grazien. Selbst Tand und Flitter, selbst Tünche und Firniß sind mir unentbehrlich zum Vollgenusse menschenwürdigen Daseins. Wohl weiß ich: schön leben gilt Denen droben gleich mit gut leben, aber sie thun sich und Anderen wohl damit; Paul hingegen geberdet sich, als sei es nur möglich, durch Formlosigkeit rechtschaffen zu bleiben und das ist eine Ueberhebung, die Keinem wohl, ihm selbst am wehesten thut und Alles, was jung und schön, von seinem Wege verscheucht.“

Die Mutter hatte keine Antwort auf diese Anklage. Es entstand eine lange Pause. Endlich war Rosa mit ihrem Haarputz zu Ende. Sonderbar, des Vetters Widerborstigkeit mußte ihr doch mehr zu schaffen machen, als sie eingestand. Zu wiederholten Malen wollten die Augen zu tropfen beginnen und es war wohl ein heroischer Entschluß, als sie mit plötzlichem, nicht ganz natürlichem Lachen der Mutter zurief:

„Du magst übrigens dem Paul ankündigen, daß ich mich entschlossen habe, Herrn Florian zu erhören. Er ist sein Protegé und ich will mich gegen meinen Wohlthäter und väterlichen Schützer fügsam erweisen.“

Mit diesen Worten entschlüpfte Rosa flink durch eine Thür, indeß der Vetter, dessen Schritt sie mit feinem Gehör vernommen hatte, durch die andere eintrat. Mit finsterem Blicke die Stube überschauend, frug er kurz angebunden:

„Die Rosl noch außen?“

„Bewahre, bewahre, längst ist das Kind daheim.“

Beschwichtigend schob die alte Frau ihrem Neffen das Abendbrot zurecht, doch dem schien der Imbiß nicht zu munden. Nachdem er, ohne zu trinken, in seinem Thee herumgerührt, frug er noch barscher:

„Und der Florian läßt sich auch nicht blicken?“ Herr Florian war Lehrer im benachbarten Städchen und von langeher, beinahe seit Röschens Confirmation ihr erklärter und geduldeter Bewerber. Gegen sonstige Schulmeistermanier war er Besitzer einer kugelrunden Gestalt und eines schuldenfreien Gütchens. Als Freier besaß er famose Eigenschaften; er legte mit rührender Stetigkeit und gleichmäßig ausgeglichener Gluth der Geliebten seine Huldigungen zu Füssen, verehrte ihr im Lenz die seltensten Blumen und im Herbste die feinsten Früchte seiner Zucht und recitirte mit sentimentaler Stimme an langen Winterabenden lyrische Poesien, die von verschmähter Liebe handelten. Stürmisch oder verwegen ward er nie. Rosa schätzte den Biedermann, aß das Obst, ließ die Blumen verwelken und lachte den armen Schulmeister weidlich aus, wenn er gefühlvoll wurde.

Durch Paul's energische Protection hatte es der geduldige Brautwerber im Laufe der Zeiten dahin gebracht, daß Schönröschen regelmäßig die gemeinschaftliche Stube mied, wenn Florian nicht anwesend war, was allemal geschah, wenn das übermüthige Mädchen den Armen etwas zu rücksichtslos verhöhnt und gekränkt hatte. Deßhalb auch frug Paul nach kurzer Pause, als die Tante seine erste Frage nach dem Lehrer unbeantwortet ließ:

„Hat's etwa wieder etwas gegeben zwischen den Beiden?“

Die Tante erwiderte:

„So etwas dergleichen; die Rosl mag nun einmal nicht heiraten und leicht unwillig, wenn Florian von nichts als seiner Liebe stöhnt.“

„Bah, die Rosl schwatzt in einer Stunde oft mehr, als Mancher in einem e zu verantworten vermöchte. Sie wird ein Erbarmen haben und den an nehmen. Er ist ein treuer und vor Allem ein geduldiger Bursche Geduld thut ihm Noth, dem künftigen Gesponsen dieses Sausewindes.“

Vorwurfsvoll wagte die Tante die Bemerkung: „Geduld, die hast Du t nicht mehr. Denke, daß Du Vaterstelle vertrittst an dem Kinde, daß ich alt und schwerfällig werde und oft gar nicht mehr zu fassen vermag, was in dem jungen Hirn rumort und spukt.“

„Bah, Possen, bei solchem Thunichtgut gibt's nichts zu lenken und zu leiten. Wo die Müh' umsonst, spar' ich den Athem.“

„Das ist traurig, recht traurig. Du warst der Einzige, der so rechte Gewalt gehabt über des Mädchens etwas allzu störrischen Geist. Und gewiß, mit ein wenig Liebe ist die Rosa weich zu machen wie Keine und zu Allem zu bringen, doch die hast Du eben nimmer zu ihr und Dein ewiges Schelten und Greinen macht sie nur noch verstockter gegen Dich.“

Finster, trostlos sah Paul darein bei diesen Anklagen. Sie schienen Tiefverstecktes aufzuwühlen und die Falten auf seiner hohen Stirne wurden drohend. Aber die festgekniffenen Lippen schwiegen; nur der Augen Feuer verrieth so Mancherlei:

Ja, Liebe, ein wenig Liebe! Ein wenig? Wie die Tante nur so fromm-einfältig reden mochte? Als ob man die Liebe so theilen könnte und vermessen nach Wunsch und Absicht, um da zu spenden, dort vorzuenthalten, sowie's der klügelnde Verstand befiehlt? Der Paul ist Keiner von Denen, die ihr halbes Herz verschenken, mit halbem Willen wollen, in halbem Zorne entlodern; und darauf thut er sich was zu Gute: ganz stellt er seinen Mann in Lieb' und Haß, deß' ist er sich bewußt geworden, als er mit verblutender Seele dem eigenen Vater gegengestanden an der Mutter Sarg. Damals hat er sich im Bewußtsein dieser stolzen Kraft geschieden auf immerdar vom nächsten Blutsverwandten und sollte dies Kind den Starken nun in schimpfliche Bande schlagen, dieser blonde Kobold mit den süßen, abgrundtiefen Augensternen, die vaterlose Waise, die er beschützt und behütet und die herangeblüht an Seite des Alternden, Griesgrämigen zu einer holden, gefährlichen Syrene, zu Einer jener Gottbegnadeten oder Gottverlassenen, die ganz umzaubern und fesseln, was ihnen nahet. Mit ein wenig dürftig hausgebackener Neigung, da war an dieser dornenvollen Rosa nichts zu gewinnen und viel, wie viel, ach! zu verlieren.

Männer, welche des Lebens Mitte überschritten, ohne Frauenhuld genossen zu haben, vermögen selten zu vertrauen auf die Macht der eigenen Persönlichkeit und daran glauben zu können, es gehört mit zu den unentbehrlichen Eitelkeiten der Liebe. Keines gibt ja mehr, als es rückempfängt, aber wehe dem Unseligen, der dessen nicht mehr sicher ist in selbstbewußter Männlichkeit!

Erschreckt fuhr Paul empor aus diesen und ähnlichen Grübeleien. Weichliches Hingeben an Hirngespinnste war sonst nicht seine Art. Verdrossen über den Weg, den seine Gedanken wider Willen genommen, stieß er die Tasse von sich, welche ihm die Tante frisch gefüllt hinschob, und rief mit schneidigem Hohne:

„Florian ist ganz das Männchen, wie's zu Rosl's Charakter paßt. Ein jeder Andere müßte den Verstand verlieren, so unberechenbar sind ihre Launen. Florian wird ein wenig lieben und viel, sehr viel gehorchen."

Mit offenem Munde lauschte die Tante diesen Worten:

„Jeder Andere? Ja, wo wäre denn bis heute ein anderer Freier für die Rosl gewesen?"

Wie Schuppen fiel's der Guten von den Augen:

Sollte denn wirklich hinter jener so geflissentlich zur Schau getragenen Abneigung zwischen Vetter und Böschen ein wärmeres, nach Ausdruck ringendes Gefühl sich bergen? Eigene Köpfe hatten sie wohl Beide und bei dergleichen demantharten Naturen gibt es meist böses Wetter und verheerende Frühlingsstürme, bis die Sonne einer mächtigen Neigung in ungetrübtem Glanze ersteht. Sollte sich hier vor ihren Augen solch' eine Auferstehung aus enger, finsterer Selbstsucht zu frohem Morgenjauchzen des Lichtes vollziehen?

Heftig bewegte dieser Gedanke der sorgenden Mutter Herz.

Denn dann, dann wäre auch ihr Kind gerettet vor den bethörenden Lockungen einer Welt, die nicht für dasselbe taugte, geheilt von jenem böſesten Ehrgeize des Weibes, der sich nicht bescheidet im naturgemäßen Wirken für Nächstliegendes, sondern nach Allem schweift, was unerreichbar. Eine große, starke Liebe wird selbst vehementen Naturen zum Talisman in Sturm und Drang heftiger Verblendung.

„O wenn es doch so wäre, wenn sich's fügte!" so schluchzte die alte Frau und ließ den Thränen freien Lauf, die unter der große Hornbrille herfür über die welken Wangen liefen.

Da that sich die Thür weit auf und geräuschvoll sprang Rosa herein, den kleinen Schulmeister halb mit Gewalt hinter sich d'reinschleppend. Mit hellem Lachen, hinter dessen Silbertönen gar boshafte Teufelchen lauerten, rief sie schon auf der Schwelle:

„Eitel Lust und Freude will ich offenbaren. Florian ist ein Musterliebhaber; er vergibt mir meine begangenen und weiter zu begehenden Sünden und die Mutter mag in Bälde den Hochzeitkuchen backen."

Wie von einer Natter gestochen, fuhr Paul empor:

„Laß' mir diese unziemlichen Scherze, Rosl!"

„Unziemlich," schmollte das Mädchen mit allerliebst unschuldigem Staunen. „Ich füge mich zu Aller Willen, aber weil es nicht mit den üblichen Thränenergüssen geschieht, so soll's nicht gelten? Wirbt Florian nicht lange genug? Ich bin nicht von Stein und bereit, ihn zu erhören."

„Ist heute Nachmittag, droben im Weingarten der Entschluß gereift?" fragte Paul mit bitterer Ironie, doch unverschüchtert höhnte Rosa:

„Könnte möglich sein. Ich schaffe mir einen Ehemann als Begleiter an, um allen beleidigenden Deutungen zu entgehen. Gib Dich demnach zufrieden, Vetter, bald bist Du Deines Wächteramtes quitt."

Vetter und Bäschen fixirten sich einen Moment. Es mußte doch eine zwingende Kraft in des Mannes Augen liegen, denn Rosa senkte erröthend die ihrigen. Ihr Unbehagen zu bergen, begann sie nun ein Schäckern und Necken mit Herrn Florian, der zu All' dem eigentlich das ungläubigste Gesicht schnitt und eher beängstigt denn beseligt d'reinsah, als das coquette

Mädchen den Schinken auf dem Teller zerlegte, an seinem Thee nippte und endlich gar erklärte, auf welche Weise er von nun an sein Haar zu scheiteln und die Cravatenschleife zu knüpfen habe.

Bald herrschte trotz Röschens gewaltsamer Heiterkeit ein gar drückendes Bangigkeitsgefühl auf den Anwesenden und der neugebackene Bräutigam erhob sich früher als je zum Heimgange. Schon stand Herr Florian in der Thür, da rief Paul, sich aus stummem Brüten gewaltsam aufraffend:

„Laß' Dich mein Grollen und Zweifeln nicht verdrießen, Freund. Ist es dem Fräulein Thunichtgut da wirklich Ernst, so bin ich natürlich am frohesten und mit Allem einverstanden, was Ihr beschließt. Je bälder, je lieber und erhoffen wir ein gedeihliches Eheglück. Mein Verstand reicht leider nicht hinan an Weibermucken, aber gerade noch so weit, um die Augen offen zu halten, so lange Deine Braut unter meinem Dache, unter meinem Schutze lebt. Hernach ist's an Dir, Freund, den Herrn zu zeigen und wo möglich die Fenster Deines Hauses, die nach dem Grafenschlosse führen, vermauern zu lassen. Na, seht mich nur nicht so furios an, noch sind's Kindereien, aber aus solcher Komödie wird oftmals Ernst und ich denk' immer: Trau, Schau, Wem? — Gut' Nacht und gut Heil dem Brautpaare!"

„Wie unfein, wie rüppelhaft," rief Rosa, das zierliche Näschen hoch hinaufziehend. „Und was er nur mit dem Grafen hat! Weil der arme Junge sich bemüht, im Baß zu sprechen und drei Härchen am Kinn zum Barte zu drehen, wenn er ein hübsches Mädchen sieht, stempelt ihn der Griesgram schon zum Allergefährlichsten. Freilich, tendenziöse Schönheitsverächter und Weiberfeinde sind die Forstheim's nie gewesen."

Herr Florian schnitt zu dem Gespräche keine sehr erbaute Miene. Als er, zweifelnd an dem Bestande seines Glückes und befangener denn je, durch die schmale Hausflur dem Ausgange zuwandelte, stieß er auf den Peter, einen ehemaligen Schüler, derzeit im Schlosse als Gärtnerjunge bedienstet. Scheu wollte sich der Knabe an dem Schulmeister vorbeidrücken, doch dieser, von naheliegendem Verdachte überwältigt, hielt den Burschen fest:

„Wohin so spät noch, Peter?"

Der stotterte in arger Verlegenheit:

„S' ist nur von wegen, von wegen der Rosl."

„Was soll's mit ihr?"

„Nu, s' ist nur von wegen, von wegen dem Grafen."

„Hast Du eine Botschaft vom Junker?"

„Bewahre, bewahre," stammelte Peter, um sofort völlig gefaßt hinzuzusetzen:

„Die Rosl, das Fräulein Rosa soll Morgen in aller Frühe zur Frau Gräfin hinauf; es gibt alle Hände voll zu thun, denn Graf Leo ist heute angekommen, wir kriegen ein Diner mit einem Dutzend Gängen. Das wird die Herrschaft doch nicht bewältigen; fällt sicher auch für uns was ab."

Und mit jähem Ruck hat sich der findige Junge befreit und dem Lehrer die Hausthür vor der Nase zugeschlagen.

Lange stand der Schulmeister vor dem Hause, fest entschlossen, des Burschen Rückkehr abzuwarten und denselben einem strengen Verhöre zu unterziehen. Doch die Nacht war bitter kalt und es dauerte lange. Herrn Florians

Hang zu Ruhe und Behagen stritt mit der Angst, schon als Bräutigam betrogen zu werden und so siegte endlich wie bei allem inneren Zwiespalt die obherrschende Temperamentsanlage und die neigte hier nicht zu energischem Eingreifen in den Lauf der Dinge. Der Lehrer wandte sich heimwärts und gedachte den heiklen Fall vorsichtiglich zu beschlafen.

Derweil aber trabte der Peter, von Rosen durch ein Hinterpförtchen entlassen, längst vergnügt dem Schlosse zu, in einer Hand eine kaum zu bewältigende Schinkenkeule, in der anderen ein zierliches Briefchen, dessen Adresse lautete: „An den Grafen Forstheim." Doch weilten derzeit zwei Forstheim's, Vater und Sohn, im Schlosse und einigermaßen orakelhaft dunkel hatte Schönröschens Weisung für den Boten geklungen:

„Wenn Du dem Junker begegnest, magst Du ihm mein Schreiben geben, dann bekömmst Du einen Sechser von mir. Sollte Dir aber der alte Graf begegnen, so ist's auch recht, gib wohl Achtung, dann erhältst Du für die Bestellung zwei Sechser."

Nun meinte unser wackerer Peter vollkommen unterrichtet zu sein über die Beziehungen Junker Fritzens zu Schönröschen, und von dem alleinigen Wunsche beseelt, so rasch als möglich mit dem gespendeten Leckerbissen allein zu sein, hat er es für überflüssig erachtet, dem Sinne von Rosens Auftrage nachzufragen. Jetzt vor dem Gitter des Parkes angelangt, beschlichen ihn Zweifel über Bestimmung des Schreibens, doch calculirte er ziemlich logisch:

„Junger Graf ein Sechser, alter Graf zwei Sechser! Das ist doch nicht mißzuverstehen; wahrscheinlich bittet die schöne Rosa den Vater um die Hand seines Sohnes. Natürlich gebe ich den Brief dem Alten."

Und also that er, überzeugt, dem Sinne der Absenderin gemäß gehandelt zu haben.

Des Schreibens Inhalt aber lautete:

„Herr Graf!

Es ist das letzte Mal, daß ich Ihnen antworte, denn ich habe mich heute Abend mit Herrn Florian verlobt. Wir waren wohl recht unbedachte Kinder, als wir uns zuweilen in Wald und Au zusammenfanden und gleich Kindern geberdeten bei diesen harmlosen Begegnungen, denn nie hätte ich im Ernste daran denken können, Jemand zu lieben, der mir seine Hand nicht bieten kann und darf. Dazu Ihre Jugend, Graf: bedenken Sie wohl: ein Mann ist nie zu alt, leicht aber zu jung, das Herz eines Weibes zu rühren. Nehmen Sie Ihrer zwanzigjährigen Freundin dies Bekenntniß nicht übel und bleiben Sie ein wenig gewogen Ihrer trotz alledem ergebenen

Rosa."

Leo las und las wieder.

„Sieh' sieh', also der Fritz scheint hier ganz interessante Studien zu machen. Das ist mir neu an dem Jungen und eigentlich ein Bischen früh. Er soll sofort nach der Stadt zurück, denn die Kleine scheint ein ganz wackeres Mädchen zu sein. Schade, ich hätte sie lieber für eine Coquette gehalten. Und dieser Schulmeister mit dem wohlgemästeten Bäuchlein soll die Wunderblume pflücken? Armes Kind, Du wärst eines besseren Loses werth; da

wäre es fast ein gutes Werk — — Ei, ei, nie zu alt wäre ein Mann, um zu gewinnen? Wo das Mädchen nur so vernünftige Ansichten her hat?

Immer tiefer gerieth der Graf in sanftes Schwärmen und aus Busch und Strauch lachte ihm Rosens Bild entgegen, von unsäglichem Reize umflossen. Als er endlich spät sein Lager suchte, da nahm er es mit in seine tiefsten Träume, in Träume, wie sie längst nimmer den Schlaf des Fünfzigjährigen getrübt. Er murmelte im Halbschlummer:

„Sie ist tugendhaft, hat eine Null zum Bräutigam und ein Faible für gereifte Männer."

Eine verbotene Frucht, aber vielleicht nicht unerreichbar!

Auch der Peter wälzte sich beunruhigt auf seinem Lager und dachte unter seiner Decke:

„Wenn ich's nur recht gemacht und die zwei Sechser verdient habe!"

II.

Ein feuchtglänzender Herbstmorgen. Leichter Nebeldunst über den Bergen und auf dem Anger silberschimmernde Tropfen, im Strahle der allmälig durchdringenden Sonne erglitzernd.

Thaufrisch wie eine duftige Waldblume sprang Rosa dem Grafenschlosse zu. Sie trällerte laut; sie war gegen des Vetters Willen gegangen, ihm, dem Widerborstigen, dem unnahbar Schroffen galt ihr Trutzlied, aber durch die Seele zog es in leise verhallenden Klagetönen:

„Ich hasse ihn, o wie ich ihn hasse; ich bin nicht seine Sklavin, o könnt' ich ihm nur sagen, wie wehe er mir thut."

Immer langsamer, immer weniger elastisch ward Rosens Gang; nicht viel fehlte, sie wäre umgekehrt, und die Sonne stand hoch, als Rosa auf Forstheim anlangte. Die Gräfin empfing ihren Liebling mit gewohnter Huld. Eine echte Aristokratin von altem Schrott und Korn, deren Jugenderinnerungen bis in die Tage des Wiener Congresses zurückgriffen, wo sie, eine der stolzesten magyarischen beautés, vom Kaiser Alexander zum Tanze geführt worden, verstand die alte Dame herablassend, je sogar herzlich mit Tieferstehenden zu sein, ohne sich das Mindeste an ihrer Würde zu vergeben. Gegen Röschen insbesondere schlug die Greisin einen Ton an, durch den zuweilen ein wehmüthiger Klang echter Mütterlichkeit vibrirte.

Heute sollte Rosa einige Aenderungen an der etwas veralteten Garderobe der Gräfin vornehmen; die Kammerfrau führte das Mädchen nach einem Nebentracte des Schlosses, wo ein geräumiger Gartensaal zur Aufbewahrung der kostspieligen, aber längst unbenützten Garderobe diente.

Rosa rümpfte das Näschen, als man sie hieher brachte; sonst durfte sie in den Gemächern der Gräfin nach Belieben schalten. Doch schnell orientirt über die Lage des Seitenflügels erklärte sie sofort:

„Eine nette Aussicht hier nach dem Obstgarten, aber die Sonne blendet mich; liebe Tina, schließen Sie die Fensterläden und öffnen Sie den gegenüberliegenden Eingang."

Die Kammerfrau meinte:

„Das wird kaum angehen; die Thür ist seit Jahren außer Gebrauch und Ephen hat sie von außen umsponnen."

Allein Rosa rief lachend:

„Nun, wegen einiger Epheuranken werden wir uns doch nicht an der Sonne braten lassen.“

Schon flogen die eingerosteten Flügel, energisch angefaßt, auseinander und Röschens Silberstimme klang hinaus in den stillen Vorgarten, der an zwei Seiten von niederen Mauern des Pavillons, an einer von den hohen des Schlosses selbst flankirt, an der vierten von einer halbmannshohen Taxushecke begrenzt war. Der längliche Platz, nach französischer Manier angelegt und in kleine, mit niederem Buchs besäumte und symmetrisch beschnittenen Eibenbäumchen verzierte Beetchen getheilt, lag prätentiös heimlich und steif da, mit seinen schmalen Weglein, die eher zu geometrischer Augenweide, denn zum Lustwandeln abgezirkelt schienen.

Im Mittelbeete dieser verschnörkelten Rocococultur aber wuchs, ganz im Widerspruche gegen die raffinirte Naturverschönerung ein weißblühender Rosenstrauch. Ehemals ist eine marmorene Nymphe auf dem Flecke gestanden, aber die alternde Gräfin fand die Figur nachgerade zu naturalistisch und ließ dieselbe entfernen. Da hatte nun der Gärtner, ohne erst zu fragen, den Busch hingesetzt und wachsen lassen, wie eben Rosen zu wachsen pflegen, und Keinem war es aufgefallen, wie schlecht der üppig wuchernde Strauch zu den Taxuspyramiden eigentlich passe. Jetzt eben, Ende September stand er zum zweiten Male in vollster Blüthe und Röschen jauchzte laut auf beim Anblicke der unerwarteten Pracht. Hiebei aber schweifte ihr Blick nach der Front des Schlosses, denn hier heraus mußten die Bibliothekzimmer des Grafen liegen.

„Tina, bringen Sie den Arbeitstisch hieher unter den Rosenbusch. Die Sonne scheint so angenehm, ich werde im Freien arbeiten.“

„Aber Kind, Sie klagten soeben, die Sonne sei Ihnen lästig.“

„Lästig, jetzt im Herbste wie ungereimt! Nur rasch angepackt und heraus mit dem Krame.“

„Wir werden etwas ausstreuen, es sind sehr kostbare Spitzen,“ jammerte die Tina.

„Ach bewahre, ich bürge für Alles. Gehen Sie nur hinüber, die Gräfin zu bedienen, ich komme hier ganz allein am schnellsten zu Stande.“

Die Kammerfrau ging, wie ihr geheißen und Schönröschen machte sich an's Werk. Das heißt, man pflückte einen Zweig mit halbaufgeblühten Blumen und befestigte den Schmuck zwischen den goldenen Flechten, dabei ein Liedchen summend. Erst leise, allgemach aber hob sich die Stimme zu vollen Tönen:

„Kalt liegt des Winter's Schnee
Ueber dem Feld,
Kälter macht Liebesweh'
Ringsum die Welt.

Heiß brennt der Sonne Strahl
Wohl im August,
Heißer der Liebe Qual
Tief in der Brust.

Liebe ist heißer Schnee,
Frost, der verbrennt,
Wonne im ärgsten Weh',
Tod, ohne End'.“

Droben in den Fenstern des Bibliothekzimmers ließ sich Geräusch vernehmen. Der Gesang verstummte sofort und emsig hantirten die weißen Finger zwischen Tüll und Spitzen. Graf Leo Forstheim schob die schwere Gardine zurück und blickte stumm hinab auf die lebendige Nymphe, die sich an Stelle der steinernen unter seinem Fenster etablirt hatte.

Röschen nähte unbefangen d'rauf los, kreuzte die Beine gar anmuthig, daß die zierlichen Knöchel sichtbar wurden, packte aber über kurz die Arbeit zusammen und kehrte in's Haus zurück, ohne den Blick nach oben gerichtet zu haben.

„Sie haben Recht, Tina, die Sonne sticht zu heftig," sagte sie zu der rückkehrenden Kammerfrau und reichte ihr das Tüllkleid hin, das sie mit einigen Bauschen geziert hatte.

Ein Diener brachte das Mittagmal. Sonst durfte Rosa am Familientischen speisen; heute aber war Galadiner zu Ehren Leo's und da war wohl kein Platz für die Nichte Paul Hattinger's. Schmollend überließ man der Kammerfrau die übersandten Leckerbissen und zog es vor, während diese mit Behagen schmauste, in den großen Garderobekästen zu kramen.

Neugierig bestaunte Röschen die silbergestickten und golddurchwirkten Roben, die langen Schleppen und steifen Küraßleiber dieses vergilbten Staates. Plötzlich rief das Mädchen muthwillig:

„Ich will einmal dies Ungethüm von Sammtkleid probiren, ob es mir wohl paßt."

„Die Frau Gräfin galt noch als Fünfzigerin für die bestgewachsene Dame des Ofener Hofes," sagte die Kammerfrau mit Selbstgefühl.

„Nun, dann finde ich gerade Platz in ihrer Taille," lachte Rosa und begann sich des eigenen Leinwandkleidchens zu entledigen.

„Aber Röschen, schließen Sie wenigstens die Thür," warnte die Tina; „wenn Jemand vorbeiginge."

„Ach, wer soll hier vorbeiwandeln? Höchstens ein promenirendes Hühnerpärchen. Ich bin im Nu zu Ende."

Gefällig half die Tina und in kurzer Frist stand Rosa da, tief decolltirt wie die stolzeste Comtesse, die je den Männern mit ihren runden Schultern und weißen Armen den Kopf verdreht. Selbst die Kammerfrau schlug bewundernd die Hände zusammen.

„Wie angegossen sitzt das Kleid. Ach, Röschen, Sie sind schön, und verdienten zeitlebens in Sammt einherzugehen!"

Rosa war schon seit Längerem ähnlicher Meinung. Sie trat vor den halb erblindeten Spiegel und Tina wischte mit ihrer Serviette den Rost von dem Glase.

„Ja, ich bin schön, schade, daß mich Niemand sehen kann," seufzte Rosa und horchte hinaus; es war ihr, als hörte sie den Kies vor dem Taxuszaune leise knistern.

„Ich glaube, die Gräfin klingelt," meinte das Mädchen, und die schwerhörige Kammerfrau enteilte besorgt, noch unter der Thür zurückrufend:

„Bitte recht sehr, bringen Sie hier Alles in Ordnung, es gäbe Verdruß, wenn man Sie so fände."

Doch Schönröschen schlug ein Schnippchen und sah hinaus nach dem Garten. Es ging stark gegen Abend, die Strahlen der früh untergehenden Herbstsonne warfen ihren schrägen Schein bis in den dunklen Saal und verfingen sich liebkosend in dem Golde von Rosens Haaren.

„Schade, daß mich Niemand sehen kann,“ seufzte sie nochmals vor sich hin und trat auf die Schwelle der Thür.

Ihr gegenüber hinter dem Zaune stand Leo v. Forstheim.

Ein lautes, ungeheucheltes „Ah“ freudigster Bewunderung dort, ein zweideutiges, nicht ganz gelungenes „Ah“ des Schreckens hier. Aber mit königlicher Grazie langte Rosa nach den beiden Thorflügeln, dieselben an sich heranzuziehen. Es war ein fesselndes Bild: die hohe, schlanke Gestalt, von schwarzem Sammt umwallt, die vollen Arme, wie aus Marmor gemeißelt, welche weitausgestreckt die schwere Thür nicht sofort zu bewegen vermochten. Ein schnelles Zurückweichen nach einem inneren Nebenzimmer wäre rascher und sicherer gewesen, wenn schon Flucht vonnöthen und hätte auch den armen Grafen nicht zu dem jugendlichen Kunststücke verführt, sich mit einem, für sein Alter recht gewagten Sprunge über die Hecke zu schwingen und mit ein paar weitausgreifenden Schritten in dem nämlichen Augenblicke vor dem Mädchen anzulangen, in welchem sich dasselbe bückte, um den unteren Hacken des linken Flügels vorzuschieben.

Keck griff Leo zwischen der nicht ganz geschlossenen Oeffnung hinein und legte seine Hand auf die zarten Finger, die in nervöser Hast an dem verrosteten Riegel herumtasteten.

Die Thür wich und Röschen kniete vor dem Grafen, der sich über die Büste des schönen Mädchens beugte, dasselbe aufzuheben.

„Ist Ihnen mein Erscheinen so schreckhaft, daß Sie sich sputen, Schloß und Riegel spielen zu lassen, nur um meinem Gruße zu entgehen? Wie ein Schulknabe habe ich mich vom Dessert weggestohlen, um der Fee dieses Pavillons meine Huldigung zu leisten; aber statt freundlichen Empfanges ist man Willens, mich einem Diebe gleich vor die Thür zu setzen. Was habe ich denn verbrochen, eine solche Behandlung im eigenen Hause zu verdienen?“

Ueber und über erglühend stand am Rosa vor dem Herrn des Schlosses. Sie rang nach einem Worte. Umsonst. Was sie mit Absicht, mit Raffinement fast herbeigeführt, es schreckte sie nun doch mehr, als sie sich selbst gestehen mochte. Dem Weinen nahe, haschten die Hände unwillkürlich nach einem schützenden Tuche, ihren Busen zu bedecken, auf dem sie des Grafen Blicke brennen fühlte. Sie stammelte endlich:

„Vergebung, Herr Graf; ich wollte mich soeben dieser Maskerade entledigen und Sie mißbrauchen das Gastrecht, auf solche gewaltsame Weise hier einzudringen.“

Scherzend, schmollend rief Leo:

„Niemand hat Sie als Gast bei mir eingeführt. Im Gegentheile, hinterrücks, heimlich verbirgt man Sie hier allen bewundernden Blicken und wie ein abenteuernder Ritter muß ich über Hecken und Zäune setzen, um das verzauberte Röschen zu schauen. Solch' verwegene Jünglingsthat hätte wohl Anspruch auf einen Lohn, wie ihn sonst nur die Jugend fordern darf.“

Er näherte sich, vom Reize der Situation verführt, mit den Lippen den weißen Schultern. Aber glatt und flink entschlüpfte Rosa und verschanzte sich hinter dem Tische, der noch bedeckt war mit allerlei Krimskrams der Schneiderin.

„Herr Graf, ich setze nie wieder einen Fuß in Ihr Haus, wenn Sie derart vergessen, was zwischen uns steht."

„Nichts vor der Hand, als ein ganz unbequemer Tisch," sprach der Graf mit Laune.

„Eine ganze Welt von Dünkel und Vorurtheil, von Stolz und Uebermuth," rief Rosa mit flammendem Blicke.

Das gewaltsame Pathos kam dem Grafen nicht zu Paß; er trat einen Schritt zurück, biß sich auf die Lippen und sprach mit entschiedener Ironie:

„Nicht übel, gestern der Sohn, heute der Vater. Sie haben Recht, mein schönes Kind, ich bin ein alter Geck und Fritz ein junger Laffe. Sie allein sind nüchtern und besonnen und wissen, was sich ziemt. Ich gratulire Herrn Florian zu seiner tugendhaften Frau."

Rosa änderte den Ton. Das Tuch, das sie schon in Händen hielt, sie vergaß es um den Nacken zu schlingen; das Spiel fing an, die Evatochter zu interessiren, zu reizen; sie fragte:

„Herr Graf, wie soll ich diese Andeutungen verstehen?"

„Sie haben die Neigung meines Sohnes zurückgewiesen."

„Hat er es dem Vater gestanden?"

„Nein, aber ich weiß es doch. Sie wollen des Ferneren den biederen Schulmeister Florian mit dieser schönen Hand beglücken. Lieben Sie diesen musterhaften Jüngling?"

„Ich hoffe ihn glücklich zu machen."

„Und Ihr Glück?"

„Das wohnt wohl in den Sternen. In meiner Kindheit träumte ich von einem Prinzen, der kam, mich zu erlösen aus den engen Kreisen, darin ich mich nicht zu bescheiden weiß. Es war ein Traum, aber ich werde Zeit meines Lebens an der Erinnerung kranken."

Die Worte mußten aus dem Herzen kommen, so viel Schmelz lag in Rosens Stimme. Leo's Blick hob sich von der Büste nach den Augen, nach der Seele des Weibes.

„Vielleicht war doch mein Sohn der Prinz Ihrer Phantasie?"

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„Den Prinzen meiner Sehnsucht hab' ich geliebt und darum für ihn und mich jenes Glück gefunden, dessen der Mensch bedarf. Treue Liebe füllt selbst die Kluft aus zwischen dem Bettlerkinde und dem Königssohne."

„Und Fritz haben Sie nicht geliebt?"

„Nein, Herr Graf, ich habe ihn nicht geliebt."

„Sie lieben demnach Ihren Verlobten?"

„Ich liebe auch ihn nicht, — aber was soll das, ich werde und muß doch sein Weib werden."

„Sie müssen? Wer kann Sie zwingen?"

„Mein Verstand, Herr Graf, der mich nie verlassen wird, selbst wenn thörichte Leidenschaft, mein Herz ergriffe. Ich flüchte in die Bande einer

nüchternen Ehe, mich zu bewahren vor allzulieblichen Täuschungen — die eben Täuschungen sind."

„Und mein Sohn?"

„Ist ein Kind mir gegenüber; Herr Graf, ich bin zwanzig Jahre alt."

„Und hätten nie geliebt! Ich kann's nicht glauben."

Aller Spott, alle Ironie waren vergessen; mit dem Tone eines liebenden Jünglings stellte der Graf seine Frage; doch je heißer er drängte, je kälter ward Rosa, je sicherer und berechnender; sie sprach bestimmt:

„Ich werde niemals lieben."

„Weil Sie nicht wollen."

„Allerdings, Herr Graf, weil ich nicht will."

Jetzt war auch der Augenblick gekommen, ihr Tuch um die Schultern zu werfen. Es war, als ginge ein Frösteln über Rosens Leib, wenigstens schien sie sehr blaß zu werden, denn der letzte Sonnenstrahl war von ihrem Gesichte entwichen. Aber Leo bebte vor Aufregung und sagte, all' seiner Zurückhaltung vergessend:

„Rosa, Rosa, wissen Sie, daß ich im Stande wäre, viel, gar viel zu thun, diesen unnatürlichen Mädchenwillen zu berechen und ihm mein Joch aufzuzwingen."

Jetzt auch fühlte Rosa ihr Herz erbeben; von ihrer Antwort hing Alles ab; sie sprach ausweichend:

„Dann könnt' es mehr Thränen geben, als Ihnen lieb wäre, Graf, denn Sie sehen nicht aus, als fänden Sie Gefallen an Weiberthränen."

„Warum, wenn sie aus solchen Augen fließen? Nach feuchten Regenschauern glüht die Sonne desto wärmer. Ich habe schon mehr solcher Thränenbäche getrocknet, denn man pflegt mir zu vertrauen: ich habe viel geliebt, doch nie ein Weib getäuscht."

„Das weiß ich, das fühl' ich und darum werden Sie mich schonen."

„Sie könnten meinem Mannesworte Glauben schenken?"

Er rief es innig bewegt, mit der ganzen Gluth des Alternden, der sein Letztes einsetzt, noch einmal werbend zu gewinnen. Rosa war während des leidenschaftlich geführten Gespräches bis zu dem offenstehenden Kleiderschranke zurückgewichen und vergrub das Antlitz und die bebenden Glieder zwischen den Spitzen- und Seidenroben der Gräfin.

Da stand plötzlich Fritz inmitten der Thür:

„Ei, hier stört man wohl, wie konnte ich ahnen, Papa, nach Deinem Tugendsermon von heute Morgen!"

Schon war der junge Graf wieder verschwunden, aber der Blick, den er auf die verstörte Mädchengestalt und von dieser auf den überraschten Vater geworfen, sagte mehr als alle Worte.

Vernichtet, halb ohnmächtig lehnte Rosa im Fond des Schrankes. Leo kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit; allein die Tieferregte, Arggedemüthigte wollte von keinem Troste wissen. Wenn Fritz, von Rachedurst und Eifersucht geleitet, der Gräfin, wohl gar dem Vetter erzählte, was er gesehen, zu sehen vermeint! Umsonst versprach Leo mit allen heiligen Eiden, Alles auf sich zu nehmen, dem Sohne den Mund zu schließen, Rosa drängte den Grafen heftig hinaus, verriegelte die

Thür und begann in wilder Hast sich des fremden Staates zu entledigen. Nicht rasch genug glaubte sie nun dem Schlosse und dessen Bewohnern entfliehen zu können.

Während des Entkleidens wollte die arme Sünderin einige Male ein Schwindel befallen. In dem energischen Bestreben, den Kopf obenauf zu behalten, fuhr Rosa mechanisch in die Tasche des halb abgestreiften Sammtkleides: sie fühlte ein Papier in der Hand und suchte sich nunmehr zu entsinnen, wie dasselbe dahineingerathen sein möge. Ein arg vergilbter Brief war's, die Schriftzüge fest und markig — Paul's Bäschen meinte diese geradestehenden, breitspurigen Lettern zu kennen. In's Fenster tretend, um in der stark einfallenden Dämmerung lesen zu können, fiel ihr vorerst der Datum in's Auge. Er nannte just den Tag von Rosens Geburt. Gespannt, ohne weiter nachzudenken, ob sie befugt sei dazu, las das Mädchen Folgendes:

„Frau Gräfin!

Ihre Anfrage ist nutzlos. Selbst der Tod Graf Hugo's ändert nichts an meinem Entschlusse. Mein Haß galt nicht dem Vater allein, sondern der ganzen hochgeborenen Sippe und ich habe geschworen, nichts mehr im Leben gemein zu haben mit Leuten, die meine unglückselige Mutter buchstäblich zu Tode gemartert. Leo mag sich trösten, nie werde ich mit Ansprüchen irgend welcher Art an ihn oder seine Erben herantreten. Ich verzichte heute auf alle Vorrechte meiner Geburt, sowie ich vor einem Jahre verzichtet und das Geschlecht der Forstheim bleibe fortan ein Fremdes für mich und meine zukünftigen Kinder.

P. H."

Von wem war der Brief? Offenbar von einem legitimen, vollberechtigten Sohne Hugo's, des verstorbenen, bedeutend älteren Bruder Leo's. Sonderbar! wie ähnelten doch diese Verhältnisse jenen des Vetters und selbst die Schrift — — — —

Ein zwingend aufblitzender Gedanke, eine Vision, die, je länger festgehalten, je bestimmtere Formen gewinnt. Rosa sieht die Scene vor sich, wie sie sich wohl damals vor zwei Decennien abgespielt; die geburtsstolze Stammmutter eines erlauchten Hauses und ihr entgegenstehend ein neunzehnjähriger Brausekopf, der es wagte, mit souveräner Verachtung von sich zu stoßen, was des Adels Hort und Halt: den alten, unbefleckten Namen. Deutlich, schier greifbar meint sie ihn zu schauen, den Jüngling mit dem klaren, freien Blicke der leuchtenden Augen, dem selbstbewußt trotzigen Zuge der Forstheim's um die vornehmen Lippen, das lockige Haar um die hohe Stirne spielend, sowie er noch oft vor ihr gestanden vor zwei, drei Jahren, der nun in Dünkel und Eigenart verrottete Sonderling.

Und sonnenklar ward's mit Einem vor Röschens Seele, die in ähnlichem Trotze befangen schmachtete. Wie mit Händen greifbar lagen sie da, jene Fäden, die sich in vergangenen Tagen geheimnißvoll von dem Grafenschlosse zum Freihofe gesponnen. Eine erblühende Schönheit drunt' im Thale, ein feurig wagendes, kühn begehrendes Geschlecht droben auf der Höh'. So war's vor vierzig Jahren gewesen und heute, heute war's nicht viel anders. Das, was Rosa erstrebte in verblendetem Ehrgeize, das hatte ihr

nächster Anverwandter von sich geworfen und war zurückgekehrt unter das niedere Dach seiner Mutter, das Gleichgewicht des Herzens wiederzufinden, das er in des Vaters Prunkgemächern verloren. —

Fliegend warf Rosa nun Alles ab, was nicht ihr gehörte, fliegend enteilte sie den Mauern des Schlosses und jagte in fiebender Hast durch das graue Zwielicht der Heimat zu.

Der Heimat! O wie sie nun brannte, vor ihn hinzutreten und den Blick in seinen tauchend, ihm zu sagen — — — Ihm zu sagen? Was? Daß die erwachsene, die stolze, die vielumworbene Rosa sich in Sehnsucht verzehre nach jenen Zeiten, da sie mit frommen Kinderaugen aufgeblickt zum Vetter Paul, wenn sie das matte Köpfchen an seine Kniee gelehnt. Welch' ein Dämon war es nur, der sie dem väterlichen, dem brüderlichen, dem wahrsten Freunde entfremdet, der sie hingetrieben nach glänzenden Kreisen, dort ihren Ruf, ihre Ehre, ihr Herz sogar auf's Spiel zu setzen? War's Eitelkeit, Genußsucht allein? Ach nein, es war ein anderes, tiefer wühlendes Gefühl, das ihr daheim die Ruhe gestört, die Lust und Freude geraubt, den Frohmuth der Jugend untergraben: es war des Vetters Kaltsinn!

Der war das Gespenst, das sie in falsche Bahnen trieb, eine gemeine Coquette, eine Abenteurerin fast aus ihr gemacht. Ließ er's denn gelten, daß sie jung war und liebebedürftig, daß sie schön war und liebenswerth? „O wenn er mir nur einmal einen bewundernden Blick gegönnt, ein trautes Wort, eine sanfte Liebkosung, wenn Paul mir einmal nahte, wie heute der Graf, dann, ja dann bräche die Welt rings umher zusammen und mit meinen beiden schwachen Armen schlänge ich Vergangenheit und Zukunft in Liebe aufgelöst um seinen Nacken!"

Schon stand Rosa im Hofe, vor der hellerleuchteten Wohnstube. Sie wagte nicht einzutreten, in so heftiger Erregung glühten ihre Wangen und sie lehnte sich ein wenig zu sammeln, an das Rebengeländer, welches sich von Fenster zu Fenster spann. Eben sagte drinnen die Mutter:

„Ich habe vor einer Stunde den Florian geschickt, das Kind heimzuholen."

Höhnender als je klang es von Paul's Lippen:

„Ein vollkommen ausreichender Schutz. Wenn das Pärchen dem gnädigen Junker begegnet, so läßt Dein sittsames Töchterlein den gehorsamen Bräutigam bei Seite treten, um des Grafen Gruß entgegenzunehmen."

„Aber Paul, das sind heillose Reden."

„Lange nicht so heillos, wie der Rosl ihr Thun. Meinst Du, ich durchschaue das Spiel nicht? Mich dauert nur der Florian in seiner unzerstörbaren Gutmüthigkeit."

Pause.

Dann die Mutter mit einer Stimme, der man den gewaltsamen Anlauf von ferne anmerkte:

„Ach Paul, Du, Du dauerst mich noch viel mehr. Wenn Du lieber ein wenig die Augen aufthätest, anstatt Dich in hartnäckigem Grolle gegen die Rosl zu verbittern, wenn Du sehen wolltest, was Dein sein könnte, wenn Du nur wolltest, es möcht' uns Allen besser werden. Der Florian findet

wie leicht ein passenderes Weib, aber Du, Paul, siehst Du, Du findest keines mehr, wenn Du in blindem Eigensinne die Rosl von Dir lässest."

Wieder eine Pause. Wohl mochte die alte Frau mit Bangen der Erwiderung auf ihre gewagte Wendung harren. Aber noch Jemand fühlte Tod und Leben an Paul's Antwort hangen.

Es dauerte lange, bis sie kam. Endlich ließ sich's vernehmen, mehr gestöhnt als gesprochen:

„O warum auch nicht? Passen wir doch ganz vortrefflich zusammen, ich und die Rosl. Es müßte mir gar nicht so übel lassen, als Pantoffelheld, als girrender Schwächling jeder Laune meiner Herrin huldigend, jeden Fußtritt hinnehmend, vor jeder Stirnfalte erzitternd, jeden Kuß erbettelnd! Pfui doch, pfui über mich, wenn ich mich so vergässe! Ich bin ein Bauer geworden, 's ist leider wahr, ein unholder Bär, aber mein Weib müßte mich lieben können, sowie ich nun einmal bin, mit all' meinen Schwächen und Fehlern. Rosa aber wird nie etwas lieben als ihr eitles, glattes Lärvchen, das mir überdies so gleichgiltig ist, wie — — —"

Er hielt inne. Ihm war's, als hätte er draußen vor dem Fenster einen leise wimmernden Schrei vernommen; doch mußte es wohl Täuschung sein, die Mutter hatte nichts gehört und fortan blieb Alles still.

Das Gespräch aber wurde nicht weiter fortgesetzt.

Tags darauf erkrankte Rosa an einem heftigen Fieber und mußte das Zimmer hüten; als sie nach Verlauf einer Woche wieder zum Vorschein kam, da schien sie all' ihre Schalkhaftigkeit und Dreistigkeit eingebüßt zu haben: bleich und ernst, schier wortlos schlich das Mädchen umher, nur die Augen flackerten noch zuweilen auf, mit jenem gefährlichen Glanze, der ihnen eigen war. Auch Paul schien äußerlich starr und ungebeugt, aber auch sein Blick fuhr oft in's Unstete oder haftete insgeheim mit kaum verhaltener Zärtlichkeit auf dem nunmehr so milden, echt weiblichen Madonnengesichtchen seiner Base.

Der Hochzeitstag war festgesetzt auf Mitte November, allein die Stimmung der Betheiligten war keine festliche. Die bleiche Braut nahm nach völliger Genesung ihre gewohnten Spaziergänge wieder auf. Angeblich ging ihr Weg nach dem Schulmeisterhause, wo es mit Einrichtung des neuen Haushaltes mancherlei zu schaffen gab. Aber merkwürdig, just immer kam die künftige Hausfrau da an, wenn sich Herr Florian eben aufgemacht hatte, seine Verlobte heimzusuchen, und noch merkwürdiger, trotzdem der Weg vom Hattingerhofe beim Schloßparke vorbei so plan und eben hinlief, trotzdem gab es ein ewiges Verfehlen und Mißverstehen, ein Erwarten am falschen Orte und Eintreffen zu unrechter Stunde zwischen den Brautleuten. Doch schien dies weder Paul, noch den Lehrer zu beunruhigen; denn der vielbeargwohnte Junker war längst mit seiner Großmutter auf Reisen und nur Leo hauste noch einsam und wenig sichtbar droben auf Forstheim.

So rückte der Winter allgemach in's Land: das dürre Laub fiel, die letzten Singvögel waren fortgezogen, dann und wann noch pilgerten Schaaren von Wildgänsen, baldigen Schnee verkündend, durch die graue, feuchte Luft, das Gezücht der Raben und Dohlen machte sich breit auf den

Stoppelfeldern mit heiserem Schrei und schwerfälligem Geflatter — und immer noch strich Schönröschen, unbekümmert um Morgenreif und Abendnebel, frei und frank im Walde umher, dessen Blätterschmuck den Boden deckte.

Auch der Vetter war wenig daheim, vermied aber geflissentlich die Wege, auf denen er seinem Bäschen begegnen konnte.

An einem der letzten Octobertage wandelte er zweck- und ziellos zwischen den abgeernteten Weingärten dahin. Der sonst so Thätige, Stramme, er fühlte sich müde und abgespannt, wie nie vorher. Fast verstrickt lag er in Banden, die er zu fliehen meinte, heiß schnürte es dem Eigensinnigen die Brust zusammen und mit jedem Ruck, sich zu befreien, zog er das Netz fester um sich. Ihr allein galt all' sein Denken und wenn er es bannen wollte, das gefährliche Mädchenbild, da ward es stumpf und leer in seiner Seele. So innerlich kämpfend und des Weges kaum achtend, kam Paul zu einer Stelle, wo Wald und Schloßpark sich berühren, eines in's andere übergehend. Dort stand als letzter Vorposten künstlicher Naturverschönerung ein kleines Lusthäuschen, von außen roh gefügt aus unbehauenen Stämmen; aus der weitgeöffneten Thür jedoch glänzte eine wahre Pracht von innerem Luxus dem staunenden Blicke entgegen. Nie hatte Paul den Fleck betreten, wohin ihn heute seine Zerstreutheit geführt; systematisch mied er des Parkes Umgebung, aber diesmal, einer unwillkürlichen Neugierde folgend, trat er ganz heran, den Pavillon zu besehen und sich zu überzeugen, ob wirklich Niemand daselbst anwesend. Das kleine Gemach, mit dunklen Tapeten und werthvollen Kupferstichen reich geschmückt, war leer. Quer vor dem Eingange lag ein umgestürzter Stuhl und den Eintretenden umfing betäubender Blumenduft; auf dem kunstvoll eingelegten Tische stand eine Vase mit seltenen Treibhauspflanzen, daneben ein eleganter Männerhut; seitab auf dem bunten Teppich aber lag ein Taschentuch und ein himmelblaues Seidenband.

Paul rang nach Fassung; zitternd griff er vorerst nach dem Tuche, es trug die Chiffre Leo von Forstheim's, darüber die neungezackte Krone; er langte nach dem Bande — daran hing ein langes, blondes Frauenhaar, so goldig glänzend, wie es nur Einer gehört haben konnte. — — —

Tiefe Stille ringsumher und tiefe, schwere Athemzüge. Paul schob die dunkle Gardine bei Seite, um besser zu sehen, aber der hellste Sonnenschein hätte nichts klarer zu beleuchten, die schwärzeste Nacht nichts weiter zu verhüllen gemocht. Er meinte mehr als genug zu wissen und wankte von dannen.

Nach einigen Stunden sein Haus betretend, fand er vor dem Hofthor Graf Leo's Equipage stehen. Das war zu viel: mit einem Schrei der Wuth und ein paar wahren Tigersätzen stand er drinnen im Wohngemache. Jetzt galt es nicht mehr bloß dem Glücke seines Liebsten, jetzt galt es der Ehre des Hauses, die er bedroht wähnte von einem Jener, die er haßte auf Tod und Leben.

Wie vortheilhaft Leo's Ruhe abstach gegen Paul's völlige Fassungslosigkeit, dieser selbst mochte es beim ersten Blicke fühlen. Er rang nach einem Worte, doch der Graf kam und sprach mit verbindlichem Kopfneigen den Hereinstürmenden an:

„Nicht der Oheim ist es, der seinen Neffen aufsucht. Ich habe mit dem Sohne meines Bruders nichts zu schaffen. Graf Leo v. Forstheim ist hier, um von Paul Hattinger die Hand seiner Nichte zu erbitten.“

Paul stand sprachlos, waffenlos, geschlagen und gezüchtigt bis in die geheimsten Fibern seines mißtrauischen Gemüthes. Sein Auge schweifte von der Base zum Grafen und wieder zu Rosen zurück. Sie war auffallend bleich, die Augen schwarz wie glühende Kohlen, die weißen Hände schlaff im Schoße ruhend.

Mit einer Stimme, die bebte vor Schmerz und Qual, fragte Paul, dicht an das Mädchen herantretend:

„Ist dieser Mann, dieser Graf ermächtigt, von Dir ermächtigt zu diesem Schritte?“

Es erfolgte keine Antwort.

Eindringlicher, doch leise sich zu Röschens Ohre neigend, frug Paul wieder:

„Mußt Du ihm angehören, bist Du ihm ergeben mit Leib und Seele?“

Auf schnellte Rosa; zornglühend und prächtig stand sie da, so schlank und königlich, so erhaben und sicher erst den Grafen, dann den Vetter mit einem Blicke echtjungfräulichen Stolzes niederschmetternd. Dann sprach sie mit kalter, klarer Betonung:

„Ich will sein Weib werden, weil ich ihn liebe.“

Leo näherte sich würdevoll, im Begriffe, Rosens Hand an die Lippen zu ziehen, doch scheu, in sich zusammenschreckend wich sie des Grafen Berührung aus. So wandte sich derselbe an Paul und sprach mit leiser Ironie, an den wild Dareinstierenden herantretend:

„Lieber Freund Hattinger! Sie, gerade Sie werden begreifen, daß ich wohl nicht anders, denn als erwarteter und begünstigter Freier Ihr Haus betreten durfte. Auch geschah es zum ersten und zum letzten Male. Ich dränge weder in Sie, noch in Ihre Nichte, doch meine Lage dem Fräulein gegenüber ist derart, daß ich nicht nur das Recht, ja beinahe auch die Pflicht zu haben meinte, vor meiner Abreise diesen Antrag zu stellen. Ich weiß, daß ich meine Anverwandten damit vor den Kopf stoße und einen Sturm meiner Mutter und meines Sohnes heraufbeschwöre, weiß, daß ich mit meinen zweiundfünfzig Jahren im Begriffe stehe, dem Fluche der Lächerlichkeit anheimzufallen. Aber ich bin es Rosen, ja mir selbst schuldig, diese Folgen zu tragen. Sie hat mir vertraut, und wehe dem Manne, der das Vertrauen eines Weibes täuscht: er ist nicht werth des Namens Mann. Zum Hort und Schutze des schwachen Geschlechtes gab uns die Natur härtere Muskeln und mächtigere Geistesgaben; unbedachte Kinder, zarte, gebrechliche Geschöpfe, so liebebedürftig, als energielos sind die Frauen, uns frommt es, sie zu leiten in ihrem Unverstande, zu schützen in ihrer Schwäche, zu schonen in ihrer Hingabe, zu ehren in ihrer Hilflosigkeit und Der schlägt sich selbst in's Gesicht, der jene bevorzugte Stellung, welche Natur und Gesellschaft ihm eingeräumt, zu schändlichem Treubruche oder roher Gewalt mißbraucht. Ich gehe, Herr Hattinger, überlegen Sie meinen Antrag und Ihre Base mag mir baldigst Bescheid auf meine Werbung zukommen lassen.“ —

Längst war Leo gegangen, war das Rasseln seines Wagens auf der Straße verhallt und noch immer hatte weder Paul, noch Rosa ein Wort der Erklärung, der Verständigung gesprochen.

Endlich löste sich von des Vetters Lippen ein Ton, so sanft, so milde, wie er nimmer erklungen, seit dessen Mutter die Erde deckte:

„Rosa, Kind, könntest Du auch mir vertrauen?"

Das Mädchen schluchzte laut auf bei dem ungewohnten Klange und barg das glühende Antlitz in den Händen. Paul fuhr fort:

„Weißt Du, was Du beginnen willst, was Deiner harrt an der Seite dieses Aristokraten? Kind, Kind, Du bist auf falschem, auf abschüssigem Wege."

Jetzt fand Rosa ihren Muth, ihre Stimme wieder und brach leidenschaftlich los:

„Hast Du mir etwa einen Besseren gewiesen, einen Würdigeren? Hast Du Dich bekümmert um mein Wohl und Wehe? Diesem Florian, diesem Schwächling will man mich ausliefern und nicht ein Wort des Mitleidens, keine Thräne des Bedauerns sendet man mir nach? Nun ja, Du magst es nur wissen, ich lieb' ihn nicht, den alten, verblendeten Thoren; aber ich werde Gräfin sein; ich habe ihm gegenüber gethan, wie kein edles Weib thun soll, ich habe gebuhlt um seine Gunst mit falschem Spiele, aber ich werde als seine Gemalin herrschen wie keine. Es wird die Hölle sein, dies unnatürliche Leben, aber war mein Dasein hier neben Dir ein besseres? Nein, nein, fort, weit fort von hier und Dir und der Stelle, wo ich mehr gerungen und gelitten, als ein Weib zu tragen vermag!"

Sie sprang empor und wollte zur Thür hinaus. Da fühlte sie sich gehalten von starkem Arme, fühlte sich zurückgeführt zu ihrem Sitze, fühlte ihr schweres Haupt sanft gebettet an des Vetters Brust, kaum daß sie wußte, wie's geschehen. Dann hörte sie ein Geflüster nahe bei ihrem Ohr, so heimlich vertraut, so süß und schmeichelnd und doch kamen die Töne aus der Kehle des rauhen, bärbeißigen Vetters. Stumm und willenlos lauschte das Mädchen:

„Rosa, soll ich Dir die Geschichte meiner armen Mutter erzählen? Auch sie ist einem jener schönredenden Forstheim's gefolgt, auch sie hat gehofft auf Glück und mit mehr Berechtigung als Du, denn Graf Hugo war jung, schön, feurig und tapfer; er besaß alle Eigenschaften, ein Weib zu fesseln und doch hat die Bejammernswerthe an seiner Seite keine frohe Stunde erlebt. Wie eine geschlossene Phalanx stand die ganze hohe Sippe, ja bis zum frechen Dienervolke herab der jungen Frau entgegen; zu einem Schlachtopfer hat sie die Anbetung ihres Gatten gemacht. So lange ihre seltene Schönheit dauerte, hat er die Sanfte, Widerstandslose in Kreise genöthigt, wo man mit Hohn auf sie herabsah; als aber mit dem Jugendreize der unglücklichen Frau auch des Vaters Neigung erlosch, war er selbst der Aergste, sie zu demüthigen und zu kränken. Sein Despotismus ging so weit, ihr den einzigen Sohn zu entziehen, unter dem Vorwande, es könnten dem Jüngling von der Mutter kleinbürgerliche Grundsätze anerzogen werden. Im Jesuitenconvicte durfte ich keine Briefe von ihr empfangen, ja man unterschlug die meinigen. Doch ich hatte den Schädel meines Vaters und stand

mit ganzer Seele auf Seite der mißhandelten Frau. Als ich durch Zufall deren bedenkliche Erkrankung erfuhr, entfloh ich heimlich und stand drohend, zum Aeußersten entschlossen, am Sterbebette der Mutter dem Vater gegenüber. Wir geriethen hart aneinander und der Schreck darüber gab ihr wohl den Todesstoß. Jetzt erst kannte mein Rachedurst keine Grenzen, ich war nahe daran, mich am eigenen Erzeuger zu vergreifen. Unser Großvater, schon früher von mir benachrichtigt, stürzte sich dazwischen und seinen Schmerz um das verlorene, hingemordete Kind bezwingend, trat er ein für mich und meine Menschenrechte. Vielleicht waren wir Beide zu erbittert, zu einseitig ergrimmt, ich will es heute zugestehen, damals meinte ich Wunder wie großartig zu handeln, als ich dem Herrn Grafen Alles vor die Füsse warf, was ich mit Ausnahme des nackten Lebens ihm verdankte. Hieher unter das Dach meiner mütterlichen Ahnen kehrte ich zurück, um hier jenen Adel wiederzufinden, den Gott selbst in der Menschen Seele gehaucht, den der Gesinnung, Seine Tochter heimzuholen war mein Großvater fortgereist; seinen Enkel führte er heim. Vor dem Pfarrer und Richter brachten wir's, mit Einverständniß der Forstheim's, in's Reine, und ich nahm den Namen meiner Bauernvorfahren an; einen Versuch, den die alte Gräfin nach ihres Aeltesten Tode machte, mich der Familie zurückzuführen, wies ich höhnisch zurück. Wenige wissen das Geheimniß meiner Abstammung, Paul Forstheim gilt Allen für todt und so werde ich wohl hier mein Leben als Paul Hattinger beschließen. Einst zwar hatt' ich gehofft, diesen Namen fortzupflanzen auf ein Geschlecht, das ebenbürtig und schön jenem dort oben entgegenzutreten wagte. Aber ich habe mich wohl versündigt an der Schönheit, denn sie wendet sich von mir, dem ungeschlachten Bauern und will dahinziehen in ein Haus, wo viel glänzender Schein, aber wenig Herzenstreue zu finden ist. Ich hab' es wohl nicht anders verdient und muß die Strafe tragen. Bin ich doch ein roher, ungefüger Klotz geblieben, als es hell ward unter meinem Dache, habe ich doch nicht erkennen wollen und nicht fühlen, was der Himmel gnädig mir beschieden. Wer die Schönheit nicht sieht, weil er blind, der ist ein Thor, wer sie aber leugnet, weil sie zu einer kahlen Tendenz nicht paßt, ein Barbar. Solch' ein Barbar war ich. Da wandtest Du Dich verletzt von mir, im Bewußtsein Deiner angeborenen, Deiner rechtmäßigen Ansprüche und mißbrauchtest Deine Macht, die ich nicht gelten ließ Anderen gegenüber. Du warst ein trotzig Kind, aber ich war ein Mann und hätt' es besser wissen können. So bist Du mir verloren und ich kann nichts weiter thun und bin Schuld, daß wir Beide den rechten Weg verfehlt, denn auch Dir, Kind, wird das Herz in der Fremde verbluten und Du wirst den Tag verfluchen, an dem Du dahingegangen."

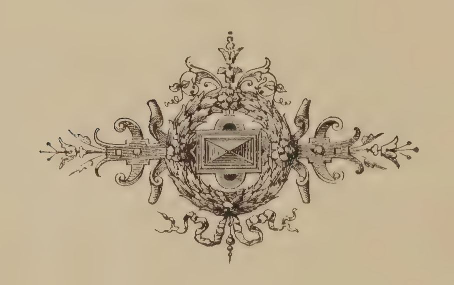
Die Eisrinde war gebrochen und alle verhaltene Liebe, alle aus Liebe begangenen Sünden, Trotz und Wehmuth, Angst und Bangen, Qual und Wonne, es brach in gewaltigem Strome hervor. Und der Strom schwoll und schwoll hoch hinan zu Rosens Herz; und sie wollte sich erwehren des zwingenden Elementes und griff wie ertrinkend nach dem einzig festen Punkte in den schwankenden Fluthen: nach dem Haupte Vetter Paul's.

Heiß umschlang sie's mit beiden Armen — und die Welt ringsumher blieb fest und verschwand nicht im Taumel der Trunkenheit, denn wo das

schwache Weib nach dem Manne greifen kann, daß er es halte und stütze, wenn es durch Schuld oder Unverstand zu sinken meint, da wird es auch nie mehr loslassen, was sein natürlicher Hort und Schild gegen alle verderblichen Dämonen des Lebens. — — —

Leo Forstheim hat sich beruhigt mit dem Bewußtsein erfüllter Ritterlichkeit und dem Gedanken, seiner Familie eine zweite Mesalliance erspart zu haben. Der gute Florian ist Junggeselle geblieben und findet Trost darin, Rosens Kindern die Kunst des Lesens zu lehren.

Am Hochzeitstage aber hat die Gräfin Forstheim der Braut Paul Hattinger's den Myrtenkranz geschickt, gewunden um das Brillantdiadem, welches die schöne Anna dereinst vor dem Altare getragen, und ihr Sohn hat den kostbaren Schmuck seinem Bäschen in's goldige Haar geflochten zum Zeichen der Versöhnung.



Libliner Sagen.

Von

Hans Walter.

Waisengut.

„Glück auf zur Heumaht, Ihr guten Leut'!
Gott mög' Eure Arbeit Euch segnen!"
„„Schön Dank! Doch mäh'n wir die Bachwiesen heut',
Da wird es und muß es ja regnen!
Denn war der Himmel auch noch so klar,
Geregnet hat's immer, seit tausend Jahr!""

„Potz tausend! das ist ein gewichtiges Wort!
Wieso? erlaubt mir die Frage."
„„Ja lach' nur der Herr, wir Alten im Ort,
Wir kennen die uralte Sage.""
„Erzählt mir sie, Alter, ich höre sie gern."
„„So setz' sich der Herr, ich erzähl' sie dem Herrn.

In uralter Zeit, da saß auf dem Schloß,
Dess' Mauern dort hinten sich zeigen,
Ein Ritter gar grausam, den's weidlich verdroß,
Daß nicht alles Land ihm war eigen.
Bald ärgert ein fremdes Stück Feld ihn, und bald
Des Bauers Gehöfte, die Weide, der Wald.

Die Bachwiese aber, sein größter Dorn,
Gehörte zwei Waisenknaben.
Alltäglich schwor er im höchsten Zorn,
Die Wiese, die müsse er haben!
Und wär' keine Sünde so groß und so schwer,
Die nicht willkommen zum Zwecke ihm wär'!

Und wie er studirt hat, bei Tag und bei Nacht
In den Schriften, den alten, gelesen,

Da hat er es endlich herausgebracht,
Daß die Wiese war zinsbar gewesen,
Und daß eine Schrift, ganz vergilbt und verstaubt,
Das Heu'n auf der Wiese dem Schloßherrn erlaubt! —

Da zogen die Schnitter in langer Reih',
Die Wagen, das Heu einzuführen,
Es konnte der Waisen Jammergeschrei
Den grausamen Ritter nicht rühren.
Da weinten die Bauern, die Schnitter zumal,
Es weinten im Himmel die Heiligen all'!

Die Thränen fielen zur Erde herab
Und schwollen zu Regengüssen,
Wie grausige Flüche der Ritter auch gab,
Das Heu'n hat er lassen müssen.
So oft auch der Ritter zu mähen gemeint,
Da haben die Heil'gen im Himmel geweint.

Und das ist das Ende von meiner Geschicht'!
Dort kommt schon die Wolke gezogen.
Nun glaub' es der Herr, oder glaub' er es nicht,
Noch nie hat die Bachwiese g'logen.
Getrost kann's der Herr in die Zeitungen schreiben,
Das Lachen aber, das lass' er schön bleiben!""

Burg Katzerow.

Im alten Schlosse zu Katzerow,
Da liegen sie alle begraben
Die freien Herrn von Griesebeck,
Der Vater mit sieben Knaben.

Entbrannt war im Lande der große Krieg,
Der Krieg der dreißig Jahre,
Und mancher Held lag todtenbleich
Erstochen auf der Bahre!

Doch laut zum neuen Glauben sich
Die Griesebecks bekannten,
Sie blieben treu und fochten brav
Als ächte Protestanten.

„Sieh, Vater, sieh, wer sprengt heran
Dort mit verhängtem Zügel,
Er trägt ein großes Pergament
Mit einem schwarzen Siegel!"

„„Das ist des Kaisers Siegel, Sohn,
Da mög' uns Gott beschützen!"“
Der Vater liest das Pergament
Und seine Augen blitzen.

„Verfehmt, verfehmt, von Kaisers Hand
Und in die Acht erklärt!
Verlassen soll ich mein Vaterland?"
Wild greift er an das Schwert.

„Versammle mir die Brüder all'
Zum letzten Ehrenschmaus,
Dann ziehen wir selbacht vereint
Aus unserm Schloß hinaus."

Ei, war das ein stilles, ein schweigsames Mahl,
Als wär's ein Festmahl der Todten,
Da hebet der Vater den gold'nen Pocal,
„Der Trunk sei dem Luther geboten!"

Auf einen Zug trank er ihn aus,
Nachtranken der Söhne sieben,
Sie gingen nicht aus dem Schloß hinaus,
Denn todt sind sie geblieben.

So starben die Herrn von Griesebeck,
Der Vater mit sieben Knaben,
Im alten Schlosse zu Katzerow,
Da liegen sie Alle begraben.

Das eiserne Kreuz.

Des Felsenmüllers Sohn einmal,
Wie halt schon Söhne sind,
Der liebte innig, dort im Thal
Des Weidenmüllers Kind.

Die Väter lebten Jahr um Jahr
In eitel Haß und Fehde,
Und von Verbindung für das Paar
War nimmermehr die Rede.

Auf jenem Felsen hart am Fluß,
Da kamen sie zusammen,
Sie tauschten heimlich manchen Kuß,
Entbrannt in Liebesflammen.

„Geliebte, einen letzten Kuß!
Und laß Dein ewig Weinen,
Ein rascher Sprung hinab zum Fluß
Wird uns im Tod vereinen! —“

Der Fluß, der herzlose Cumpan,
Verschlingt ihr Leid — ihr Glück,
Doch kaum hat er die That gethan,
Weicht er entsetzt zurück.

Er gräbt, weil es ihm grauen will,
Ein neues Bett sich weit,
Die beiden Mühlen stehen still
In Sand und Trockenheit.

Erhöhet steht am Unglücksort
Ein Heiland nun in Erz,
Die beiden Väter knien dort
Vereint in ihrem Schmerz.

Aus ihrem Aug' die Thräne bricht,
Sie beten in der Noth —
Die Thräne treibt die Mühlen nicht —
Die Kinder bleiben todt! —



Gedichte

von

E g i n h a r d.

Jugend im Alter.

Glück uns, daß der Kreis der Kinder
Schmücket unſ're ſpäten Tage,
Ihre Stürme wehen linder
Und zur Luſt wird ihre Klage.

Unſ'rer Wangen Morgenblühen,
Das ſchon welkt im Abendſchatten,
Unſrer Augen einſtig Glühen,
Die nun mehr und mehr ermatten,

Sieh, als Roſen, ſieh, als Sterne
Rings um uns ſie neu erſtehen,
Frühlingslüfte längſt ſchon ferne
Uns aufs Neue friſch umwehen.

Ob die Haare, die uns bleiben —
Wenig ſind es — auch erbleichen,
Loſes Spiel im Winde treiben
Reicher Locken luft'ge Leichen.

Um die Häupter unſrer Knaben,
Unſrer Mädchen lockt ſichs wieder,
Blond wie Gold, wie Schwarz der Raben
Wallt es auf die Schultern nieder.

Und die Vollkraft meiner Glieder
Reckt die Leiber unſrer Söhne
Es verkünden Deine Lieder
Unſrer Töchter holde Töne.

Und so ist denn solch ein Alter
Auch zugleich ein Jugendleben —
Wie in einem Frühlingspsalter
Uns're Seelen einst entschweben.

Zerrissene Reben.

Ja, in grünen Rebgeländen
Wandelte ich einst dahin,
Genien mit vollen Händen
Streuten gold'ne Trauben hin.

Und an heißen Sommertagen,
Wie doch war es dort so kühl!
Und des Mondes Liebesklagen
Glänzte mild durch's Blattgewühl.

Lieder flogen auf und nieder,
In den Reben war ihr Nest,
Flogen fort und kehrten wieder
Kosend mit dem leisen West.

Ach, die Reben sind zerrissen,
Flattern wild im wilden Sturm,
Traubengold zu meinen Füßen
Ausgesaugt von manchem Wurm.

Nur das hölzerne Gerüste,
Dran die Lust der Reben hing,
Starrt noch morsch und kahl und wüste —
Brich auch du, du elend Ding.



Marterl'n und Grabschriften.

Von

Ludwig Perry.

Wer kennt sie nicht, die stillen Mahner zur Andacht, die in unseren Alpenländern im tannengrünen Walde, an steiler Bergwand, am Ufer eines wildschäumenden Gletscherbaches oder an den Hängen einer Alpentrift aufgerichtet erscheinen. Eine Stange, darauf ein Täfelchen mit einer höchst naiven Malerei, die uns in möglichst realistischer Weise den Unglücksfall veranschaulicht, durch den ein armes Menschenkind seines Lebens verlustig gegangen. Da legt sich ein mächtiger Baumstamm quer über die Brust eines Holzhäuers; dort sieht man einen mit einer Kraxen beladenen Mann kopfüber in den Abgrund fliegen; da streckt ein Weib beide Arme aus den Wellen empor, die sie ohn' Erbarmen mit sich fortreißen; dort reißt ein Fuder Heu beim „Schießen“ den Knecht mit sich hinab in die gähnende Kluft. Oder wir sehen ein Gespann Ochsen den Karren über den Körper des Fuhrmannes hinwegschleifen, gewahren die Insassen einer Waidzille sich an den Rand des umgekippten Bootes anklammern, das ihnen keinen Schutz mehr zu bieten vermag. Immer ist es die Geschichte eines jählings vernichteten Menschendaseins, an welcher der Wanderer freilich theilnahmslos vorüberschreitet, kaum daß ihn der Gedanke beschleicht, wie viel Elend oft solch' ein Unfall über eine ihres Ernährers beraubte Familie heraufbeschwor, wie viel stiller Muth diese Leute beseelt, die nicht zurückgeschreckt durch die zahlreichen Opfer, welche diese wilde Natur hinwegraffte, immer wieder den Kampf um's Dasein mit ihr ringen, voll der gleichen Unverzagtheit, freilich auch mit der gleichen stumpfsinnigen Unvorsichtigkeit. Oft ist das einzige Interesse, das dem daherziehenden Stadtkinde diese Denkpfähle, „Marterl'n“ genannt, einflößen, auf die Schildereien zurückzuführen, deren derb-drastische Pinselei ihn alsbald das traurige Ereigniß selbst vergessen läßt, an dessen Stätte er rastet, um ihn desto mehr zu „kaltkritischen“ Bemerkungen über die Leistungen des obscuren Dorfkünstlers anzuregen. Den Regeln der Perspective wird bei derlei Darstellungen allerdings arg mitgespielt. Aber desto weniger lassen dieselben an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Um das eigentliche Opfer der Katastrophe vor den

Zuschauern, wo solche vorhanden sind, zu unterscheiden, was in manchen Fällen nicht unnöthig ist, sehen wir die Seele des Verunglückten in Gestalt eines Miniaturbildes desselben oder auch einer Taube himmelwärts emporflattern, wo Gottvater oder die heilige Jungfrau, oder beide zugleich sich mit einem großen Aufwande von Bonhommie anschicken, dieselbe in Empfang zu nehmen. Nicht immer widerfährt jedoch dem unsterblichen Theile des Dahinscheidenden diese Seligkeit, denn gar oft huldigt der Maler, ohne daß man wüßte, ob er sich dabei von seiner eigenen Eingebung oder von dem Leumunde des Opfers oder endlich von dem Honorar bestimmen läßt, einer strengeren Auffassung und zeigt uns die arme Seele, wie sie im Feuermeere des Purgatorio den Läuterungsproceß durchmacht. Manche Maler umgehen das Dilemma, das ihnen die Zuweisung des jenseitigen Bestimmungsortes ihres Helden bereiten mag, indem sie sowohl das Himmelreich, als das Fegefeuer mit kühnen Strichen hinzaubern und es dem Ermessen des Publicums überlassen, sich das Uebrige bezüglich des nunmehrigen Aufenthaltes zu denken. Ernsthaft gesprochen, gerade diese Bilder sind es, die, mag man noch so wenig Anlage zur Frivolität besitzen, unwillkürlich den Humor anregen, statt der Andacht. Wie stimmungsvoll wirkt oft ein einfaches Kreuzlein am Waldsaume, von rothen Beeren und wildem Epheu umrankt, oder ein Madonnenbild an dem Stamme eines altersgrauen Baumes, vor dem so manches kummerbeladene Herz seines Jammers Erleichterung gefunden haben mag. Aber diese „Marterl'n“ mit ihren fratzenhaften Verzerrungen, mit ihren grotesken Gestalten, halb Gedenkpfahl, halb Mahnung zur Vorsicht, sie vermögen nachgerade selbst dem naiven Gemüthe des Eingeborenen nicht jene Pietät abzuzwingen, zu der ihn die Umschrift einladet, wenn sie um ein Vaterunser für die armen Seelen bittet, so daß in den seltensten Fällen eine Hand sich erhebt, um das Zeichen des Kreuzes zu schlagen bei deren Anblicke oder den Hut zu lüften. Und doch liegt, so mechanisch und gedankenlos dies häufig geschehen mag, in derlei Bezeugungen der Ehrfurcht ein sittlicher Zug, den man nicht schlechtweg als bigotte Angewöhnung betrachten sollte. Oder müssen nicht unwillkürlich die Gedanken des Mannes, der von schwerer Arbeit im Holzschlage oder im Erzschachte heimkehrt, des alten Mütterchens, das unter der Last des mühsam zusammengeklaubten Reisigbündels keuchend daherhumpelt, Gedanken, denen man ein sündhaftes Murren wider die weltlenkende Allgerechtigkeit kaum zum Vorwurfe machen könnte, müssen sie nicht eine andere Richtung einschlagen, wenn — nun wenn auch weiter nichts als die Macht der Gewohnheit es ist, welche die Hand nach dem Filze greifen, das schwanke Knie sich beugen heißt? Wer aber glauben würde, daß unter diesen Bergbewohnern in Lodenjoppe und Janker das Gedankenleben so brach liege, oder daß nur der helle Sonnenglanz der Minne und das Blitzen der Kampflust ihm Blüten abringe, den werden die mannigfachen Sprüche, wie sie auf schlichten Gräbern, auf morschen Marterl'n zu lesen sind, bald eines Besseren belehren. Lebensweisheit spricht aus manchem sinnigen Worte und wenn auch ein derber Witz dabei mitunterläuft, ist es vielleicht geringere Lebensweisheit, die selbst dem Tode noch einen lachenden Mund zeigt und über das Grab hinaus den Schelm verräth, der manchem Bäuerlein im Nacken sitzt? Auf

mancher Wanderung im Gebirge, zumal im Lande Tirol, habe ich derlei ganz charakteristische Aufschriften theils selbst gefunden, theils glaubwürdigen Quellen entnommen und so mögen denn hier einige Proben dieses ganz eigenartigen Zweiges der Volkspoesie ihr Plätzchen finden. So heißt es auf einem Grabe in Feldneß im Stubaithale:

Da es mir wohl erging auf Erden,
Wollten Alle meine Freunde werden;
Da ich kam in Noth
Waren alle Freunde todt.

Und ein anderer zur Ruhe gegangener Wanderer faßt seine Lebenserfahrung in folgendem Reim zusammen:

„Trau' nicht der Welt,
Trau' nicht dem Geld,
Trau' nicht dem Tod,
Trau' allein auf Gott!"

In Haasenthal bei Innsbruck ist folgende kindlich einfache Gedenkschrift, als Bitte einer Seligen, zu lesen, wohl zugleich eine Anspielung auf die irdische Beschäftigung derselben:

„Spinne, Schicksal, spinne,
Spinne kurz und dünne
Meinen Lebensfaden ein;
Webe leichte Leiden,
Webe leichte Freuden,
Webe mir nur Seelenruhe d'rein!"

Wie sinnig und wie ehrenvoll ist folgendes Epitaph auf der Ruhestätte eines Landrichters:

„Er gab Jedem Recht mit Liebe,
Darum wurde ihm Liebe mit Recht."

Doch auch der Humor verlangt sein Recht. Mitunter in gemüthlich herzlicher Weise, wie bei nachfolgendem Verse in Kemnaten im Pfitzschthale:

„Da liegst Du Schusterle, da kannst Du ruhig schlafen,
Ein schön Quartier ja wohl hat Dir die Welt geschaffen:
Ein Haus, wo ist kein Fenster d'rin, sechs Bretter Dein Gemach,
Daneben Deine Todtenbein', die Erde ist Dein Dach!"

Doch es läuft nicht immer so harmlos ab. Etwas Malice mischt sich in den Humor; man merkt, der Verfasser kann das Sticheln und „Frotzeln" auch am Grabessaume nicht lassen. So wurden mir folgende zwei Grabschriften, die augenscheinlich von nicht allzu sehr leidtragenden Ehemännern herrühren, als authentisch bezeichnet:

Hier liegt begrabt mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat emsig mit mir zankt,
D'rum lieber Erlöser, geh' von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit Dir.

Etwas glimpflicher verfährt der andere Gatte bei folgender Nachrede:

Hier ruht mein Weib Anna,
Bei Lebzeit verbrannt' sie die Küchel in der Pfanne,
Sie lebte in Tugend und Zucht
Und starb an der Wassersucht!

Doch selbst zugegeben, daß wir es hier nur mit einem Touristen- oder Kneipenwitz zu thun haben, so ist folgende Satyre unter einem Bilde im Oetzthale, das arme Seelen im Fegefeuer darstellt, desto echter:

„Weil Du bist anherkommen,
Du mein allerliebster Freund,
Erlös' uns aus den heißen Flammen,
Vielleicht wir Deine Eltern seind."

Das Erbauliche mit dem Praktischen verbindend, heißt es an einer Kirche im Pusterthale:

O Mensch, bedenk' die Ewigkeit,
Und laß den Opferstock unkeit.

Das größte Contingent stellt allerdings die unfreiwillige Komik und hier sind es die eingangs gedachten Marterl'n, welche, sowie durch ihre bildlichen Darstellungen, auch durch den als Commentar beigegebenen Text wesentlich dazu beitragen, daß die Nachwelt dem „sich ereignet habenden" Unglücke eine heitere Seite abgewinnen kann. So heißt es auf einem derartigen Bildchen auf einer Bergwand bei Saltans:

„Durch eines Ochsen Stoß
Kam ich in des Himmels Schoß;
Mußte ich auch gleich erblassen,
Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh',
Durch Dich, Du Rindvieh Du!"

Ein Feind epischer Breite verfaßte offenbar folgende im Depeschenstile gehaltene Legende am Königssee:

„Johann E . . ., Heuboden aufistiegen, abgefallen, G'nick brochen, hing'west.
Bet's a Vaterunser!"

In der Nähe von Landeck verzeichnet eine Tafel folgende Katastrophe:

„Hier liegen begraben,
Vom Dunner erschlagen,
Drei Schaf, a Kalbel, a Bua:
Herr, gib ihnen die ewige Ruh'!"

Folgende pragmatische Darstellung eines Lawinensturzes ist im Pusterthale zu lesen:

„Hier starb Martin Malt,
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch sein Jörg war d'runter,
Aber heut' noch ist gesund er."

Am Berge Isel nächst Innsbruck, unter der Illustration eines vom Berge Fallenden:

„Hier deckt den Metzger Prandl
Zu der Todesmantel.
Für einen Mann von siebzig Jahr
Ein starker Fall dies war."

Und ebenda:

„Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
Hat ihn ein Wagenrad erdrückt" —

was nicht hindert, daß das Lebensalter dieses anscheinend so jugendlichen Weltbürgers mit 60 Jahren angegeben wird. In diese Kategorie gehört wohl auch jene Legende, die eine der Passionsstationen eines großen Städtchens im Pusterthale zeigt:

„Longinus mit der Lanzen
Sticht Christum in den Ranzen,
Daß er laut aufschreit:
Gelobt und gebenedeit
Sei die heilige Dreifaltigkeit.“

Auch die Freiheit der Rechtschreibung trägt manchmal ihr Scherflein bei, so wenn in einem Walde bei Berchtesgaden ein „tugendsamer Jungesel“ (Junggesell) beweint wird. Doch genug dieser Allotria und mögen hier zum Schlusse jene schlichten, stimmungsvollen Verse ihren Platz finden, die an der geweihten Stätte eines ärmlichen Dorffriedhofes wirkungsvoll dem Gemüthe sich einprägten:

Kein Stundenschlag ertönt,
Kein Tropfen Zeit verfluthet,
Wo nicht ein Menschenherz,
Im Todeskampf verblutet.

Kein Morgenroth beginnt,
Kein Abendroth erscheinet,
Wo ein Verlassener nicht
Um den Erblaßten weinet.



Uebertragungen aus dem Ungarischen.

Von

F. Gernerth.

Der verwaiste Knabe.

Ballade von J. Arany.

Vor dem Hause weint der Knab' in Schmerzen,
Drinnen hört die junge Frau man scherzen.
„Mutter, Mutter! Kalt ist's hier, o
Laß mich ein,
Laß mich ein!"
— „Bleib' nur, Range, wart', ich komme,
Bleib' nur fein!"

Hurtig macht die Frau am Herde Feuer,
Kuchen bäckt sie für den neuen Freier.
„Mutter, Mutter! Laß mich ein, mich
Hungert sehr,
Hungert sehr."
— „Säh' ich den nur nimmer auf der
Erde mehr."

Draußen bleibt der Knab' in dunkler Weite,
Drinn die Wittwe an des Liebsten Seite.
„Mutter, Mutter! Ach ich weiß nicht,
Was ich seh',
Was ich seh';
Lösch' nicht aus das Licht! Vor Furcht ich
Fast vergeh'."

Dort am Friedhof hüllt des Knaben Vater
Sich in's Leichentuch, dem Hause naht er.
„Mutter, um des Himmels willen
Hör' mich an,
Hör' mich an!
Sehe schon im Leichenkleid den
Vater nah'n."

Tritt heraus die Wittwe, Zorn im Blicke,
Schlägt ihr Kind mit einem nassen Stricke.
„Thu' ihm nichts zu Leid, Verworfne,
Unserm Sohn',
Unserm Sohn'! . . .
Hast getödtet ihn, nun kriegst du
Deinen Lohn.

„Draußen in des Friedhofs stiller Klause
Wird er ruh'n mit mir in Einem Hause;
Dorthin auf den Armen trag' den
Sohn ich fort,
Sohn ich fort:
Keine Unbill trifft ihn mehr an
Jenem Ort."

Und im Hemde läuft die Frau von dannen;
Jeder kennt sie, Keiner mag sie bannen:
Um den Kirchhof schweift sie wie in
Irrer Pein,
Irrer Pein.
Möge Gott der Armen, Armen
Gnädig sein!

Meine erste Liebe.

Von Alexander Petöfi.

Vergang'nes ist wie ein Gefilde,
Erinn'rung eine Bien';
Sie bringt mir meine erste Liebe
Wie Honig in den Sinn.

O bring' nur zu! Denn dieß Gedenken
Hat mir stets wolgethan;
Es haucht im Leben voller Prosa
Wie Poesie uns an.

Ich liebte meines Wirthes Tochter,
Als noch zur Schul' ich ging,
Und glücklich war ich, da von ihr auch
Ich Gegenlieb' empfing.

Und ach, wie herrlich sie mich liebte!
Sie kam zum Mittagmal
Und schob den besten Bissen immer
Mir zu mit kluger Wahl.

Zur Jause dann bekam ich Schinken
Und andres Gute mehr,
Das sie mir brachte aus der Kammer
In schlauer Art daher.

Und Abends, wenn der Mond schien, schlüpften
Wir in den Garten Beid',
Und dort im Garten harrte unser
Die höchste Seligkeit.

Ringsum war's still; voll tiefer Schwermuth
Schien die Natur zu sein;
Nur auf der Nachbarn Wiesen quackten
Die Frösche laut darein.

Die Situation romantisch
Stimmt' uns sentimental;
Wir sprachen, wie die Nacht so schön sei
Und hell des Mondes Strahl . . . .

Ihr seid entschwunden, schöne Zeiten!
Und ach! ich fürchte sehr,
Ich finde kein so liebes Mädchen
Und keinen Schinken mehr.

Ich möchte sagen . . .

Von Alexander Petöfi.

Ich möchte sagen: „Bleib' o Mädchen,
Du meine Blume, du mein Stern!
Ein Herz, von Gott geschenkt, besitz' ich,
Wenn du es willst, ich geb' dir's gern."

Ich sagt': „Es gleicht mein Herz dem Meere,
Willst seine Königin nicht sein?
Vertrau ihm, denn die schönste Perle,
Die Treu', schließt seine Tiefe ein."

Ich sagte: „Ihren Glanz auf ewig
Bewahret diese Perle hold."
Dieß Alles und noch Andres sagt' ich;
Wüßt' ich nur, wem ich's sagen sollt'.

Die zwei Raben.

Von J. Garay.

Auf einer Buch' im Dunklen
Ein Rabe sitzt,
Ein zweiter dort vom Felsen
Herüber blitzt.

Vom Baume der spricht kreischend:
„Mich hungert sehr;
Wo nehm' ich, schwarzer Räuber,
Mein Nachtmahl her?"

Drauf krächzt der Rab' vom Felsen
Zurück vergnügt:
„Sieh'! auf der Zinn' ein Ritter
Erschlagen liegt.

Im Zweikampf fiel er; hat nun
Nicht Waff', noch Wehr;
Sein Hund nur und sein Falke
Steh'n um ihn her.

Doch fern weilt seine Gattin,
Treulos am Arm
Des neuen Gatten tanzt sie
Im bunten Schwarm."

Da krächzt der erste Rabe:
„Frisch an die Beut'!
Ich treib' den Hund; den Falken
Jagst du beiseit'."

Und lüstern flogen Beide
Hinab zum Feld;
Ein leckres Mahl gab ihnen
Der todte Held.

Doch sein Gemahl weilt ferne;
Treulos am Arm
Des neuen Gatten tanzt sie
Im bunten Schwarm.

Das Fischermädchen.

Von J. Garay.

Ein Mädchen geht hinaus zum Teiche,
Die blondgelockte Habilan.
„Was hast du, Fischlein, tief im Grunde?
Lockt meine Angel dich nicht an?"

Ein Goldfischlein hat sie gefangen.
„Ach! laß mich fort zur Mutter mein!"
So klagt das Fischlein; drauf das Mädchen:
„Ich selbst will deine Mutter sein."

Und wieder fleht das arme Fischlein:
„O laß mich frei! Zum Schwesterlein
Möcht' hin ich zieh'n." — Spricht drauf das Mädchen:
„Ich will dir selber Schwester sein."

„Es harret meiner der Geliebte
Und weint um mich. O laß mich aus!"
— „Nun," spricht das Mädchen, „wenn du liebest,
Dann geh' zum Liebsten nur nach Haus."

Noch oftmals ging hinaus zum Teiche
Die blondgelockte Habilan;
Sie dacht' an's Fischlein und sein Liebchen,
Und eine Thrän' vom Aug' ihr rann.





von

Theodor Lorme.

Frühlingslied.

Tiefes Blauen, lichte Welt,
Sonnig Lenzesweben;
Wie's den Busen wieder schwellt
Blühend junges Leben!

Fühle noch die Zeit zurück,
Leuchtende, die milde;
Erstes holdes Lebensglück,
Liebliche Gebilde.

Süßer Duft und gold'ner Strahl,
Zauberhaft entglommen,
Wollt ihr Holden noch einmal,
Märchenkinder, kommen?

War es doch vorbeigerauscht.
Ach, wie kann es werden?
Horchend tief die Seele lauscht.
Klingt das Glück auf Erden?

Nachgefühl.

Gingst vorüber, schöner Traum,
Gast von wenig Stunden;
Ach, ich hatte dich noch kaum,
Und du bist entschwunden.

Ja, so zieht ein rein Geschick
Weiter wie ein Schatten;
Sonne will nur Einen Blick
Ungetrübt gestatten.

Schifferlieder.

Ei so lass' ich hin und her
Mich vom Winde schlagen.
Einmal wird er über's Meer
Mich zum Hafen tragen.
Oder will er immer nicht
Mich zum Ziele lenken,
Muß er, bis das Schifflein bricht,
Doch die Wimpel schwenken.

Hohes Meer und Wogengrund
Liegen mir verborgen;
Ueber meinen Todesschlund
Setz' ich ohne Sorgen.
Brettlein ist mir Steg genug,
Hoffnungssegel schwelle.
Was mich annoch fürder trug,
Deckt mich auch: die Welle.

Die Erde bleibt ein Schifflein auch,
Das trägt uns durch die Zeiten —
Im Grabesschooß, im Meeresbauch,
Wo kann ich ihr entgleiten?
Es kommt nicht aus der Welt hinaus,
Was liege, was da fahre;
Im Rasen unterm Bretterhaus,
Im Meer auf offner Bahre.

Eins bleibt doch immer unter uns
Und trägt uns auf dem Rücken.
Und sinken wir auch unter, uns
Vermag nichts mehr zu drücken.
Ob Hügel oder Wellenschlag,
Es bleibt uns doch verheißen,
Daß einst am jüngsten Erdetag
Die Gräber alle kreißen.

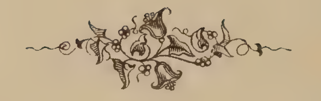
Lieder.

Es hat ein Wort die höchste Lust,
Sich jubelnd auszusprechen;
Es sucht der Schmerz aus wunder Brust
In Seufzern auszubrechen;
Doch höchste Lust und tiefste Qual,
Die mir im Herzen ringen;
Bedrückt, beglückt mit Einem Mal —
Ich möchte weinen und singen!

Ihr seht den Wurm an einer Rose nagen
Und klagt um sie. Mir weckt sie keine Klagen.
Die aufgeblüht in Duft und Sonnenlicht,
Was liegt daran, wenn sie nun modernd bricht?
Doch um die Knospe, die nicht aufgegangen,
Der frühverwelkt die jungen Blätter hangen,
Um diese klag ich, und es will mir scheinen,
Ich darf um mich auch eine Thräne weinen.

Nun darf ich deiner doch gedenken
Wie einer Todten mild und licht,
Ich darf zu dir mein Sinnen lenken
Gleichwie zu einem Traumgesicht,
Das uns wohl einst in schönen Stunden
Beglückt mit seinem goldnen Strahl,
Und das uns, ob auch hingeschwunden,
Geblieben ist als Ideal.

Zwar riß ich mich aus deiner Nähe,
Doch dich aus meinem Herzen nicht.
Da kehr' ich ein zu dir und sehe
In dein verklärtes Angesicht.
Da lebst du fort! die heil'ge Lohe
Der ew'gen Liebe flammt um dich;
Da bist du ewig mein, du Hohe,
Und da, und da erhörst du mich!



Jägers Rache.*

Aus dem Ungarischen des Grafen Géza Zichy.

Von

Ladislaus Neugebauer.

Der Sterne Schein erblich,
Und roth die Sonne blinkt.
Was ist es, was der Morgenwind
So lustig schwenkt und schwinkt?
Er schwingt den Reiherbusch,
Des Burgherrn Helmeszier,
Kos't mit der Burgfrau Haargelock,
Das gleich dem Golde schier;
Und weil es gern zu Fall sie brächt',
Das Morgenlüftchen schwenkt
Ein Wildrerpaar, das lang und schwarz
Vom Baum dort niederhängt.

„Kommt Hunde, die ihr mir
Geliebte, Freunde seid!
Hei, laßt uns jagen, jagen nur,
Weil dies mein Herz erfreut!
Mich widern Menschen an,
Mich widert an das Haus.
Ich bete Hund und Bären an,
Und Waffen, Jagdgebraus!"
Dies alles hört am Fenster dort
Sein Weibchen jung und schön,
Sie rufet ihn, sie locket ihn,
Er hört nicht auf ihr Flehn . . .
Es liebt der Herr das Jagen,
Hussa! Hurrah! Halloh!

Sie ziehen dröhnend ab,
Die Meute heult und bellt,
Da schaut der Burgherr rasch um sich,
Und gen das Schloß er hält.
Sein Falk entkam und schwang
Zur Burgfrau sich hinein,
Mit ihrer Hand, der kleinen Hand,
Fing sie den Flüchtling ein.
In ihres Busens Schnee
Birgt eilig sie das Thier,
Verhüllt's mit Linnen schneeigweiß, —
Da tritt ihr Mann zu ihr:

„Gieb mir den Falken her!"
„„Ei Theurer, nimmermehr!
Wenn Du ihn willst, fang ihn Dir selbst,
An meiner Brust ruht er!""
„Gieb mir den Falken her!"
„„O bleib' bei mir zurück!
Laß mich in Deiner süßen Näh'
Genießen voll das Glück!
Mich langweilt diese Einsamkeit,
Bleibst Du bei mir? O sprich!""
„Laß' Deinen Sänger singen." Sprach's,
Und nahm den Falken mit sich . . .
Es liebt der Herr das Jagen,
Hussah! Hurrah! Halloh!

* Franz Liszt ist mit der melodramatischen Composition dieses Gedichtes eben jetzt beschäftigt.
Der Uebersetzer.

Die Dämmrung bricht herein,
Es senkt sich feuchter Thau,
Das Sternlein blinkt, die Thräne blinkt
Im Aug' der schönen Frau.
Und von der Stirne stolz
Des Sängers wallet lang
Sein rabenschwarzes Lockenhaar,
Und es ertönt sein Sang . . . . .
Die Rose sank zur Erd'
Zu Füßen, zart und klein,
Die holde Frau hub sie empor,
Dem Sänger sie zu weih'n:

„„Du wundersame rothe Ros',
Ich schenk' dem Sänger Dich,
Es öffnet vor der Rose — Thor
Und Thür und Fenster sich,
Vor dieser Rose öffnet sich
— Dies thut sie flüsternd kund —
Es öffnet meine Liebe sich,
Mein rosenrother Mund.““

Der Sänger an die Brust
Die Rose bergend steckt,
Des jungen Weibes Lilienarm
Mit Küssen er bedeckt.
Drauf stürzt er eil'gen Schritts
Fort in der Dämmrung Huth . . . .
Ich neid' ihm diese Blume nicht,
Sie ist gefärbt von Blut.
Vom Fensterlein des Burgwarts her
Das Horn so traurig schallt;
Als Antwort ihm aus weiter Fern',
Das Jagdhorn widerhallt:
Es liebt der Herr das Jagen,
Hussa! Hurrah! Halloh!

„Was Neues, Burgwart? Sprich!
Sind Hund und Pferd gesund?“
„„Sie litten Hunger nicht noch Durst,
Wohlauf sind Pferd und Hund.““
„Und meine Gattin? — Nun?“
„„Ihr weißer Arm ist wund,
Denn eine Wunde schlug ihm, ach,
Des Sängers glüh'nder Mund.““
Der Burgherr jäh zusammenfährt:

„Hast Du auch recht gesehn?“
„„Aus meinem Fenster! — Lüg' ich, sei's
Um meinen Kopf geschehn!““

„Mein Weibchen, sieh', ich bin
So frohen Muthes heut'!
Weiß Gott, schon lange war ich nicht
So recht vom Grund erfreut!
Mir kam just in die Spur
Ein ganz gewalt'ger Hirsch,
Wanns morgen dämmert, wollen wir
Feins Liebchen auf die Pürsch!
Doch soll der schmucke Ritter auch,
Der Sänger mit uns ziehn, —
Sein sehn'ger Leib, ich weiß es, trotzt
Des edlen Waidwerks Müh'n!“
Es liebt der Herr das Jagen,
Hussa! Hurrah! Halloh!

„Ei sachte, liebes Weib!
So zügle doch Dein Roß!
Sieh, jener Strauch den Hirschen birgt!
Gib's Zeichen Du dem Troß!“
Das Dickicht rings erbebt,
Und raschelt, rauscht und kracht,
Des Achtzehnenders wucht'ger Tritt
Den Wald erdröhnen macht.
Sein Haupt ist da und dort,
Die Meute hinterher,
Barmherz'ger Gott! Was hängt vom Bug
Des Wilds zur Erde schwer?

Der Burgherr johlet auf:
„Drauf losgeritten, Frau!“
Es rast die Jägerschaar dahin
Wie toll durch Wald und Au;
Den Andren vor der Hirsch,
Ein Mann am Bug des Thiers,
Das Haupt nach unten, fegt sein Haar
Das Erdreich des Reviers;
Sein Aug' rollt wild, sein Blut entquillt,
Wenn er die Bäume streift,
Es naget ihn die Meute an,
Die keuchend nach ihm läuft . . .
Es liebt der Herr, das Jagen,
Hussa! Hurrah! Halloh!

Die Burgfrau sinkt auf's Roß,
Und schließt den Blick entsetzt,
Doch weiter stürmt das scheue Thier
Vom Ruf des Herrn gehetzt.
Bergan, bergab so gehts
Hin über Stock und Stein,
Geröthet dehnt vor ihrem Aug'
Sich weit der blutige Rain.
Durch Gottesacker setzen sie,
Wo längst man nicht begräbt,
Durch Hecken, Büsch' und Gräben weg —
Bis sich der Mond erhebt.
Zusammenbrach der Hirsch,
Der Mann war kalt und fahl,
Und von des Hüfthorns eh'rnem Mund
Erklangen Berg und Thal.

Vom schaumbedeckten Roß
Die Burgfrau stürzt zur Erd',
Der Burgherr spricht mit eis'gem Ton
Herab von seinem Pferd:

„Im Hofe meines Burgkastells
Da hängt ein Wildrerpaar —
Hängt den dazu — gar edles Wild
Hat er gejagt fürwahr!
Ein starkes Wild war dieser Hirsch,
Du armes, armes Thier!
Mein Antheil ist das Hirschgeweih,
Ich nehm's auf's Schloß zu mir —
— — — — — — —
Es liebt der Herr das Jagen,
Hussa! Hurrah! Halloh!

August, 1879.



Die „Ungöttliche Komödie,"

von Siegmund Krasiński.

Besprochen von

H. Blumenstok.

„Kommende Geschlechter werden sich noch mit Krasiński zu befassen haben, um ihn ganz zu verstehen, zu ergründen, zu würdigen." Diesen Ausspruch that unlängst der gefeierte Dichter Kraszewski, als die Rede kam auf jenen hervorragenden Geist, dem der gewöhnliche Sterbliche mit Scheu und Ehrfurcht sich nähert, mit der bebenden Frage auf den Lippen, ob man die eigene Nichtigkeit nicht schwerer empfinden und tragen werde, wenn man einmal recht tief in das große Herz Desjenigen geschaut hat, der an den Menschen die höchsten, die edelsten Anforderungen erhebt.

Wie kein anderer polnischer Dichter, gehört Krasiński nicht ausschließlich der polnischen Nation an, ihm gebührt Raum in der Weltliteratur. Wenn dereinst in jeder Nation sich ein Dolmetsch für die Werke Krasiński's findet, werden bessere Menschen in den fernsten Ländern in dem polnischen Dichter einen Freund und seinen Weheruf als den ihrigen begrüßen. In seinem Vaterlande aber wird Krasiński mehr verehrt und geliebt, als erfaßt und begriffen. Gleich himmlischen Klängen, gleich Beethoven'scher Musik bewundern die Polen die herrlischen Verse Krasiński's, ohne den Gedanken- und Herzensproceß mit dem Dichter auch durchzuleben. Ein unbewußtes Schwelgen ohne Mitwirken des Verstandes. Wenige lyrische Dichter fordern in gleichem Maße neben dem zartesten Fühlen das vollste Denken heraus. Unter den Polen muß erst eine Generation für Krasiński heranwachsen, herangezogen, herangebildet werden. In der polnischen Literatur ist Krasiński eine der merkwürdigsten Erscheinungen, vielleicht merkwürdiger als Mickiewicz, der, bis auf die Verirrungen seiner letzten Jahre, an Klarheit und mächtiger Wirkung auf sein Volk mit den größten Dichtern anderer Völker wetteifern kann. Wie ein Atlas trägt Mickiewicz auf seinen Schultern die moderne polnische, epische und lyrische Poesie. Er war so durchwegs national und so bedeutend, daß er allein in sich die polnische Poesie verkörpert, daß er allein schon dieselbe bedingt. Man kann sich die neuere polnische Literatur ohne Krasiński vorstellen, wenn es

auch ein noch so furchtbarer Gedanke wäre, ihn nicht besessen zu haben, aber man kann sich unmöglich diese polnische Literatur ohne einen Mickiewicz denken. Krasiński war ein tiefer, weitausschauender, philosophisch gebildeter, speculativer Geist, man könnte sagen, er war mit prophetischem Blicke begabt. Er hat die schwierigsten Probleme der Menschheit, von denen das Weltheil abhängt, erfaßt und erörtert.

Als ob die Vorsehung ihn zur Vollbringung einer hehren Mission auf Erden auserkoren hätte — sein ganzes Leben glich einer Kette von Leiden und Drangsalen. Wie Hiob, war ihm kein Ungemach, kein Schmerz erspart geblieben. Die seinem Vater schuldige Liebe und Ehrfurcht mußte er in sein Innerstes, mußte er vor der Nation verbergen. Der Vater, ein den Russen ergebener General, der im Kriegsgerichte einige seiner Landsleute verurtheilte, gehörte zu den vom polnischen Volke Geächteten. Die Kluft, die zwischen ihm und der Nation lag, vermochte der Sohn nicht zu schließen. Von einem seiner Schulgenossen insultirt, empfand der 17jährige Krasiński die ganze Schwere seines verhängnißvollen Verhältnisses zum eigenen Vater, an dem er bis zum letzten Athemzuge umso zärtlicher, umso treuer hing, als er doch wußte, wie sehr dieser von Allen verlassene Vater der Anhänglichkeit des Sohnes bedurfte. Theils im freiwilligen Exile, theils wiederholten Machtsprüchen der russischen Regierung folgend, lebte Krasiński von seiner frühesten, dornenvollen Jugend an in der Fremde, von Stadt zu Stadt wandernd, als ob er nirgends, fern von der geliebten Heimat, die erwünschte Ruhe und Sammlung zu finden vermöchte. Das Jahr 1830—1831 ward für ihn eine Epoche der gräßlichsten Qualen. Der reichbegabte 18jährige Jüngling wollte dem Vaterlande seine Schuld bezahlen und mitkämpfen auf den polnischen Schlachtfeldern, aber eine tückische Krankheit, die an seinem Körper bis an das Lebensende zehrte, warf den physisch schwächlichen Krasiński darnieder und er vermochte nur in Fieberträumen dem Feldzuge zu folgen. „Von meiner Väter Gefilden verjagt, mußte ich fremder Menschen Erde treten und von der Ferne jener Schakale Geheul vernehmen, die mein Land in Fesseln schlugen. Wie Dante durchschritt ich lebend die Hölle . . . Es verflossen Tage, es verflossen Jahre. Vergebens rang die Dämmerung mit der blinden Gewalt der Finsterniß, nicht erhob sich die Sonne über dem Grabe der Heiligen und immer elender ward es auf dieser Erde. Da verfiel mein Geist in jene Leere der Verzweiflung, wo jedes Licht sich in ewige Nacht verwandelt, wo des Muthes Erzthaten zu Moder werden, wo die von Jahrhunderten errungenen Siege in Trümmer gehen und wo der Ruf ertönt: ‚Hier ist jede Hoffnung verloren.‘ Ach, ich lebte lange in diesem Abgrunde, von grenzenlosen, wüthenden Qualen verzehrt, und das Sterben wird mir nur ein zweites Sterben sein. Wie Dante durchschritt ich lebend die Hölle!“ Noch ein anderer bitterer Lebenskelch war dem Dichter beschieden. Krasiński liebte ein Weib mit der ganzen Macht der Liebe, deren sein edles Herz fähig war, ein Weib, dieser Liebe werth, wie selten Eines, jene bedeutende Frau, der es vergönnt war, einem Chopin, dessen verehrteste Schülerin sie war, die Augen zuzudrücken, nachdem sie dem unsterblichen Meister noch kurz vor dem Tode einige seiner Lieblingsweisen vorgetragen hatte. Die Liebe Krasiński's

zu seiner Beatrice, wie er sie in dem ihr gewidmeten Poem: „Die Morgendämmerung“ nannte, war in gleichem Maße erwiedert, blieb aber unglücklich und rüttelte an dem ohnehin kranken Körper des Dichters mit voller Gewalt. Gräfin Delphine Potocka — dies der Name der Frau, die im Leben Krasiński's eine so wichtige Rolle spielte — war durch das Band der Kirche an einen Mann gefesselt, dem sie trotz aller Verachtung alle Treue bewahrte. Nicht nur in der „Morgendämmerung,“ sondern in dem „Traume,“ einem Theile des „Unvollendeten Poems,“ sowie in den hinterlassenen Briefen und Gedichten „An meine Beatrice“ hat ihr Krasiński ein ewiges Denkmal in der Literatur errichtet, so daß der Name und das Schicksal dieser vor Kurzem in Paris verstorbenen Frau für alle Zeiten mit dem Namen eines der genialsten Dichter verwebt bleibt.

Und so vereinigte sich Alles im Leben des Dichters zu einem freudlosen Dasein. Und doch überwand er sich selbst, er überwand seine bitteren Erfahrungen, seine Krankheit, sowie deren böse Mahnungen, er überwand seine unglückliche Liebe, aber auch das Mißgeschick des Vaterlandes, dem er in seinen unvergleichlich schönen „Psalmen der Zukunft“ Veredlung, Läuterung, Liebe, Resignation und ein geduldiges Ertragen des Martyriums predigte, und der Genius des Dichters drang immer weiter und weiter, bis zu jenen ungelösten Räthseln des Weltalls, denen sich die größten und freiesten Geister zuzuwenden pflegen. Den Weg, den Krasiński einschlug, hatte bis dahin kein anderer polnischer Dichter betreten. Er begann seine poetische Laufbahn als 22jähriger Jüngling mit den schwierigsten Problemen der Menschheit, um sodann allmälig als nationaler und lyrischer Dichter zu seinem Volke zurückzukehren. Zu den Erstlingsschöpfungen Krasiński's gehören jene Werke, die wegen ihres tiefen philosophischen und socialen Gehaltes seit ihrem Erscheinen die unausgesetzte Aufmerksamkeit der ersten polnischen Kritiker erregen. Dagegen sind die späteren und letzten Dichtungen und prosaischen Schriften des gereiften Mannes von der anmuthigen, erquickenden Klarheit eines Gebirgsbaches, dem man stets bis auf den Grund sieht. Wir können uns die Wellenbewegung, von welcher der Geist Krasiński's getragen wurde, nicht anders denken, als daß der Dichter, vom Schmerze über den Verlust seines Vaterlandes ergriffen, anstatt bei diesem begrenzten, düsteren Bilde zu verharren, bei anderen Völkern Umschau hielt, sein Seherauge rings um die ganze Welt schweifen ließ und daß er durch die Eindrücke, die seine Seele in sich aufnahm, von den Zuständen in der Heimat zu höheren Aufgaben und Zielen gelenkt wurde. Krasiński forschte nach den politischen und socialen Verhältnissen, er blickte in die Herzen der Menschen, in das Weltgetriebe und er sah, daß zwei Jahrtausende nach Christi Geburt die Menschheit in den einzelnen Individuen und in ihrer Gesammtheit so wenig christlich denkt, fühlt und handelt. Krasiński war ein echtes, gläubiges Gemüth in jeder Epoche seines Lebens, nicht etwa im Sinne der positiven kirchlichen Satzungen und Dogmen, so viel auch die Anhänger und Gegner des Dichters darüber streiten mögen; seine christliche Liebe, seine ungestüme Sehnsucht, nicht nur Polen, sondern die Menschheit glücklich und erlöst zu wissen, seine kräftige Ueberzeugung vom Weltleide, die ihn verzehrende Gluth, ein Lied der Weltfreude anstimmen zu können, im

Vereine mit einer grenzenlosen Phantasie erzeugten in ihm jene Mystik, die wie das Echo von Stimmen aus dem Jenseits in seinen Werken ertönt. Wir vernehmen den Aufschrei einer durch den Jammer der Welt verletzten, verwundeten Seele. Philosoph und Dichter sind in der Brust eines Mannes vereint und erfassen das Weltübel in seiner Wurzel, und da der Ausweg aus diesem Labyrinthe, der Ausblick in eine verheißende Zukunft erzielt werden soll, scheiden sich die Wege des Dichters und Philosophen, die poetische Phantasie tritt in mystischem Gewande an die Stelle des klaren Urtheiles. Der Dichter wird kaum je auf die Macht verzichten, jene Schranken, die dem Verstande des Forschers gesetzt sind, zu überschreiten.

Es liegt nicht in unserer Absicht, viel weniger in unserem Vermögen, eine erschöpfende Abhandlung über das Leben und Wirken, über das Wesen und die Bedeutung Krasiński's zu liefern. Diese schöne, aber ungemein schwierige Aufgabe erfordert eine andere Kraft, erheischt einen Strahl der Begeisterung, der göttlichen Inspiration, die den Dichter, von dem wir sprechen, in so seltenem Maße auszeichnet. Mit begreiflichem Zagen treten wir an die Darlegung eines seiner Werke heran, ermuntert in diesem Beginne durch die schmerzliche Thatsache, daß sich bis nun keine maßgebende Feder gefunden hat, um den Deutschen die Gestalt Krasiński's in ihrem wahren Lichte vorzuführen. Die große deutsche Nation, die jedem Genie, welchem Volksstamme es auch angehören möge, die verdiente Gerechtigkeit und Anerkennung zollt, würde dann ein richtiges Bild von jenem Sproßen eines polnischen Magnatengeschlechtes gewinnen, dem flüchtige, dem Dienste der Tagesströmung allzusehr huldigende Schriftsteller nichts Anderes, als Adelsstolz und religiöse Voreingenommenheit nachzusagen wissen; die deutsche Nation würde dann erfahren und es zu würdigen verstehen, daß dieser in den Kreisen der höchsten und reichsten Aristokratie herangewachsene, mit königlichen Häusern verwandte polnische Magnatensohn als Dichter das wärmste Herz für das Elend der Millionen hatte und den Fehlern, Schwächen und Sünden seiner nächsten Umgebung so geringe Schonung entgegenbrachte, und daß er insoferne preisend seiner Ahnen gedachte, als ihm der Adel als ein nicht zu verkennender, mächtiger, verdienstvoller Factor in der Geschichte und für die Zukunft des Vaterlandes vorschwebte. Die deutsche Nation würde bewundernd vernehmen, daß dieser Dichter von antiker Gesinnung, auf jeglichen irdischen Ruhm, auf jegliche Dankbarkeit der Mitwelt verzichtend, bis an das Lebensende* seinen Namen der Oeffentlichkeit entzog, anonym seine Werke erscheinen ließ, ja sogar die allzustarke Verbreitung derselben zu verhindern trachtete, fürwahr ein Mann, dessen Ausspruch: „Der höchste Verstand — ist die Tugend" seinen Lebenslauf bekundet. Mit Recht nannte ihn ein berühmter polnischer

* Graf Sigmund Krasiński kam in Paris, 19. Februar 1812, als Sohn des Generals Krasiński und einer Fürstin Radziwill zur Welt und starb in Paris am 24. Februar 1859 in den Armen seines Freundes, des Fürsten Georg Lubomirski, des vor einigen Jahren verstorbenen Mitgliedes des österreichischen Herrenhauses. Er studirte in Warschau, später in Deutschland, wo er zu den Schülern Schelling's gehörte. Krasiński hielt sich auch längere Zeit in Wien auf, wo er zu den fleißigsten Besuchern des von ihm hochgeschätzten Burgtheaters zählte. Nur Dank seinen materiellen Mitteln war es ihm möglich, das 47. Lebensjahr zu erreichen, denn er mußte in Folge eines furchtbaren Brustleidens, welches seinen Körper zerrüttete, sehr oft das Klima wechseln.

Publicist einen Herostratus im entgegengesetzten Sinne, der sein ganzes Leben damit verbrachte, einen Tempel für seine Nation zu erheben und der dabei bestrebt war, seinen eigenen Namen vergessen zu machen.

Im Jahre 1835 erschien in Paris ein polnisches Drama unter dem Titel: „Nieboska Komedya“ („Ungöttliche Komödie“).* Niemand kannte den Namen des Verfassers. Wegen des hohen Gedankenfluges, den das Buch verrieth, schrieb man dasselbe bald Mickiewicz, bald Słowacki zu, da der Name Krasiński's noch ganz unbekannt war.** Die polnische Kritik war einigermaßen verlegen, welche Stellung sie dieser neuen, anonymen Schöpfung einzunehmen habe. Man hatte vor sich ein Buch eines jedenfalls genialen polnischen Autors, welches ergreifend und hinreißend wirkte, ohne sich mit Polen zu befassen. Das Buch hätte ebenso gut in jeder anderen Sprache gedacht und geschrieben sein können. Der Inhalt lag abseits von den elegischen Schmerzergüssen und epischen Dichtungen, die alle der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft der polnischen Nation galten. Die „Ungöttliche Komödie,“ die allgemein menschliche Fragen behandelt, belehrte die polnische Nation, daß sie nur eines der Glieder in der Kette des Gesammtelends bilde, daß es drückendere Fragen gebe, als die nationale, daß der Conflict der Ideale in der Brust des Einzelnen mit der herben Wirklichkeit, daß der rastlose Kampf, den die Menschheit um ihre Entwicklung und um ein der Menschen würdiges Dasein führt, daß die sociale Ordnung oder Mißordnung vielleicht schwerer auf der Welt lasten, als der Schmerz eines Volkes, welches seine verlorene Selbstständigkeit betrauert. In der „Ungöttlichen Komödie“ seufzt nicht das unterdrückte Polen, sondern die der Erneuerung, der Erlösung harrende Menschheit. Mickiewicz, der sich von der Idee des Polonismus nicht zu trennen vermochte, weist in seinen „Vorlesungen über slavische Literatur“ der „Ungöttlichen Komödie“ einen zu engen Umfang an, wenn er

* Deutsch von R. Batornicki, Leipzig 1841, Verlag von J. J. Weber, Druck von Breitkopf und Härtel, eine nichts weniger als gelungene Uebersetzung, welche beweist, daß der Uebersetzer vielfach entweder das Original mißverstanden oder, was wahrscheinlicher, die polnische oder die deutsche Sprache, oder vielleicht beide Sprachen nicht genügend beherrscht hat, um eine so schwierige Aufgabe lösen zu können.

** Im nächsten Jahre werden die bisher unbekannt gebliebenen Briefe Krasiński's an seinen Freund, den Dichter Constantin Gaszyński, erscheinen. Die Sichtung und Herausgabe dieser Correspondenzen hat Herr J. J. Kraszewski übernommen. Dank dem freundlichsten Entgegenkommen des letztgenannten, bekannten polnischen Schriftstellers haben wir in die Briefe Krasiński's an Gaszyński Einsicht genommen. Der eine der Briefe aus Rom, 21. November 1833 datirt, enthält die erste Erwähnung von der „Ungöttlichen Komödie,“ berührt flüchtig den Inhalt des Werkes und fährt dann fort:

„Das Buch muß anonym gedruckt werden, Niemand darf den Namen des Verfassers auch nur ahnen. Höre Constantin! Wenn Du mich liebst, so wird Dir dieses Wort den Mund verschließen. Nicht wahr? Du kannst die Sache in folgender Weise ordnen: Ein gewisser Andreas Firlej starb in Corsica, gerade zu derselben Zeit, als auch Du dort warst, es war dies ein junger Pole, der vor dem Tode Dir das Manuscript anvertraut hat, mit der Bitte, es drucken zu lassen. Antworte, ob Du dieses Geheimniß auf Dich nimmst, und ich schicke Dir das Werk. Denke daran, daß Du mich liebst, denke daran, daß gar keine Rücksichten Dich zu zwingen vermögen, zu verrathen, was Dir Dein Freund anvertraut.“

In demselben Briefe befindet sich ein Postscriptum aus der Feder des Herrn Danielewicz an Gaszyński; zwischen beiden Letzteren und Krasiński bestand nämlich die wärmste Freundschaft. Krasiński hatte vor Beiden kein Geheimniß. Danielewicz schreibt also:

„Ich empfehle das Buch Sigmund's (Vorname Krasiński's) Deiner Fürsorge und der größten Verschwiegenheit. Es ist dies ein Werk, welches keiner Partei gefallen wird, welches Wenige zu schätzen wissen werden, welches vielleicht überall angegriffen werden wird, wie es dem „Banquet des Girondins“ von Charles Nodier ergangen ist. Ich beschwöre Dich, ich flehe um Verschwiegenheit im Namen der ganzen Freundschaft, die Du für ihn hegst.“

erklärt, der Verfasser derselben habe ein Bild der socialen Zustände in einem freien Polen, wie es der Phantasie des Dichters vorschwebte, entrollen wollen. Mickiewicz sah klar, als er den Zusammenhang zwischen der „Ungöttlichen Komödie“ und dem unterdrückten Polen vermißte, irrte aber, als er als Gegenstand und Motiv der Handlung das eigene Vaterland im Augenblicke der wiedererlangten Unabhängigkeit annahm. Für die Begründung dieser Auffassung fehlt es an bestimmenden Anhaltspunkten, einem so sorgfältigen Studium man auch die „Ungöttliche Komödie“ unterziehen mag. Der in dem Buche sich abspielende Kampf zwischen der Aristokratie oder Oligarchie und der Demokratie oder Demagogie, der gewisse Anklänge an die heimatlichen polnischen Verhältnisse enthält, besitzt eigentlich das Gepräge des Aneinanderprallens der Besitzenden und Besitzlosen.

Die „Ungöttliche Komödie,“ welche in Prosa und als allegorisches Drama, der besten Form für die speculativen Zwecke des Dichters, verfaßt ist, zerfällt in zwei — nur lose miteinander verbundene — Theile. In dem ersten Theile, welcher mit einer herrlichen Apostrophe an die Poesie beginnt, nimmt Graf Heinrich, ein Dichter, der Mann (so nennt ihn kurzweg der Verfasser), unsere Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch. Wie Faust, will dieser Mann die Last des Alltagslebens abstreifen, den Willen der Vorsehung erforschen, das Weltgetriebe ergründen. Wie Faust sich der Magie ergibt, „damit ihm manch' Geheimniß kund werde, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält“, so verkehrt der Mann in der „Ungöttlichen Komödie“ mit überirdischen Geistern und Erscheinungen, nur daß die Willenskraft des Mannes nicht weit reicht, und daß ihn die Poesie in einem phantastischen Kreise gebannt hält, dem er nicht zu entrinnen vermag. Graf Heinrich (der Mann) ist Dichter, allein ihm ist die Poesie nicht der zündende Götterfunke; anstatt auf ihren Flügeln der himmlischen Welt näher zu treten, versenkt ihn die Poesie in die Welt der Träumerei. Ueber das Wort kommt er nicht hinaus, er faßt weder den Sinn, noch die Kraft, noch die That. Er ist sich dieser Schwäche bewußt, er kennt den Unterschied zwischen der schaffenden, schöpferischen und der brütenden, dem Dichter und der Welt verderblichen Poesie. „Durch dich, o Poesie“ — ruft der Verfasser in der Einleitung — „fließt der Strom der Schönheit, allein du bist nicht die Schönheit. Wehe dir, wehe! Das Kind, das am Busen der Amme weint, die Feldblume, die von ihrem Dufte nichts weiß, hat mehr Verdienst vor dem Herrn, als du. Woher stammst du, eitler Schatten, der du vom Lichte Kunde gibst und das Licht nicht kennst, nicht sahst und nicht erblicken wirst? Der Seufzer des Armseligen wird gezählt unter die Töne der himmlischen Harfen, deine Verzweiflung und Klagen fallen zu Boden und Satan sammelt sie, vereinigt sie frohlockend mit seinen Lügen und seinem Truge, und der Herr wird sie einst verleugnen, wie sie ihn verleugnet haben. Nicht über dich, Poesie, Mutter der Schönheit und der Erlösung, erhebe ich Klage. Nur Der ist unglücklich, wer auf geschaffenen Welten, auf den dem Untergange geweihten Welten dein gedenken oder dich ahnen muß, denn du zerstörst auch Diejenigen, die dir dienen, die das lebendige Echo deines Ruhmes geworden. Gesegnet Der, in dem du thronest, wie Gott in der Welt thront, ungesehen,

ungehört, in jedem Theile derselben gewaltig, groß, der Herr, vor dem die Geschöpfe sich demüthig beugen und sagen: ‚Er ist hier!‘ Solch' Einer wird dich tragen, wie einen Stern auf seiner Stirn, und wird sich von deiner Liebe nicht durch den Abgrund des Wortes trennen, er wird die Menschen lieben und unter seinen Brüdern mannhaft auftreten. Und wer dich nicht bewahrt und dich der leeren Lust der Menschen preisgibt, dem wirfst du einige Blumen auf's Haupt und wendest dich ab von ihm, er aber spielt mit den verwelkten und flicht sich den Todtenkranz durch's ganze Leben. Deß' und des Weibes Ursprung ist ein und derselbe." Der Mann in der „Ungöttlichen Komödie" trägt Ideale in seiner Brust, über die er sich selbst keine Klarheit verschaffen kann, er weiß es, daß sie ihn der Erkenntniß nicht näher bringen, daß er — wie Viele — an der Wirklichkeit zerschellen wird, ohne das Geheimniß und das Wesen der Welt zu enthüllen, er endet mit all' dem Zweifel, mit all' der Unlust, mit all' der Trostlosigkeit, mit all' dem Unvermögen, mit denen Faust beginnt, als er schmerzbewegt sagt:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Der Held der „Ungöttlichen Komödie," Graf Heinrich, opfert seinem Wahne Alles, die nächste und theuerste Umgebung, er tritt das häusliche Familienglück mit Füssen, Weib und Kind sind ihm drückende Ketten, die ihn an das Diesseits erinnern, er will sie abschütteln. Ergreifend wirkt es auf den Leser, da Graf Heinrich, der in der Welt der Ideale lebt, sein schlichtes, aber liebevolles Weib mit den Worten anspricht: „Ewig, ewig wirst Du mir ein Lied sein," und die Antwort erhält: „Ich werde Dir ein treues Weib sein, wie es die Mutter sagte, wie es das Herz mir sagt." Den Grafen Heinrich locken Geistererscheinungen; eine Jungfrau, die Gestalt des ewig Schönen, fordert ihn auf, ihr zu folgen, in eine Welt ohne Nacht, ohne Ende. Solch' eine Jungfrau sei das Vorbild Gottes gewesen, als er das Weib schuf, das Weib aber folgte dem Rathe der Schlange und es ward, was es jetzt ist. Und der Mann verläßt sein Haus und diejenige, die für das Haus, nicht aber für ihn geschaffen ist. Sie aber, die ihren Gatten, in dem nach kurzem ehelichen Zusammenleben solch' eine Wandlung sich vollzogen hat, nicht begreift, sie forscht — in echt weiblicher Art —, ob sie sich keiner Schuld dem Manne gegenüber bewußt sei, forscht jedoch vergebens, denn in ihrer jüngsten Beichte gedachte sie aller ihrer Sünden, ohne etwas zu finden, was ihn beleidigen konnte. Wie Gretchen fleht sie zu ihrem Manne: „Heinrich! Heinrich! verlasse mich nicht, beschütze mich! Ich fühle Schwefel- und Grabesdunst!" — „Ich weiß, daß ich Dich lieben sollte —" tönt es aus dem Munde des Gatten zurück. Dieses „sollte," feierlich ausgesprochen, durchzuckt tödtlich das arme Weib, sie fühlt, daß sie dem Sturme, der in ihrem Innern tobt, nicht gewachsen ist. Ihr Geist wird umnachtet und sie vertauscht ihr Heim, wo sie stillen und trauten Sinnes waltete, mit einem Zimmer im Irrenhause, wo sie das

Schicksal so Vieler theilt, die in Vergessenheit gerathen, noch bevor sie in's Grab gesenkt werden. Inzwischen hat der Graf Heinrich die Welt der Menschen hinter sich gelassen, „wo jede Ameise kriechen, mit ihrem Körnchen spielen und wenn es ihr entfällt, vor Aerger aufhüpfen oder vor Gram sterben mag," er irrt in der freien Natur herum, er verkehrt mit seinen eigenen Gedanken, die körperliche Hülle annehmen und mit ihm Zwiegespräche führen, er will das Bild der Gottheit schauen, die um ein ganzes Himmelreich die Schönheit dieser Erde überragt, vergebens, er kann es nicht in sich finden, um es vor sein geistiges Auge zu stellen. Selten ist die heiße Sehnsucht nach dem Ideal, die Unmöglichkeit, es zu erjagen, so schön geschildert worden, wie hier in der nächtlichen Wanderung des Helden der „Ungöttlichen Komödie." Unbefriedigt, ungesättigt, mit dem Entschlusse, den Träumereien zu entsagen und ein Mann der That zu werden, sucht er seine Häuslichkeit auf, um zu erfahren, welches wirkliche, menschliche Glück er auf der Suche nach den Räthseln des Lebens bereits vernichtet hat. Im Irrenhause begrüßt ihn die Frau als Dichterin, als Seherin. Sie glaubt es geworden zu sein, um die Liebe ihres Mannes zu erringen, um dieser Liebe würdig zu sein, um ihrem Manne gleich und ebenbürtig zu werden. Nur der Wahnsinn vermochte sie in diese ihr fremde Gedankenwelt hineinzutreiben, die ihre engen geistigen Kräfte übersteigt und den Körper der Auflösung zuführt. Selbst in diesem phantastischen Drama, in dem der Romantik ein so großer Spielraum gelassen ist, kann ein wahnwitziger Gedanke, der plötzlich, unvermittelt zum Ausdrucke gelangt, seine verblüffende Wirkung nicht verfehlen, wenn er auch im Irrenhause geboren und durch den Mund einer Irrsinnigen laut verkündet wird. Die Frau richtet an ihren Mann, den Dichter, die Frage: „Was wohl geschähe, wenn Gott in Wahnsinn verfiele?" — „Das Weltall" — antwortet sie — „fliegt auf und nieder, jeder Mensch, jeder Wurm schreit: ‚Gott bin ich!' und alle Augenblicke endet Einer nach dem Anderen, es erlöschen Kometen und Sonnen, Christus erlöst uns nicht mehr, er erfaßt das Kreuz mit beiden Händen und schleudert es in den Abgrund. Horch', wie dieses Kreuz, die Hoffnung von Millionen, an den Sternen zerschellt, zerbricht, zersprengt, in Stücke auseinander fliegt und immer tiefer und tiefer sinkt, bis seine Atome sich in eine große Staubwolke verwandeln. Noch betet die heilige Gottesmutter, von den ihr dienenden Sternen noch nicht verlassen, aber bald wird auch sie sich dahin wenden, wohin das Weltall gegangen."

Ebenso dämonisch wie dieser urkräftige Gedanke klingen die geheimnißvollen Stimmen, die der Dichter im Irrenhause vernimmt, gleichsam das wilde Echo künftiger erschütternder Ereignisse, des gräßlichen Zweikampfes zwischen einer versinkenden und neu entstehenden Welt. Mit dem Tode der Frau im Irrenhause sind die Leiden des „Mannes" keineswegs erschöpft. Aus der Ehe ist ein Kind entsprossen, Namens „Orcio" (Georg). Dieser Knabe ist eine kühne, unvergleichliche allegorische Schöpfung. So wie der kleine Georg gezeichnet ist, so mußte ein Erdensohn geartet sein, der in einer Welt der eigensten Gedanken, Bilder und Träume lebt, der stets und ausschließlich nur für das Schöne, Reine, Edle, Erhabene Sinn und Empfindung besitzt, der trotz oder wegen seiner inneren Größe nach außen

wie ein Schatten unter den jagenden, strebenden, kämpfenden Menschen einherwandelt. Solch' ein Erdensohn würde der kleine Georg werden, allein solch' ein Kind, wie Georg, entfaltet sich nicht zum Jünglinge, reift nicht zum Manne. Gibt es ja doch einzelne Kinder, die vermöge ihrer körperlichen und geistigen Anlagen den Eindruck fast überirdischer Wesen machen und die nach kurzem Verweilen hienieden zur Ewigkeit zurückkehren, wie ein seliger Traum verschwinden. Der dünne Faden, der den kleinen Georg mit der irdischen Welt vereint, droht jeden Augenblick zu reißen. Es ist der Schatten eines Engels, der auf die Erde gerathen und immer nur wieder dem Himmel zufliegen möchte. Georg ist krank, seine Gesundheit ist zerrüttet, er leidet unter dem Drucke der Fülle von Gedanken, aber kein Laut der Klage kommt über seine Lippen, all' die Qualen scheinen ihm einen Theil seines Wesens zu bilden, Dulden und Resignation sind in ihm verkörpert, ohne als Verdienst zu gelten. In Georg tritt die echte, unbewußte Seelengröße der falschen Begeisterung entgegen, durch welche sein Vater, der Held des Drama's, nur Unheil anrichtet. Beim Anblicke Georg's ahnt der Mann das Walten der Nemesis, er fühlt, daß sich im Kinde die Schuld des Vaters rächt und er bricht in die Worte aus: „Mein Sohn! Verzeihe mir, daß ich Dir das Leben gegeben habe.“ Bei der Taufe hatte die Mutter den kleinen Georg gesegnet, mit dem heißen Flehen, er möge Dichter werden, damit ihn der Vater nicht einst verlasse, wie er sie verlassen, sie fluchte dem Kinde, wenn es nicht Dichter würde. Im Irrenhause erzählte sie dem Manne, sie habe den Sohn mit Flügeln versehen, ihn in die weite Welt gesandt, damit er das Schöne, Erhabene, Furchtbare in sich aufnehme und damit er zur Freude des Vaters wiederkehre. Hören wir nun, wie der Dichter den kleinen Georg schildert, wie Segen, Gebet und Fluch der Mutter sich erfüllt haben. Georg ist keinem kindischen Spiele zugänglich. Gesenkten Blickes geht er einher, obgleich sein blaues Auge feurig und wie von Erinnerungen voll ist, trotzdem erst wenige Lenze über sein Haupt hinweggegangen sind. Das Kind stützet die weißen, zarten Händchen auf die Stirn, es scheint zu träumen, auf seiner Stirn lasten Gedanken, wie Thau auf den Blumen. Wenn es erröthet, flammt es wie die hundertblätterige Rose und das Lockenhaar zurückwerfend, wendet es das Aeuglein gen Himmel, als ob es etwas vernehmen, erblicken oder mit Jemandem sprechen wollte. Dann zeigen sich auf der Stirn Falten wie dünne Fädchen, die aus einem unsichtbaren Knäuel fließen, in den Augen glänzt ein Funke, den Niemand versteht. Die, die ihn umgeben, glaubten, er liebe, er erkenne, er beachte sie nicht. Der Arzt erklärte, Georg sei nervenkrank. Der Geistliche, der das Kind zur ersten Beichte abrichtete, wollte vor ihm niederknieen, wie vor einem Heiligen. Indessen wuchs Georg heran und ward immer schöner, nicht in der Schönheit der Kinderfrische, sondern in der Schönheit wunderbarer, unfaßbarer Gedanken. Seine Augen sind oft wie erloschen, die Wangen bleich, die Brust gedrückt, dennoch bleibt Jeder, der ihn sieht, stehen und ruft: „Welch' schönes Kind!“ Und der Dichter bemerkt: „Wenn die Blume, die welke, eine Seele aus Feuer und die Begeisterung vom Himmel besäße, wenn auf jedem zur Erde hinneigenden Blättchen ein Engelsgedanke statt eines Thautropfens läge, solch' eine Blume wäre diesem

Kinde ähnlich, vielleicht gab es solche Blumen vor Adam's Falle." Georg hat frühzeitig sein Augenlicht verloren, so daß er einzig und allein auf die innere Gedankenwelt, auf die Bilder seiner Phantasie angewiesen und von der Wirklichkeit auch körperlich geschieden war. Der Knabe Georg konnte das vorgeschriebene Gebet nicht erlernen, aber er betete andächtig in selbstgewählten, poetischen Worten. Am zehnten Jahrestage des Todes der Mutter besucht Georg ihr Grab, begleitet vom Vater. Georg beginnt sein Gebet: „Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnaden Gottes, Königin der Himmel, Maria, Herrin Alles dessen, was da blühet auf Erden, auf den Feldern, an den Bächen — und der Herr ist mit Dir, gesegnet bist Du unter den Engeln, und jeder reißt, wenn Du vorüber gehst, aus seinen Flügeln einen Regenbogen und wirft ihn unter Deine Füsse, Du aber schwebst auf ihnen, wie auf Wellen . . ." Der Vater frägt ihn, warum er nicht betet, wie man es ihn gelehrt hat, und er erwiedert: „Ach, zürne mir nicht, Vater, diese Worte kommen mir von selber und schmerzen mich so im Kopfe, daß ich sie sagen muß." Georg pflegt vor dem Einschlafen, halb träumend, halb wachend, die Stimme der Mutter zu vernehmen. Er sah die Mutter ganz weiß und mager, allein in einer großen, weiten Finsterniß wandelnd, und sie sprach zum Kinde:

„Ich irrte aller Orten, ich breche mir überall Bahn bis an des Weltalls Pforten, wo tönet der Engel Sang, und ich sammle für Dich, mein Kind, eine Menge Gestalten, ich sammle für Dich Gedanken und Begeisterung. Bei höheren und bei niederen Geistern suche ich für Dich Licht und Schatten, Klänge und Strahlen, auf daß Du, o mein Söhnchen, denen gleichst, die im Himmel sind, auf daß Deines Vaters Liebe ewig unverletzt Dir bliebe."

„Durch Deinen Mund
Thu' ich kund
Harmonie und Gewalt,
Die Stirn bedeck' ich
Mit des Licht's Gestalt,
Und in Dir erweck' ich,
Was von Engeln im Himmel und von Menschen auf Erden
Schönheit pflegt genannt zu werden.
Auf daß Deines Vaters Liebe
Ewig unverletzt Dir bliebe."

Der Vater fürchtet, auch Georg werde, wie die Mutter, in Wahnsinn enden, und er bittet um Gnade für das Kind, daß Friede werde zwischen Schöpfer und Geschöpf; er war zum Gebete in die Kniee gesunken, plötzlich erhebt er sich und spricht: „Vor wem bin ich niedergekniet? Vor wem soll ich mich über das Unrecht an meinem Kinde beklagen? Es ist besser, ich schweige. Gott spottet meines Gebetes, wie der Satan meiner Flüche."

Nun erst rafft sich der Mann, Graf Heinrich, zur Wirklichkeit, zum Kampfe auf. Viele Jahre hat er an der Enthüllung des Endzieles alles Wissens, aller Wonnen und Gedanken gearbeitet, ohne dieses Endziel erreicht zu haben. Er hat vielmehr die Entdeckung gemacht, daß in seinem Herzen eine Grabesleere herrscht, daß es in seinem Herzen keine echte

Begierde, keinen echten Glauben, keine echte Liebe gibt, in seinem wüsten Gemüthe kreisen nur dunkle Ahnungen vom Zerfalle der Gesellschaft, in welcher er aufgewachsen ist. Der Schutzengel verspricht ihm Erlösung, wenn er sich seiner Nächsten, der Armen, der Kranken, der Hungernden, der Verzweifelnden annimmt, aber anderseits will ihn der Adler, das Symbol der Macht, zum Aufsuchen des Ruhmes, der Herrschaft verleiten.

. . . .

In dem zweiten Theile der „Ungöttlichen Komödie" entrollt der Dichter in großen Zügen ein gewaltiges Stück moderner politischer und socialer Umwälzungen. Es sind dies zum Theile Reminiscenzen aus den verschiedenen Revolutionen der Neuzeit, zum Theile aber auch Bilder zukünftiger Bewegungen, die Krasiński in seinem prophetischen Geiste vorausgesehen hat. Sehr Vieles erinnert an die Kämpfe und Doctrinen der Gegenwart. Graf Heinrich ist der Nachkomme eines mächtigen Adelsgeschlechtes, er lebt in einer vermoderten Gesellschaft, alle Classen derselben, die den Besitz und die Herrschaft ausüben, verrichten ihre Berufsthätigkeit ohne Gefühl, ohne Schwung, ohne Begeisterung, sie sind Glieder einer Maschine, die herz- und geistlos fortarbeitet, ohne Jene zu beachten, die sie zermalmt. Diese Gesellschaft lebt entweder von der Arbeit Anderer oder sie keucht unter der Last der eigenen Arbeit, um sodann für die Mühen des Tages den falschen Genuß einzutauschen. Graf Heinrich ist der letzte würdige Vertreter einer ehrenvollen, ruhmreichen Vergangenheit, mit seinem Verstande ragt er in die Zukunft hinüber, allein er ist nicht frei von Standesrücksichten, er möchte Gewesenes mit Künftigem verknüpfen, den Sieg, der einer anderen, kommenden Welt angehört, an die Fahne jener Gesellschaft fesseln, der seine Gefühle angehören. Er erkennt die berechtigten Wünsche und Forderungen der Volksmassen, geißelt die Fehler und Sünden des Adels und der Besitzenden und will diesen Classen einen neuen Geist einflößen, da sie sonst ein schmählicher Untergang bedroht. Der entscheidende Kampf mit den aufstrebenden, um die Berechtigung ringenden Elementen der neuen Gesellschaft soll anbrechen. Graf Heinrich apostrophirt seine Ahnen, sie mögen ihn mit Allem begeistern, was sie zu Herren der Welt gemacht hat, sie mögen seine Brust mit all' ihren Löwenherzen wappnen, die Würde ihres Antlitzes möge sich über seine Stirn ergießen, er will in sich den blinden, glühenden Glauben, den Glanz aller Thaten der vergangenen Geschlechter, die Hoffnung auf unsterblichen Ruhm im Himmel in seiner Person vereinigen. Er steigt in die Katakomben des Palastes seiner Väter, um sich Stärkung für den Kampf zu holen. Aber hier vernimmt er den Chor unterirdischer Stimmen: „Wir, die einst festgeschmiedet, geschlagen, gequält, mit Eisen gefoltert, mit Gift getränkt, unter Steinen und Schutt begraben wurden, wir wollen quälen, richten, verdammen und Satan wird die Strafe vollstrecken. In Dir erlischt ein verfluchtes Geschlecht, in Dir, dem Letzten, hat es alle seine Kräfte, alle seine Leidenschaften, seinen ganzen Stolz versammelt, um sodann zu enden. Weil Du nichts liebtest, nichts ehrtest, als Dich selbst und Deine Gedanken, bist Du verdammt, verdammt auf ewig. Noch einige Tage irdischen, vergänglichen Ruhmes, dessen Eure Ahnen uns beraubt haben, und Ihr werdet zu Grunde gehen. Ihr

werdet ohne Trauergeläute, ohne Schluchzen der Freunde und Verwandten in's Grab gesenkt werden, so wie wir einst, auf demselben Felde des Schmerzes." Auch das Geschlecht der Lebenden, welches Graf Heinrich vertheidigen und retten will, ist feige, innerlich verderbt, wie ein morscher Baum, der durch einige Axthiebe gefällt wird. Die Partei des Grafen Heinrich schrickt zurück vor der Gefahr des Kampfes, sie würde die Unterwerfung vorziehen, um die Gnade des Feindes anzuflehen.. „Ihr wollet leben!" so donnert sie Graf Heinrich an. „So fraget doch Eure Väter, warum sie das Volk gedrückt haben? Warum hast Du die Unterthanen gepeinigt? Warum Du die Jugend mit Kartenspiel und auf Reisen fern vom Vaterlande vergeudet? Warum Du die Niederen verachtet und Dich vor den Höheren gedemüthigt? Warum habet Ihr Alle Eure Söhne nicht zu Männern, zu Streitern erzogen? Warum wollet Ihr der Schande in die Arme rennen? Was lockt Euch, Eure letzten Stunden zu erniedrigen? Ziehet Ihr etwa den Strick der Kugel vor?" Wie man sieht, kennt Graf Heinrich die Erbärmlichkeit seiner Partei, er weiß, daß er für eine verlorene Sache eintritt, allein er hält es für eine Ehrenpflicht, den heranstürmenden Haufen Widerstand zu leisten, deren Rohheit ihn anwidert, obschon er warme Empfindung hegt für die Unterdrückten, für die freien Sclaven, die zu ihren Rechten gelangen wollen. Ihm widerstrebt der Weg der Gewalt, den die Gegner eingeschlagen haben.

Im Lager des Volkes sind inzwischen alle häßlichen Leidenschaften entfesselt, die Willkür bricht sich Bahn mit elementarischer Kraft. „Es lebe der Kelch der Trunkenheit und des Trostes" ist das Feldgeschrei der versammelten Menschenmassen, die unter wilden Zeichen von Ungeduld, murrend ihres Führers und des Signals zum Losschlagen harren. Es sind dies Gestalten mit dem Elende und dem Kummer auf der Stirn, in Lumpen gehüllt, mit sonnverbrannten Gesichtern, mit zerzausten Haaren, bewaffnet mit Sensen, Hämmern, Hobeln, Beilen. Sie haben auch die Weiber, ihre Frauen und Mütter mitgebracht, die, wie ihre Männer, hungrig und elend, frühzeitig gewelkt sind; jede Spur von Schönheit ist verwischt, der Staub der Straße bedeckt ihr Haar, ihre Leiber sind in Fetzen gehüllt, das brechende, düstere Auge gleicht einer Verhöhnung des menschlichen Blickes, aber sie Alle werden sich beleben, denn der Becher kreist von Mund zu Mund, der traurige Genosse der am Abgrunde der äußersten Verzweiflung Schwebenden. „Brot! Brot!" schreien die Massen. „Tod den Herren, Tod den Kaufleuten! Brot! Brot!" Eine stürmische Bewegung, die durch die Reihen der Anwesenden zieht, ein Freudenruf der Menge, wie aus einer Kehle, verkünden die Ankunft des Führers.

Pankraz ist sein Name. Dieser Name ist nicht ohne Absicht gewählt, er bedeutet die ungezügelte physische Kraft und Gewalt, die zerstört, nicht schafft und bildet. Pankraz ist der Volkstribun, der die Leidenschaften der Massen beherrscht, der sie wie ein Instrument zu handhaben versteht. Seine Stimme ist volltönend, scharf, klar, jedes seiner Worte ist treffend, packend, seine leichten, langsamen Bewegungen sind im Einklange mit der Rede, wie die Musik mit dem Liede, die Stirn ist hoch und breit, sein Schädel ist kahl, die Haare sind als Opfer der Gedanken geschwunden, die Haut des

Schädels und der Wangen ist wie vertrocknet, Knochen und Muskeln sind von gelblichen Falten durchfurcht, ein schwarzer Bart umwallt wie ein Kranz sein ganzes Gesicht von der Schläfe an, das Antlitz wechselt nie die Farbe, es ist wie blutleer, seine Augen sind unbeweglich auf die Hörer geheftet, er wehrt jede Spur von Zweifel oder Verwirrung ab, und wenn er den Arm erhebt, um ihn den Massen entgegenzustrecken, so senken sie die Köpfe, als wollten sie sich in Staub wälzen vor dem Segen des überlegenen Verstandes, nicht des Herzens. Das ist der Abgott der Masse, Derjenige, der ihre Seelen beherrscht, der ihrem Enthusiasmus gebietet.

Pankraz ist ein Mann der Negation, des Umsturzes des Bestehenden, allein auch ihm fehlt der Glaube an den Aufbau des Gebäudes der Zukunft. Pankraz besitzt keine Begeisterung, keine Liebe für das Volk. Er weiß, daß die Massen ihn falsch beurtheilen, daß sie das Ende des Weges nicht ermessen, an dessen Beginne sie jauchzen. Das Volk erwartet aus dem Munde des Führers den Befehl, der sich zum Funken, zum Blitze, zum Donner, zur Flamme entladen würde, er soll ein Mann der äußersten Mittel sein, er soll Alles auf eine Karte setzen. Pankraz zögert, er ist in sich selbst uneinig, er hat Mühe, die Zweifel an das Gelingen des Werkes, die sich in seiner Brust regen, zu bekämpfen, zu verbergen. Pankraz verachtet die Aristokraten, die Besitzenden, „denn sie haben die Kräfte des Körpers in Lüsten vernichtet, die Kräfte des Verstandes im Müssiggange abgestumpft, sie müssen und werden fallen, denn Racen, die untergehen sollen, haben keine Energie, können keine Energie haben, ihnen geht das Verständniß für die Ideen des Jahrhundertes ab.“ Er ist des Sieges gewiß, aber auch der Frucht- und Erfolglosigkeit desselben, denn seine Partei verfügt nicht über die schöpferischen, Staat und Gesellschaft bildenden Kräfte. Pankraz fühlt sich unwiderstehlich von seinem entgegengesetzten Pole, dem Grafen Heinrich, angezogen. Ihn beunruhigt die Persönlichkeit des Grafen Heinrich, in welchem Pankraz gleichsam die Verkörperung seines Gewissens, der Mängel und Schwächen seines Unternehmens erblickt. Er möchte in des Grafen Heinrich Seele, wie in einem offenen Buche lesen, sich mit ihm verständigen, ihn gewinnen. Den Aristokraten haßt er in seinem Gegner, vor dem Dichter beugt er sich unwillkürlich. So lange Graf Heinrich unter den Lebenden weilt, so lange er nicht bezwungen oder gebeugt wird, ist Pankraz „von des Gedankens Blässe angekränkelt,“ so lange weicht die Unsicherheit, das Unbehagen nicht von seiner Seite. Diese fortwährende Anwandlung der eigenen Schwäche gelangt in einem Monologe zum Durchbruche. Er frägt sich, warum denn ihm, dem Führer von Tausenden, dieser eine Mensch im Wege stehe? Warum er so begierig sei, ihn zu sehen, ihn zu bestricken, in ihm das letzte Hinderniß zu beseitigen? „Was aber dann?“ — so spricht er zu sich selbst. — „O mein Gedanke, vermagst Du nicht, mich selbst zu trügen, wie Du Andere trügst?!“ Und nach einer Weile verscheucht er diese Zweifel mit den Worten: „Schäme Dich, Du kennst ja Dein Ziel, Du vertrittst ja eine Idee, in Dir vereinen sich der Wille und die Macht des Volkes, und was für Andere ein Verbrechen, ist für Dich Ruhm; Du hast elenden, unbekannten Menschen einen Namen gegeben, Du

hast Menschen ohne Gefühl den Glauben verliehen, Du hast die Welt zu Deinem Ebenbilde, eine neue Welt um Dich her geschaffen, und Du selbst irrst umher und weißt nicht, was Du bist? Nein, nein, nein — Du bist groß!“

Pankraz läßt den Grafen Heinrich um eine Unterredung ansuchen; Letzterer willigt ein, wünscht jedoch vorher das Lager der Gegner kennen zu lernen. Graf Heinrich tritt diese Wanderung an, vermummt, geleitet von einem der Vertrauten des Pankraz. Das Bild, welches nun der Dichter entrollt, könnte allerdings den fernen Zeiten der Vergangenheit entlehnt sein, da die blutigen Umwälzungen sich stets in grausenerregender Weise abgespielt haben, aber für den Kenner des Lebenslaufes und der tiefwurzelnden Anschauungen des Grafen Sigismund Krasiński erscheint es fast unzweifelhaft, daß ihm bei der Schilderung des Pankraz'schen Lagers wenigstens zum Theile künftige, unausbleibliche sociale Kämpfe in zwei Ländern, in Polen und Frankreich, vorschwebten, Kämpfe, deren Zeugin die jetzige Generation war, und die mehr „ein Schlachten, als eine Schlacht“ genannt zu werden verdienen. Eines steht unbestritten fest, daß Krasiński, wie dies aus seinem berühmten poetischen Streite mit dem Dichter Julius Słowacki erhellt, die gegen den polnischen Adel gerichtete Bauernrevolte im Jahre 1846 unseligen Angedenkens lange vor ihrem Ausbruche als ein zu befürchtendes Ereigniß in den „Psalmen der Zukunft“ ahnte, wobei ihm die traurige, so unerwünschte Genugthuung zu Theil ward, Recht behalten zu haben. Wer vermag es zu ermessen, ob Krasiński, der mit eben so viel Liebe als Scharfsinn die Bahnen der Menschheit verfolgte, nicht den Schleier von der uns noch unbekannten Zukunft wegzog, ob sich nicht in „seines Geistes Auge“ Ereignisse abspiegelten, die in der Wirklichkeit zu schauen, erst kommenden Geschlechtern vorbehalten wäre? Es sei dem, wie immer, das Pankraz'sche Lager in der „Ungöttlichen Komödie“ war im Momente, als der 22jährige Krasiński dieses Drama schrieb, gewiß mehr eine Vision der Zukunft, als ein Reflex der Vergangenheit. Ueberall liegen durcheinander geworfen die Trümmer der Arbeit von Jahrhunderten, Pfeiler, Piedestale, zerbrochene Statuen, Basreliefs, Schwibbogen, eiserne Gitter, Kirchenaltäre und dergleichen. Im Lager ertönen wilde Gesänge, deren Refrain Brand und Mord lautet, alle Bande der Familie und Gesellschaft sind gelöst, fast alle Classen der Bevölkerung sind da vertreten, auch Frauen aus der hohen Aristokratie, Gräfinen und Fürstinen, gefallene Engel, haben sich im Lager eingefunden, die Theorie der freien Liebe erfreut sich eines starken Anklanges. Alles Alte soll in den Grund gesenkt, das Gebäude der Tyrannei und Sclaverei in einen Schutthaufen verwandelt, und von diesen Trümmern nicht einmal ein Steinchen zum Aufbau der neuen Gesellschaft benützt werden. Die Menge schreit nach Brot und Arbeit, sie will Holz für den Winter, Erholung im Sommer und kündigt der Vorsehung, den Königen und Herren den Gehorsam, weil sie mit dem Volke kein Erbarmen hatten. Die weiblichen Dienstboten klagen, sie hätten für all' ihre Plage nie ein freundliches Wort aus dem Munde der Dienstgeber vernommen; die Lakaien, die einen Einblick in das Leben der Salons haben, deren

Schwächen und geheime Sünden wohl kennen, fordern die Menschenrechte; ein Handwerker haucht aus Ermattung seine Seele aus und flucht den Kaufleuten und Fabrikanten, er habe die besten Jahre, in denen Andere lieben, ringen, auf weiten Meeren kreuzen, in armseliger Stube am Webstuhle verkümmert. Die Metzger, die Söhne der Kraft und des Blutes, deren Leben das Schlachthaus ist, die Beil und Messer ihre Waffe nennen, zeigen sich bereit, „die Herren für das Volk zu schlachten, wie sie die Ochsen für die Herren geschlachtet haben.“ Das grausamste Lied stimmen die Bauern an. Die Einen wollen ihre Herren zur Rechenschaft ziehen für die Zeit, die sie im unmenschlichen Frohndienste verbracht haben, Andere wollen das Blut ihrer Söhne rächen, die ihr Leben unter Peitschenhieben endeten; wieder Andere rufen: „Wie ein Vampyr sogen sie unser Blut, unseren Schweiß. Jetzt haben wir den Vampyr in Händen, wir lassen ihn nicht los. Beim Satan, Ihr sollet hoch enden, wie es großen Herren gebührt, über uns Alle erhöht. Wir Arme, Hungernde, unter der Last des Tages Stöhnende, wir wollen essen, trinken, schlafen. Wie Garben auf dem Felde werden Eure Leichen liegen; zu Spreu sollen Eure Schlösser werden!“ Die Umsturzpartei hat auch ihre Philosophen, Priester und Künstler, die das Evangelium der vulkanisch gährenden, neuen Weltordnung predigen. Der Geist der Freiheit bildet die Religion, Kampf ohne Rast, Mord ohne Schwanken, unwandelbarer Glaube an den Sieg, sind die Dogmen dieser Priester. Die Philosophen haben die Menschheit der Kindheit entrissen, die Wahrheit aus dem Schoße der Finsterniß an's Licht gebracht, für diese Wahrheit müsse man kämpfen, tödten, leben oder sterben. Die Künstler wollen auf den gothischen Ruinen einen neuen Tempel bauen, ohne Bilder und Monumente, und denselben mit einem einzigen, weißen, mit der Freiheitsmütze gezierten Altare versehen.

Graf Heinrich schaudert vor diesem Anblicke zurück, als Dichter hatte er sich das jüngste Gericht, das über die verdorbene Gesellschaft hereinbrechen soll, ganz anders gedacht, er glaubt zu träumen, er harrt jedoch aus im Lager, um den Traum zu Ende zu träumen. Mehr als je ist er entschlossen, zum Schwerte zu greifen, um wenigstens den Tod eines Helden auf dem Felde der Ehre zu finden, denn an den Sieg denkt er nicht, er kann den Sieg kaum begehren, verabscheut er ja doch die Fehler und Sünden der Gesellschaft, der er angehört, wie die Mittel und Wege, durch welche seine Gegner ihr Ziel erreichen möchten. Seine wunde Brust erfaßt ein elegisches Weh' um das bedrohte Christenthum und den romantischen Zauber desselben. Zu seinem Ohre dringen schmerzbewegte Stimmen, Klagerufe aus der Ferne. Die Waldgeister vertrauen den Lüften ihr Leid also: „Wir beweinen Christum, den vertriebenen, gemarterten Christum. Wo ist unser Gott, wo unsere Kirche? Wir bewachten die Altäre und die heiligen Denkmäler. Wir trugen das Echo der Glocken auf Flügeln den Gläubigen zu, in den Klängen der Orgel waren unsere Stimmen, wir lebten im Schimmer der Domesscheiben, im Schatten seiner Pfeiler, im Glanze der heiligen Pokale, im Segen, den der Leib des Herrn spendet. Was soll aus uns werden?“

In diesem feierlichen Momente glaubt Graf Heinrich in sich einen der unsterblichen Apostel der Menschheit zu verspüren, er glaubt, er werde

Christus zur wahren Herrlichkeit auf Erden verhelfen. Aus der Zeiten Abgrunde, aus dem Schoße der Finsterniß bricht sich das Chaos Bahn, um Altes zu verschlingen, Neues zu gebären. Der Dichter will diesem Werdeprocesse auf den Grund sehen; von Raserei getrieben, von Verzweiflung ergriffen kreisen seine Gedanken in ihrer Vollkraft, er will die neue, ungeheure Welt, die sich selbst nicht begreift, in ein einzig Wort einschließen, aber dieses eine Wort wird die Poesie der ganzen Zukunft werden. „Du dichtest ein Drama!“ — ruft eine Stimme von Oben. „Du dichtest ein Drama!“ Diese Worte wiederholen sich zweimal in der „Ungöttlichen Komödie,“ sie gleichen dem Dante'schen: „Lasciate ogni speranza!“ Diese Worte bilden den Schlußaccord jedes Forschens, jedes idealistischen Strebens und Hoffens, sie sind der Ausdruck menschlicher Schwäche und der Grenzen menschlichen Verstandes und haben als solche eine schmerzliche Bedeutung, enthalten aber zugleich die Warnung und den Stachel, nicht zu rasten, auf daß einst das „Drama“ nicht „Dichtung“ bleibe, sondern seine Verwirklichung finde. „Du dichtest ein Drama!“ ist jedoch auch ein Ausruf, in den Jene so gerne einstimmen, die in ihrer Gedankenlosigkeit, in der Bequemlichkeit des Tages und der Stunde nicht gestört und nicht aufgeschreckt sein wollen.

In der Wohnung des Grafen Heinrich findet die Zusammenkunft zwischen den beiden Führern statt. Graf Heinrich läßt seine Gedanken in alte Zeiten schweifen, um sich einer gleichen Begegnung zu entsinnen. Wiederholt sich ja derselbe Kampf, derselbe Zwiespalt seit Jahrhunderten, wie er nach Jahrhunderten zweifellos wiederkehren wird. Dereinst in einer ähnlichen Lage erschien dem Brutus der Geist Cäsars. Graf Heinrich blickt auf eine große Vergangenheit zurück, während Pankraz als Mann ohne Namen, ohne Ahnen, aus dem Nichts emporgestiegen ist und vielleicht bald eine neue Epoche beginnt, wenn es nicht gelingen sollte, ihn in das Nichts wieder zurückzuwerfen. Pankraz ist im Begriffe, das erste Mal, aus sich selbst herauszutreten, sich vor einem Anderen zu offenbaren; nur den Grafen Heinrich, den Dichter, den Träumer, den Idealisten, den Phantasten hält er für würdig dieser Unterredung, für ebenbürtig, obschon ihm die Macht fehlt. Eigentlich sind beide Männer nicht ganz das, als was sie vor einander scheinen wollen. Graf Heinrich ist ein ungläubiger Vertheidiger der Vergangenheit, er verachtet die Seinigen und hegt im Innern Wohlwollen für die Bestrebungen der Unterdrückten, auch Pankraz besitzt nicht den vollen Glauben an die Zukunft, auch er verachtet die Massen, die er als servile imitatorum pecus bezeichnet, und er bewundert die selbstlose Aufopferung des Grafen Heinrich für eine verlorene Sache. Beide Männer beseelt offenbar der gleiche Wunsch, nicht etwa einer besseren Ueberzeugung zu weichen, als vielmehr sich durch scharfes Hervorkehren der Gegensätze in ihren Gesinnungen zu bekräftigen. Kaum hat Pankraz den Grafen Heinrich begrüßt, läßt er beim Anblicke der aristokratischen Wappen die spitze Aeußerung fallen: „Diese blauen Zeichen nennt man: Wappen in der Sprache der Todten.“ In seinen Augen ist der Adel eine Kaste, die bald verschwinden soll. Er wundert sich, daß Graf Heinrich, der doch wissen müsse, daß seine Brüder Strafe und Vergessenheit verdienen, sein

Schicksal an das der Sterbenden knüpfe. Er verhöhnt den alten Adel, der ohne Waffen und ohne Soldaten kämpfen wolle, der stolz, trotzig, drohend sich geberde, wie der Todte in der Fabel dem Fährmanne bei der Kirchhofspforte getrotzt habe. „Wo,“ frägt er, „sind die Blitze zu Euerer Vertheidigung gesandt, wo die himmlischen Heerschaaren? Mein Glaube ist mächtig, gewaltig. Der durch Verzweiflung und Schmerz erpreßte Weheruf von Tausenden, der Hunger der Arbeiter, das Elend der Bauern, die Schande ihrer Frauen und Töchter, die Erniedrigung der Menschheit, welche durch Vorurtheile, durch eigene Schwäche und thierische Gewohnheit geknechtet wird, das ist mein Glaube, das ist mein Gott für heute, das ist meine Idee, das ist meine Macht, die ihnen Brod und Erhebung in Ewigkeit gewähren wird. Sieg und Leben, nur dies eine Recht anerkenne ich, vor dem ich mich beuge, diesem Rechte folgt die Welt in ihrem immer höheren Fluge. Ihr aber, Ihr, die Ihr gebrochen, wurmstichig, übersättigt seid, machet Platz den Jungen, den Hungrigen, den Starken.“ Graf Heinrich erwiedert; er habe beobachtet das Treiben der Pöbelhaufen, mit deren Hilfe Pankraz sich emporschwingen wolle. Alte Verbrechen haben sich da in neue Gewänder gehüllt, sie kreisen im neuen Tanze; Ausschweifung, Missethat und Blut kennzeichnen ihren Weg, aber dasselbe Ende werde sie treffen, wie vor Tausenden Jahren. „Du selbst,“ ruft Graf Heinrich, „verachtest sie, verachtest bald Dich selbst.“ Auch er hat einst an den Fortschritt, an das Glück des Menschengeschlechtes geglaubt, und er ist jeden Augenblick bereit, seinen Kopf zu opfern, wenn die Verwirklichung dieses Ideals möglich wäre . . . .

„Es ist wahr,“ sagt Pankraz, „meine Welt ist noch nicht zum Riesen herangereift, vorerst lechzt sie nach Brod und Verbesserung, aber es werden Zeiten kommen, in denen sie sich selbst verstehen und rufen wird: ‚Ich bin!‘ — und es wird dann keine zweite Stimme geben, die auch antworten könnte: ‚Ich bin!‘ Es wird ein starkes Geschlecht erstehen, wie deßgleichen die Erde noch nicht gesehen hat, ein Geschlecht von freien Männern, die die Herren der Welt von Pol zu Pol sein werden. Die ganze Erde wird einer einzigen blühenden Stadt, einem einzigen glücklichen Hause, einer einzigen Stätte von Reichthümern und Gewerben gleichen. Dort wird ein Gott ruhen, der keinen Tod mehr erleiden wird, ein Gott, von welchem Dank der Arbeit und der Qual der Zeiten jede Hülle fallen wird, ein Gott, dem Himmel abgerungen durch dieselben Menschen, die er einst auf Erden zerstreute, die jetzt die Wahrheit erkannt und sich erkämpft haben. Ihnen hat sich der Gott der Menschheit offenbart.“

So sprach Pankraz, er entwarf dies schöne, blendende Bild der Zukunft, um das poetische Gemüth des Grafen Heinrich zu erregen, er wollte, wie ein Anatom, den Nerv der Poesie treffen und prüfen. Allein gerade als Dichter hat Graf Heinrich solche Träumereien mit dem Verluste seines häuslichen Glückes gebüßt, und nun soll ein Pankraz, der Führer der rohen Gewalt, diese Träumereien erfüllen? „Adam hat in der Wüste geendet, wir kehren nicht mehr in das Paradies zurück.“

Pankraz erräth seine Gedanken, noch einmal fordert er ihn auf, an diesem Augenblicke des Heiles, der bald für ihn rettungslos verloren geht, festzuhalten, noch einmal schildert er die Verbrechen und Unthaten der

Ahnen des Grafen Heinrich und schließt mit den Worten: „Die Dummheit und das Elend des ganzen Landes, das ist Euer Verstand, Eure Macht.“ Vergebens. Graf Heinrich erinnert an den Ruhm des Adels, an die Leistungen desselben für das Volk und stolz erhobenen Hauptes entgegnet er dem Pankraz: „Deine Worte prallen von dem Ruhme meiner Ahnen ab, wie einst die Pfeile der Heiden von ihrem Panzer.“

„Und somit auf Wiedersehen — auf den Wällen!“ — so verabschiedet sich Pankraz vom Grafen Heinrich. „Wir gleichen zwei Adlern, aber Dein Horst ist vom Blitze zerschmettert.“

Von beiden Seiten werden die Anordnungen zum letzten, ungleichen Kampfe getroffen. Die Schaaren des Pankraz folgen mit Begeisterung, freudetrunken, siegesgewiß dem Wirken ihres Führers, während Graf Heinrich nur über ein kleines Häuflein getreuer Gesinnungsgenossen verfügt, die mit ihm bereit sind, den Tod der Schande vorzuziehen. Die kleine Veste, von der aus Graf Heinrich sich und die Seinigen vertheidigt, führt den Namen „der heiligen Dreifaltigkeit.“ Die kurze Schilderung dieser Veste in der Morgendämmerung des entscheidenden Tages zeichnet sich durch wunderbare Schönheit und Plastik aus:

„Von den Wällen der ‚heiligen Dreifaltigkeit‘ bis zu allen Felsspitzen, ringsherum dehnt sich schneeiger, bleicher, unbeweglicher, schweigender Nebel, gleichsam ein Trugbild des Oceans, welcher einst seine Ufer hatte, wo jetzo die schwarzen, schroffen, zerklüfteten Gipfel, und der einst seine Untiefen hatte, wo jetzo das Thal, das nicht zu sehen, und wo jetzo die Sonne, die noch nicht durchgedrungen ist.

„Auf kahler Granitinsel stehen die Thürme des Schlosses, die durch die Arbeit alter Geschlechter in den Fels gelegt und mit dem Felse verwachsen sind, wie die Menschenbrust mit dem Rücken des Centauren. Ueber den Thürmen erhebt sich eine Fahne, am höchsten und vereinsamt unter den das Himmelsblau bedeckenden Wolken.

„Allmälig wird es im schlafenden Weltall lebendig — von oben ertönt das Sausen der Winde — von unten drängen sich Strahlen empor — und wie Treibeis jagen die Wolken auf dem Meere von Dünsten.

„Alsbald mengen sich menschliche Stimmen in diesen vergänglichen Sturm und von den Wellen des Nebels getragen, zerschellen sie an den Felsen des Schlosses.

„Sichtbar wird ein Abgrund inmitten der Nebel, die über ihm zerrissen sind. Schwarz ist er in seiner Tiefe, schwarz von Menschenköpfen. Das ganze Thal ist bedeckt mit Menschenköpfen, wie des Meeres Grund mit Steinen.

„Die Sonne steigt von den Bergen auf die Felsen herab, sie erglänzen in goldenem Scheine, in dem sich auch die Wolken lösen und je mehr diese schwinden, desto besser vernimmt man die verworrenen Stimmen, desto besser gewahrt man die unten wogende Menge.

„Von den Bergen haben sich die Nebel erhoben und jetzt erlöschen sie in den unendlichen Räumen des Aethers. Das Thal der ‚heiligen Dreifaltigkeit‘ erstrahlt vom Glanze blinkender Waffen, und von allen Seiten zieht das Volk in dieses Thal, wie in die Ebene des letzten Gerichtes.“

Graf Heinrich weiß, daß jetzt sein Geschick sich erfüllen wird. Was Goethe „ein letztes Glück, einen letzten Tag" nennt, das heißt Graf Heinrich als sein „letztes Lied" willkommen, er steht an der Grenze des ewigen Schlafes. Sein Kind, der kleine Georg, wird in die Veste gebracht und fällt, von einer Kugel getroffen, an der Seite des Vaters. Bevor Graf Heinrich selbst aus dem Leben scheidet, gibt er sich noch einer düsteren Betrachtung hin über das Sein auf Erden. Es verlohnt nicht, sagt er, ein Mensch zu sein, auch nicht ein Engel zu sein. Der erste Erzengel empfand nach einigen Jahrhunderten, wie wir nach einigen Jahren unseres Seins, die Leere im Herzen und Sehnsucht nach mächtigeren Kräften. Man sollte ein Gott sein, oder nicht sein. „Ich sehe sie" — es sind dies die letzten Worte des Grafen Heinrich — „ich sehe sie, wie sie ganz schwarz durch das Reich der Finsterniß mir entgegen schwebt, die Ewigkeit, uferlos, insellos, endlos, in ihrer Mitte Gott, gleich einer Sonne, die immer glüht, immer glänzt und nichts erleuchtet."

Graf Heinrich stürzt in den Abgrund. Pankraz geht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Allein des Kampfes und Sieges Preis wird auch ihm nicht zu Theil. Die physische Kraft, die Faust des Volkes hat sich bewährt, aber das geistige Oberhaupt, der Führer ist wie gelähmt, er sinkt unter der Last der Aufgabe, die erst jetzt seiner harren würde, der er nicht gewachsen ist, zusammen. Ihm fehlt der ideale Schwung, die befruchtende, schöpferische, einigende, verklärende Macht der Liebe, die er im Grafen Heinrich verkörpert wähnte und die ihn unbewußt und unwiderstehlich stets zum Gegner hingezogen hat. Auch Graf Heinrich besaß sie nicht in vollem Maße, er war sich jedoch dessen bewußt, was einzig und allein vermöchte, die Welt ein zweites Mal zu erlösen. Den lebenden und kämpfenden Gegner hat Pankraz überwunden, vor der Gewalt der Idee, die der körperlichen Hülle und der Schwächen des Grafen Heinrich entkleidet, in ihrer Klarheit, Schönheit und Reinheit wie ein Symbol vor die Seele des Pankraz hintritt, sinkt Letzterer in sein Nichts zurück. Einer Vision gleich verfolgt ihn unablässig die Gestalt des Grafen Heinrich, der wie eine schneeweiße Säule über dem Abgrunde sich erhebt, die Hände auf das Kreuz, wie ein Rächer auf das Schwert gestützt, auf dem Haupte eine Dornenkrone, aus Blitzen geflochten. Pankraz kann diesen Anblick nicht ertragen. Er wankt, sein treuester Gefährte sucht ihn aufrecht zu erhalten. „Bedecke meine Augen mit Deinen Händen," fleht Pankraz seinen Freund, „stampfe mir mit den Fäusten die Augenlider zu, trenne mich von diesem Blicke, der mich in Staub zersetzt. Elende Hände, ohne Knochen, ohne Fleisch, durchsichtig wie Wasser, wie Glas, wie Luft, ich sehe noch immer . . . O Gott! sende mir doch ein wenig Finsterniß, Finsterniß, Finsterniß. Galilaee vicisti!"

Mit diesem Ausrufe endet die „Ungöttliche Komödie." Man kann — jedoch kaum mit Berechtigung — gegen den Dichter den Vorwurf erheben, daß er die schwierigsten Fragen und Aufgaben, die die Menschheit bewegen, angeregt und geschildert, nicht aber gelöst habe. Die Ideen, die der „Ungöttlichen Komödie" zu Grunde liegen, spinnen sich fort in einem anderen, ebenso bedeutenden Werke Krasiński's, welches den

Titel: „Das unvollendete Poem“ führt.* Die geistige Verwandtschaft beider Bücher ist eine unverkennbare. Aus beiden Werken ersieht man, mit welchem heiligen Ernste der Dichter sich mit den krankhaften Erscheinungen und Auswüchsen der Gesellschaft beschäftigte und wie sehr es ihm am Herzen lag, diese Zustände zu kennzeichnen. Für derartige Probleme, selbst in poetischer Form, eine Lösung zu finden, ist kaum denkbar, es wird diese Lösung gesucht werden, so lange es Menschen geben wird. Es handelt sich da um eine Wahrheit, durch welche die ganze Welt beglückt werden soll. Und hier gilt dasselbe, was ein anderer bedeutender polnischer Schriftsteller von der Weisheit sagt: „Die Weisheit gleicht einem Berge, den die Menschen vergebens zu erklimmen streben, er steht auf Erden, aber sein Gipfel ist im Himmel.“

Galilaee vicisti! Das ist der einzige Rettungsanker eines Dichters, der auf die Kämpfe zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen den den Fortschritt der Menschheit gewaltsam Hemmenden und den diese Entwicklung gewaltsam Anbahnenden zurückblickt. Schrieb doch Krasiński an einen seiner Freunde in Bezug auf französische Zustände: „Weder die Einen, noch die Anderen sind zur Herstellung einer neuen Ordnung geeignet, die die größten Opfer erfordert. Die Einen sind habsüchtig und hart, weil sie herrschen; die Anderen sind habsüchtig, leidenschaftlich und grausam, weil sie leiden. Angesichts dieser Lage der Welt bliebe die Wahl zwischen Despotismus und Anarchie.“

Dem Dichter aber ist es vergönnt, eine Umwandlung der Menschen von innen nach außen zu hoffen, eine solche zu erwarten, an sie zu glauben. Galilaee vicisti! Wie sehr hat man doch diesen Ruf mißverstanden! Krasiński habe die Kirche und ihre Dogmen verherrlichen wollen, sagten strenggläubige Katholiken und empfanden nicht geringe Freude darüber, während vermeintliche Freidenker, deren Glaube in der Negation besteht, Krasiński als „Ultramontanen“ in die Acht erklärten. Man höre, wie Krasiński die Poesie auffaßte, und man wird am besten das: Galilaee vicisti! begreifen. „Die Poesie betrifft die Menschheit, die ganze Welt, und nicht ein Land oder ein Geschlecht, nicht einen Fetzen von Zeit und Raum. Die Poesie vereinigt unter ihren schirmenden Fittigen die Ewigkeit und Unendlichkeit und eben deßhalb mußte sie stets und muß ewig religiös sein, das ist, sie gilt dem großen Räthsel, vor welches Gott die Menschheit gestellt hat, sie gilt den Ahnungen eines anderen Lebens, den Erinnerungen an das, was unserem Erscheinen auf Erden vorangegangen, den Hoffnungen und Befürchtungen, kurz all' dem, was man als das Fühlen der innerhalb von Grenzen lebenden und zum Leben ohne Grenzen bestimmten Wesen bezeichnet. Mit einem anderen Worte nennt man das: Religiosität. Freilich ändert die Poesie ihre Formen je nach Zeiten und Umständen, denn es ist einerlei, ob das Geheimniß der Schöpfung, des Falles, des Todes und des weiteren Lebens den egyptischen Pyramiden, den griechischen

* Dieses viel später erschienene Buch steht in innigem Connexe mit der „Ungöttlichen Komödie.“ Ersteres gilt sogar vielfach als Eingang zur Letzteren. Selbstverständlich werden wir auch das „Unvollendete Poem“ erörtern.

Tempeln oder den deutschen Lehrkanzeln abgerungen wird. Stets bleibt die Poesie das ewige Lied der Menschheit!"

Galilaee vicisti! Das ist im Sinne der „Ungöttlichen Komödie" die poetische Verklärung der Lehren Christi, die Verheißung des endlichen Sieges der Ideen, die in Christo verkörpert sind, der ewigen Liebe, die gleich der glänzenden und erwärmenden Sonne ihre Strahlen auf Erden sendet, der ewigen Liebe, der die Menschen abtrünnig werden, um sich nach ihr zu sehnen, der ewigen Liebe, die das Leben lebenswerth macht, die in jedem Menschen nur geweckt zu werden braucht, um ihn der Erniedrigung zu entreißen.

In den „Psalmen der Zukunft" befindet sich eine herrliche Perle gläubiger Empfindung. Diese Stelle sei hier wenigstens in Prosa wiedergegeben: „Bevor Du, o Menschheit, Deinen irdischen Lauf vollendest, erfährst Du eine Wandlung; da unten lassest Du Alles, was trügt, und Alles, was schmerzt; Du lassest unten der Knechtschaft Hölle; Du lassest unten der Lüge Zauber; Du lassest unten der Geheimnisse Wirren, und nimmst mit Dir geistiges Erkennen und des Herzens ewige, unendliche Liebe! Und mit diesen zweien heiligen Kräften schwingst Du Dich, wie Christus, in des Lichtes Räume! Von Deiner Stirne wird jede Sünde getilgt, wie Federn leicht werden Deine Arme. Deine Hände wirst Du in die reine Luft tauchen und wirst dort schweben, selbst der Luft gleichend!"

Galilaee vicisti! Wir möchten diesen Ruf nicht vermissen in einem der gedankenreichsten Werke jenes Dichters, der seiner Nation als Derjenige gilt, der so viel geduldet, gelitten, geliebt, der sein ganzes Glaubensbekenntniß in die Worte geschlossen hat: Leiden, Lieben, Hoffen, jenes Dichters, der es in edelmüthiger Resignation ertragen, gerade deßhalb aus beredtem, poetischen Munde der „lyrischen Feigheit" geziehen zu werden, jenes Dichters, dessen Herz für „ewige, unendliche Liebe" schlug und auf dessen Grab man die Worte aus seinen „Psalmen der Zukunft" setzen sollte:

„Liebe ohne Grenzen, Leben ohne Ende."

Wien, 1879.



Miniatur-Bilder.

Von

Ferdinand Groß.

I.

Im Garten tummelt eine Mädchenschaar
Sich lärmend in der Bäume kühlem Schatten.
Der kleinen Damen jede trägt im Arme
Die süße Lieblings-Puppe, schmeichelt ihr,
Bedeckt mit Küssen sie — wie eine Mutter
Das Kind, das unterm Herzen sie getragen,
Zu küssen pflegt — und gibt der theuern Puppe
Von Zärtlichkeit getragne Kosenamen.
Die Eine will mit Obst die Puppe füttern,
Die Andre sucht, die ihre einzuschläfern,
Und eine Dritte klagt mit ernster Miene,
Daß Anna — Anna nennt sich ihre Puppe —
Ihr schwere Sorge Tag und Nacht bereite.
Da tritt ein Mädchen neu hinzu und schaut
Mit Neid — im Mädchen regt sich schon die Frau —
Auf jene Glücklichen, die Puppen haben.
Doch zwingt Marie die Thränen kräftig nieder,
Erblickt den Hund, der bis dahin umsonst
Geworben um Beachtung, und Marie
Greift nach dem Thiere, hebt es rasch empor
Und küßt es, trotzig lachend, auf die Schnauze.
Dann sagt sie, während ihr die Augen zucken:
„Wie seid mit euren Puppen ihr doch kindisch!
Mir sind die Möpse lieber als die Puppen.“

II.

In einer kleinen Stadt. Die Straße, die
In sanfter Steigung sich nach aufwärts zieht,
Kommt leis' und langsam ein Gefährte her,

Ein alter Wagen und davor ein Pferd,
So dürr wie des Quixote Rozinante.
Metallne Kannen, die vordem mit Milch gefüllt,
Bedecken das bescheidene Vehikel.
Und auf dem Brette, das als Kutschbock dient,
Belegt mit einer Decke, sitzt der Kutscher,
Ein altes, magres Männchen, ruhig lächelnd;
Er nickt zuweilen mit dem weißen Kopfe,
Und läßt die Zügel aus den Händen fahren.
Die Sonne brennt versengend auf die Erde,
Und an der Mauer, durstend, schleicht der Hund . . .
Jetzt nickt der Alte stärker als zuvor,
Ein sanfter Schlummer nimmt ihn süß gefangen,
Und nach dem Lenker schaut das kluge Pferd,
Es lauscht gespitzten Ohrs den Athemzügen,
Dann bleibt es stehen mitten in der Straße.
Die Sonne brennt versengend auf die Erde,
Und an der Mauer, durstend, schleicht der Hund.

III.

Zwei Kinder, Brüderchen und Schwester,
Die Schwester älter um ein Jahr — sie zählt
Der Sommer neun — und unermeßlich klüger,
Der Bruder noch ein kleiner, runder Knirps,
Sie gehen ernsthaft sprechend auf und ab,
Und durch die Büsche haucht der Abendwind.
Die Schwester, mit der Miene der Gelehrten,
Hält stille vor dem alten Apfelbaum,
Der sie mit seinen Früchten oft erfreut.
„Erinnerst du dich noch,“ so hebt sie an,
„Wie herrlich er mit Blüthen war bedeckt
Im vor'gen Jahr? — Wir schüttelten den Stamm
So manches Mal, und wie ein weißer Regen,
So wirbelten die Flocken von ihm nieder.
Nun möcht' ich aber wissen, wie die Blüthen
Dem Baume kommen, möchte sehen, wie
Die Zierde sich an seine Zweige haftet.
Ich frug den Vater, und der Vater, der
Doch Alles weiß, sogar daß lange Störche
Vom Himmel Kinder bringen zu den Menschen,
Verweigerte Belehrung mir und meinte:
Die liebe Blüthe komme und sei da,
Doch habe Keiner noch sie kommen seh'n . . .
Nun will ich dir enthüllen meinen Plan,“
Und in das Ohr des Bruders flüstert sie,
Und hält die Hand, zur Muschel umgeformt,

Vor ihren Mund, daß nicht verrätherisch
Ein Laut zu unberufnen Leuten dringe.
„Ich möchte gern um jeden Preis es sehen,
Wie sich dem Ast der holde Schmuck gesellt.
Wir wollen heute nicht nach Hause gehen,
Wir setzen uns in's Gras und wachen tapfer
Die ganze Nacht hindurch. Es scheint der Mond,
Wir sehen also wie bei Tageslicht.
Am Tage schläft nur Eines von uns ein,
Indess' das Andre wacht und Lärmen schlägt,
Sobald die Blüthen nah'n" . . . Gesagt, gethan.
Die Kinder hocken sich in's Gras zusammen,
Umschlingen sich, das Mädchen singt ein Lied,
Der Knabe pfeift — ein Mittel gegen Furcht —
Doch zehn Minuten später sind die Beiden,
Als geb' es keine Pläne — eingeschlafen.

. . . .

Sie wachen auf, die Sonne glüht am Himmel.
Der Apfelbaum jedoch ist wie durch Zauber
Mit Blüthen reich bedeckt von Ast zu Ast.
Die Kinder gucken ihn verwundert an.
„Ich habe nichts bemerkt," gesteht die Schwester.
Der Bruder schweigt und starrt dem Baum entgegen.
Die Schwester fügt mit weiser Miene zu:
„Die Bäume blühen auf, indess' sie schlafen."

IV.

Ein Kind, im ersten noch der Lebensjahre,
Gebettet, liegt's in seiner Wiege da.
Es möchte sprechen, doch es kann noch nicht
Und drückt sich denn in wirren Lauten aus,
Die Form, Bedeutung nicht und Sinn besitzen.
Der Vater und die Mutter horchen sorgsam
Den Tönen, die dem kleinen Mund entquellen.
„Ganz wohl versteh' ich es," versichern Beide.
„„Es sagte: Vater."" — „Nein, es sagte: Mutter."

V.

Den Roland hol' ich aus der Bücherei
Und blätt're drin. Da fällt von ungefähr
Ein trockener Orangenzweig heraus,
Den ich vor Jahren in Gaeta pflückte.
Er lag mit seinen Blüthen lange Zeit
Inmitten von Orlando's bunten Abenteuern.
Doch nun, im kühlen Norden, wagt er sich

Hervor, und er beschwört mit Einem Male
Die holden Nächte neu herauf, die ich
Verträumt am Meere, dem tyrrhenischen,
Läßt mich die heißen Küsse wieder fühlen,
Die fiebernd ich mit Maddalena tauschte . . .
Hinweg, du Zeichen einer bessren Welt,
Bleib, wo du warst, beim rasenden Orlando,
Verbleibe weiter italien'schem Boden;
Ich will nicht dran erinnert sein, daß einstens
Ich in Hesperiens Gärten lebte, liebte.
Wohl nimmer kehr' ich je dahin zurück —
So mahne du mich nicht an das Verlorne!
Leb wohl, Orangenzweig, leb wohl, Orlando,
Seid wieder in den engen Schrank verbannt.

VI.

Ein Leichnam, liegt des öden Hauses Herr;
Er schied in seiner Jahre Blüthe plötzlich.
Sein junges Weib und auch zwei blühnde Kinder,
Sie sind nach ihm verwaist zurückgeblieben.
Das junge Weib, in herben Schmerz versunken,
Kniet weinend an des theuern Todten Lager
Und birgt das Haupt an des Gestorbnen Brust.
Indessen bringt man einen schwarzen Sarg,
Das letzte Haus, das enge, stille Haus.
Die Kinder aber wissen nichts vom Sterben.
Die Kinder, unter blonden Locken lachend,
Ergötzen sich im Spiele, lachen, schäckern,
Erhaschen jetzt einander und entwischen,
Von Freudegluth die Wangen hochgeröthet.
Das ältre flüchtet in den offnen Sarg,
„So fang' mich," ruft es seinem Brüderchen,
Und eins ums andre huscht nun in den Sarg,
Enteilt ihm . . . und das Kinderlachen tönt
Wie Silberglockenton, so hell, so rein.
Der Vater todt, die Mutter in Verzweiflung,
Die Kinder aber wissen nichts vom Sterben.

VII.

Das Weihnachtsfest. Vom Christbaum senden
Viel hundert Kerzen ihren hellen Glanz,
Auf freuderothen Wangen brennt der Jubel,
Der währen wird, so lang ein Herz noch schlägt.
Großvater, Vater, Kind und Enkel, Alle
Versammeln sich rings um den Tannenbaum,

Der Genius der Familie schwingt sein Scepter,
Er sieht sein Reich erblühen überall.
Dem Baume nahe schläft in einer Wiege
Das Jüngste, das noch keinen Christbaum kennt,
Dem noch das Leiden fremd und auch die Freude,
Ein winzig Ding, sich selber unbewußt.
Zu seinen Häupten hängt ein großes Bauer,
Und auf der Sprosse steht, ein Hausgenosse,
Das Köpfchen bergend zwischen dem Gefieder,
Die Amsel, die sich nach dem Walde sehnt.
Und vor dem Strahl der vielen, kleinen Kerzen
Erwacht der Vogel, und wie freudetrunken
Singt plötzlich er die schönsten seiner Lieder,
Er hält den Christbaumglanz für Morgenlicht.



Winterfreude.

Von

Ludwig Foglar.

Was hat doch Alles in dem Stübchen Raum,
Wenn draußen arge Winterstürme wüthen;
Bis an die Deke mit den Flammenblüten
Aufraget der geschmükte Weihnachtsbaum.

Die Kinder können es erwarten kaum,
Daß sich das Pförtchen öffne, das wir hüten,
Damit, um was wir längst uns heimlich mühten,
Vorzeitig nicht erfüll' der Kleinen Traum.

Das Glökchen klingt. Nun kommt! Ein Jubelschrei.
Wie glänzen sie im Stral der hundert Lichter,
Die wonnerothen Kinderangesichter!

Doch einen Theil der Gaben lasset frei,
Den spendet auf der Gasse dort den Armen,
Des Festes schönster Schmuk sei das Erbarmen.



Ein philosophisches Problem.

Unter besonderer Berücksichtigung der Kant'schen und Schopenhauer'schen Grundlehren.

Von

Anton Ganser.

Bekanntlich hat Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" und auch in seinen übrigen kritischen Werken darzuthun versucht, daß unser Intellect selbst nur eine Erkenntnißform sei. Eine Form, durch welche wir allerdings in die Lage versetzt werden, die Außendinge als Erscheinungen aufzufassen, eine Form jedoch, welche durchaus nicht geeignet ist, das „Ding an sich", das heißt das hinter allen Erscheinungen wirklich noch steckende, ihnen also zu Grunde liegende letzte und absolute Wesen der Dinge, das eigentliche Subject aller Objecte, zu erfassen und zu erkennen.

Schopenhauer nun hat zwar diesen Standpunkt Kant's zu dem seinigen gemacht, dennoch aber (insbesondere in seiner Kritik der Kant'schen Philosophie) behauptet, über Kant hinausgegangen zu sein und zwar dadurch, daß er als das Subject der Objecte, als das Was der Erscheinungen, den „Willen zum Leben" bezeichnete, jenen „Willen," der uns in unserem Selbstbewußtsein gegeben und uns daher auch am allerbesten bekannt ist. Anderseits schränkt jedoch Schopenhauer diese Behauptung selbst wieder sehr ein durch seine weitere Erklärung, dahingehend, daß man durch sein Princip des „Willens zum Leben" wohl die Existenz dieser Erscheinungswelt, in der wir uns selbst befinden, vollkommen genügend erklären könne, daß aber hiebei — nebst verschiedenen anderen Fragen — auch die Frage offen bleibt, „woraus denn dieser Wille, welcher frei ist, sich zu bejahen, wovon die Erscheinung die Welt, oder zu verneinen, wovon wir die Erscheinung nicht kennen, entsprungen sei?"

Schopenhauer, dessen eigene Worte ich hier anführte, betrachtet also seinen Willen wohl als die Ursache dieser Welt, nicht aber als das absolute Subject aller Dinge; nach ihm soll dieser Wille aufhebbar sein, sich verneinen können, welche Verneinung bekanntlich als das einzig richtige und

wahre Ziel des Weltprocesses hingestellt wird und so bleibt allerdings die obige, von Schopenhauer selbst aufgeworfene Frage offen, in der aber, wie Schopenhauer sie stellt, meiner Ansicht nach schon ein Widerspruch enthalten ist, auf welchen ich später zurückkommen werde.

Nach der Verneinung des „Willens zum Leben" sollte eigentlich nach Schopenhauer diese Welt, welche nichts ist als die „Sichtbarkeit" des Willens zum Leben, verschwinden; da Schopenhauer aber doch zu sehr Logiker ist, um etwa anzunehmen, der Wille zum Leben sei einstens aus dem absoluten Nichts entstanden und werde nach seiner Verneinung auch absolut verschwinden, also absolut nichtsein oder Nichts sein, so meint er, der Wille zum Leben werde nach seiner Aufhebung zwar kein absolutes Nichts, wohl aber ein relatives Nichts geworden sein, etwas nämlich „wovon wir die Erscheinung nicht kennen," ein Ding also, welches für unser, nur für diese gegenwärtige Welt Bedeutung habendes Erkenntnißvermögen auch vollständig unzugänglich und unerkennbar ist.

Damit steht nun aber Schopenhauer eigentlich genau dort, wo Kant mit seinem „Ding an sich" gestanden ist: vor einer unbekannten Größe und der Unterschied zwischen Kant'scher und Schopenhauer'scher Ansicht über die Erkennbarkeit des Subjectes aller Objecte wäre eigentlich gleich Null, ja, die Frage nach dem wirklichen Subjecte des Objectes wäre, stünde es mit unserem Erkenntnißvermögen wirklich so mißlich, wie beide Philosophen behaupten, unter allen Umständen und Gesichtspunkten nur mit einem kräftigen und unumwundenen „Ignoramus et ignorabimus" zu erledigen.

Die im Vorstehenden besprochene Controverse zwischen Kant'scher und Schopenhauer'scher Meinung über die Erkennbarkeit des allen Erscheinungen zu Grunde liegenden Wesens berührt unmittelbar eines der wichtigsten Probleme aller Philosophie und dieses lautet:

Sind wir berechtigt, aus unserem Bewußtsein, insbesondere aus unserem Selbstbewußtsein auf das letzte und innerste Wesen aller Dinge zu schließen oder nicht?

Der Meinung der beiden genannten Philosophen, welche wir, diesen Punkt betreffend, oben bereits kennen lernten, sind nun andere, meiner Ansicht nach nicht minder berechtigte Meinungen entgegenzusetzen, mindestens können gegen ihre Ansichten Einwendungen erhoben werden, welche wir im Folgenden kennen lernen wollen.

Mit Rücksicht auf Kant könnte man fragen: ist es nicht mißlich, von etwas zu reden, von dem man nicht weiß und auch nicht wissen kann, was es ist? Ist es überhaupt möglich, von einem „Dinge an sich" zu reden, ohne davon einen wenigstens dunklen Begriff zu haben? Liegt darin nicht ein Widerspruch, zu sagen: Alle Erfahrungen, ja, die Erfahrungen über unsere eigenen Begriffe weisen deutlich und mit Nothwendigkeit auf die Existenz eines „Dinges an sich" hin, allein von diesem Dinge an sich — welches demnach durchaus nicht etwa ein Hirngespinnst sein kann — fehlt mir jeder Begriff?

Woher, frage ich, soll mir das Bewußtsein, die Kenntniß nämlich von einem „Dinge an sich" kommen, wenn mir jeder Begriff über dasselbe überhaupt fehlt? Und sollte ich denn überhaupt wirklich nicht im Stande sein,

mir über etwas einen Begriff zu bilden, dessen Wirkungen mir in den Erscheinungen millionenmal entgegentreten? Wenn ich gezwungen bin, aus den Erscheinungen auf etwas zu schließen, was die Ursache dieser Erscheinungen bildet, so muß der Grund, wegen welchem ich diesen Schluß zu machen bemüssiget bin, nicht nur in den Erscheinungen, sondern auch in mir selbst liegen. Und in der That bietet eben unser Selbstbewußtsein, in dem auch das Gesetz der Causalität, welches lehrt, daß jeder Wirkung eine Ursache zu Grunde liegen müsse, lebendig ist, die genügende Handhabe, nach einem „Dinge an sich" zu fragen, das heißt nach dem letzten Grunde, warum überhaupt etwas geschieht. Unser Selbstbewußtsein baut sich aber nicht nur aus der mit Hilfe unserer Sinneswerkzeuge und des Verstandes vermittelten Erfahrung über äußere Dinge auf, sondern es ist bedingt durch das Vorhandensein eines Willens, ohne welchen wir nie den Begriff eines „Ich's" als Gegensatz dieser Außenwelt fassen könnten. Erst der Wille, der Drang nach Wohlsein und Befriedigung, welcher durch äußere Einwirkungen in angenehmer oder unangenehmer Art afficirt wird, bringt uns das Bewußtsein der Individualität, des „Ich's." Umgekehrt wäre aber auch der Wille ohne Vorstellung und Verstand noch kein „Ich," welcher selbstbewußte Begriff eben erst aus der Wechselwirkung des Willens mit den intellectuellen Fähigkeiten entsteht.

Dies einzusehen, zu begreifen, scheint mir nicht besonders schwer zu sein und ich will nur, um das Innere unserer Natur in dieser Richtung recht deutlich zu beleuchten, auf zwei Zustände hinweisen, in denen das Selbstbewußtsein momentan verschwindet oder eigentlich lahm gelegt ist, weil in jedem dieser Zustände nur die eine Seite unserer Natur allein dominirt.

Im Zorne, der sich mitunter bis zur Wuth und zur Tobsucht steigern kann, herrscht der außer sich gerathene Wille allein und Keiner weiß genau, was er in diesem Zustande thut. Daher z. B. eine in diesem Zustande verübte Tödtung eines Anderen auch vom Gesetze nicht als Mord qualificirt wird.

Anderseits sehen wir den tiefen Denker oder Dichter oft im Momente seiner Thätigkeit vollständig auf sich selbst vergessen; sein im normalen Zustande nie das „Ich" vergessender Wille schweigt und die intellectuellen Kräfte sind vorwiegend thätig.

In unserem Selbstbewußtsein, welches aus der Wechselwirkung aller unserer Eigenschaften und Fähigkeiten entspringt, tritt nun aber auch das Bewußtsein dieser verschiedenen Thätigkeiten unserer Natur hervor und ungeachtet dessen sollten wir nicht befähigt sein, auf die Eigenschaften der Natur im Allgemeinen zu schließen?

Sind wir denn nicht selbst ein Theil der Natur, die wir erkennen wollen? Sind wir etwa nur künstliche Machwerke eines ganz außerhalb der Natur liegenden Principes?

Sollen wir etwa glauben, unser Gehirn sei nur deßhalb mit Verstand und Sinneswerkzeugen, kurz, mit einem großartigen Apparate von Erkenntnißwerkzeugen ausgestattet, um uns eine ganz fremde, mit unserem eigenen, innersten Wesen in keinem Connexe stehende Welt vorzuspiegeln — um nicht zu sagen, vorzuschwindeln?

Sollen wir etwa annehmen, das „Ding an sich," auf dessen Existenz wir aus den Erscheinungen und aus unserem Selbstbewußtsein zu schließen genöthiget sind, werde diese Erscheinungen zwar hervorbringen, aber bloß deßhalb, um sich selbst hinter diesen Erscheinungen zu verstecken? Und vor wem denn — vor sich selbst?

Die Ansichten Kant's von der Unerkennbarkeit des von ihm selbst als existirend anerkannten „Dinges an sich" sind einseitig; Kant unterschätzte die Thatsache des Selbstbewußtsein's, das heißt das Bewußtsein des „Ich's" mit allen Eigenschaften und Fähigkeiten, welches Bewußtsein, respective Selbstbewußtsein — als letztes Resultat aller uns bekannten Naturkräfte — allein geeignet ist, uns aus dem Cirkel rein objectiven Denkens, das heißt eines Denkens, welches sich immer nur mit Theilen, nie aber mit dem Ganzen beschäftiget, herauszuführen.

Kant bewegt sich nun mit seinen Beweisen über die Unerkennbarkeit des Dinges an sich in einem solchen Cirkel; er weiset einerseits darauf hin, daß alle Prädicate, die wir den Dingen beilegen, nur in der Sinnenwelt zu finden seien, daher wir von einem „übersinnlichen" Wesen gar keine Eigenschaften zu erkennen vermögen, anderseits sucht er wieder darzulegen, daß die rein empirisch-mechanische Erklärung des Weltprocesses durchaus unzulänglich, daß unser Verstand es eigentlich sei, der die Dinge zu dem macht, als was wir sie auffassen — was Alles in seinen verschiedenen Werken, insbesondere auch in der „Kritik der Urtheilskraft" sehr oft weitschweifig und weitläufig dargethan wird.

Auf alle diesbezüglichen Ansichten und Lehren Kant's wäre nun einfach zu erwidern: das gesuchte „Ding an sich" existirt wirklich; es ist aber nicht derart transcendent, daß es in „übersinnlicher" Weise, nämlich entblößt von allen Relationen des Daseins und der Realität erkannt werden könne und müsse, sondern dieses „Ding an sich" ist der Welt immanent! Daher es in der Welt, in den Erscheinungen aufgesucht werden muß und zwar insbesondere in unserem Selbstbewußtsein, in welchem dieses der Welt immanente „Ding an sich" zum Bewußtsein und zur Erkenntniß seiner selbst gelangt. Diese Erkenntniß in unserem Selbstbewußtsein ist nun allerdings eine secundäre und auch rein subjective; allerdings hat Kant vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß auf rein objectivem Wege nie zum „Dinge an sich" zu gelangen ist. Ein solches Verlangen wäre aber schon deßhalb auch unlogisch, weil wir mit unserem „Ich" nicht aus dem „Ich," also nicht aus uns selbst heraus können, um dieses „Ich" wieder von einem etwa höherstehenden „Ich" „objectiv" betrachten zu können, womit uns übrigens auch wieder gar nicht geholfen wäre, weil dieses „Ich" höherer Gattung erst auch wieder „objectiv" beweisen müßte, daß seine Erkenntnißform die absolut richtige und wahre ist. Wäre das „Ding an sich," das heißt also der letzte Grund des Weltprocesses und seiner Erscheinungen, ein mit diesem Processe in gar keinem Connexe stehendes Princip, so würde es ganz vergeblich sein, nach einer Erkenntniß zu streben, an eine solche nur zu denken! Da dies aber, soweit die Kraft unserer Logik reicht, nicht anzunehmen ist, vielmehr angenommen werden muß, daß das sogenannte „Ding an sich" der Welt wirklich immanent und demnach in der Erscheinung selbst auch enthalten ist, so muß

und kann die einzig mögliche Erkenntniß nur eine subjective sein, das heißt eine Selbsterkenntniß, wie sie in unserem Selbstbewußtsein auch thatsächlich zu Tage tritt. Ueber dieses hinaus führt allerdings kein Weg und kein Steg, allein meiner Ansicht nach ist diese Erkenntniß, obschon man sie, mit Rücksicht auf die Beschränktheit des in Zeit und Raum befangenen Individuums, eine subjectiv-secundäre nennen kann, doch sicherer und wahrer als jede andere, weil ein solche „objectiv" genannte es mit Begriffen zu thun hat, deren Ursprung immer wieder auf die primären Eigenschaften und Fähigkeiten jenes Principes zurückführt, aus dem die Welt und wir selbst entstanden sind und immer wieder entstehen, daher man gut thut, sogleich den Kern der Dinge zu untersuchen und nicht deren Schale. Schopenhauer hat ähnlich gedacht, als er den „Willen zum Leben" — freilich nur einseitig, nichtsdestoweniger aber doch richtig — als ein primäres Princip aufstellte.

Ich komme nun auf Schopenhauer zurück, dessen Anschauung über die Erkennbarkeit des „Dinges an sich," welchen Ausdruck ich in dieser Abhandlung beibehalten werde, in der von ihm selbst aufgeworfenen Frage, „woraus denn dieser Wille, welcher frei ist, sich zu bejahen, wovon die Erscheinung die Welt, oder zu verneinen, wovon wir die Erscheinung nicht kennen, entsprungen sei?" am deutlichsten hervortritt.

Dieser Ansicht Schopenhauer's ist einfach die Frage entgegenzustellen: Können wir uns eine Freiheit des Willens zum Leben in der Art überhaupt denken, daß dieser Wille in seinem metaphysischen Zustande die Möglichkeit und Fähigkeit besitzen werde, sich ebensowohl zu bejahen, als sich zu verneinen?

Wenn wir bei Beantwortung dieser Frage nicht wieder an die Unzulänglichkeit unseres Erkenntnißvermögens appelliren und damit auch Zweifel über die Logik unserer Logik aufstellen wollen, so müssen wir sagen: eine solche Freiheit kann es nicht geben. Frei sein heißt, kurz ausgedrückt, seiner Natur nach unbeschränkt wirksam sein können. Ist nun der Wille wirklich ein metaphysisches, freies Princip, so sind eigentlich nur zwei Fälle möglich; entweder wirkt der Wille unmittelbar, spontan, als einfaches und einziges Princip: dann ist nicht abzusehen, woher und wieso ein anderes Princip in die Welt kommen soll und wie etwa ein solches je bestimmend auf den Willen einwirken könnte; oder der Wille hat neben sich ein zweites Princip, welches etwa durch intuitive Erkenntniß auf ihn einwirkt, durch die Erkenntniß etwa, daß der Zustand, in dem er sich ursprünglich befindet, ein schlechter sei und durch das Eingehen in eine Causalität verbessert werden könne: in diesem Falle wäre das Willensprincip kein einfaches und auch kein absolut freies. Ein dritter Fall nun, der nämlich, daß der Wille als primäres Princip im ursprünglichen Zustande bleiben könnte, wäre nur dann möglich, wenn man annehmen würde, daß er immer wieder sich selbst in diesen Zustand setzen, denselben absolut und unausgesetzt bejahen würde, was aber mit Rücksicht auf den Schopenhauer'schen Willen, welcher ein Wille „zum Leben," respective zum Dasein in der realen Welt ist, ein innerer Widerspruch wäre und wobei überdies nicht begriffen werden könnte, warum und wieso der ursprüngliche Wille, wenn ein Verbleiben in seinem ursprünglichen Zustande überhaupt möglich und mit Befriedigung

verbunden gewesen war, dazu gekommen ist, Wille „zum Leben" zu werden, also gewissermaßen den Urzustand zu „verneinen!?"

Für das Schopenhauer'sche Willensprincip paßt aber nur die erste Annahme, die nämlich, nach welcher der Wille spontan wirkt; er soll ja ein einfaches und von Haus aus ganz unintelligentes Princip sein! Dann liegt aber eben in der von Schopenhauer selbst aufgeworfenen und früher schon berührten Frage ein Widerspruch! Wie soll ein absolutes, einfaches und spontan wirkendes Princip in seinem metaphysischen Zustande sich bejahen oder verneinen können???

Was hat der Begriff der Freiheit, wenn mit diesem Begriffe auch der Begriff der Möglichkeit einer Wahl verbunden wird, mit einem primären, spontan wirkenden, einfachen Principe zu thun? Aber auch abgesehen von der, für ein primäres Princip stets ebenso überflüssigen, als mißlichen Freiheitsfrage bleibt noch eine andere Frage zu beantworten, nämlich: wie kommt der „Wille zum Leben" als (nach Schopenhauer) einfaches und unintelligentes Princip dazu, eine Causalität zu schaffen, aus der eine so mannigfaltige Welt hervorgeht, wie wir eine solche vor uns sehen?

Dies ist wieder nicht abzusehen, nicht zu begreifen!

Schopenhauer faßt die Weltschöpfung deutlich als eine Schuld auf, die der Wille zum Leben mit dieser Schöpfung verbrochen haben soll; läßt sich aber aus einem einfachen Principe eine Schuld ableiten? Läßt sich aus einem einfachen Principe überhaupt ein Weltproceß, der noch dazu ein Entwicklungsproceß ist, erklären?? Sicher nicht und hier liegt auch eben die große Schwäche der Schopenhauer'schen Philosophie, so bedeutend und werthvoll sie auch sonst sein mag.

Unser Leib — ebenso wie die ganze reale Welt — ist zwar, wie Schopenhauer richtig erklärt, die „Sichtbarkeit" des Willens zum Leben; daß aber dieser Wille sich selbst sichtbar werden kann, das heißt daß er in die Erscheinung treten kann, muß noch einen anderen Grund haben, als den des Wollens allein. Der Wille zum Leben, als einfaches Princip, kann nichts sein, als das Streben, sich aus sich selbst zu gebären (wie Schelling den Willen sehr treffend definirt); zur Erfüllung dieses Strebens ist aber ein zweites Princip nothwendig und dieses zweite Princip existirt thatsächlich: es ist die Causalität oder mit Rücksicht auf die entwickelte Form der Erscheinung des Menschen das Vorstellungsvermögen oder der Intellect.

Schopenhauer's Ansicht, daß der Intellect mit der Causalität Eins sei, ist richtig. Ist der Wille die eine Seite des „Dinges an sich," so ist die Causalität die andere Seite; ist der Wille die Ursache, daß etwas geschieht, so ist die Causalität die Form des Geschehens. Wille und Vorstellungsvermögen sind demnach als die Attribute des Wesens aller Dinge zu betrachten und zugleich als eine Einheit, ähnlich wie die Kopf- und Reversseite einer Münze in dieser selbst eine Einheit bilden.

Und auch unser „Ich" ist eine solche Einheit, entsprungen aus der Synthesis von Wille und Vorstellungsvermögen, unser Bewußtsein gewissermaßen der Reflex dieser zwischen Wille und Vorstellungsvermögen stets vorhandenen, lebendigen Wechselwirkung. Dieses Bewußtsein erscheint als eine Projection ewiger Positionen des „Dinges an sich;" Positionen, die,

suchen wir sie auf dem Felde empirischer Erscheinungen, wir als ewig gleichwirkende und ewig unveränderliche Naturkräfte wiederfinden. Diese Positionen, die ewig dauernden und unerschütterlichen Pfeiler der allgemeinen Causalität, deren Erforschung die specielle Aufgabe der Naturwissenschaft bildet, sind uns heute wohl nur theilweise und unvollständig bekannt und wir können nur hoffen, daß es uns im Laufe der Zeit gelingen werde, unsere diesbezüglichen Kenntnisse möglichst zu vervollständigen; vom philosophischen Standpunkte aber müssen wir annehmen und sind hiezu auch logisch berechtiget, daß die allgemeine Causalität mit unserem secundären und erst durch die Entwickelung zu dem gewordenen Intellecte, der er heute ist, identisch ist, daß Wille und Vorstellungsvermögen, die in unserem Bewußtsein sich im „Ich" projiciren, auch Attribute sind des Wesens aller Dinge überhaupt. Deßhalb scheint mir auch ein Zweifel an der Wahrheit und Richtigkeit unserer Erkenntnißform nicht statthaft; die transcendentalen Formen der Logik und der Mathematik oder der Geometrie können als solche, ungeachtet dessen, daß die Erscheinungsformen des „Dinges an sich" unendlich mannigfaltig sein mögen, nirgends in der Welt andere sein. Daß diese Formen sich erst in den Erscheinungen entwickeln, ändert an der Sache nichts: der entwickelte Verstand wird immer finden, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste ist, er wird, ob er nun am Sirius oder auf der Sonne, am Jupiter oder auf der Erde thätig ist, immer begreifen, daß aus Nichts nicht Etwas werden kann und umgekehrt; und wenn heute von naturwissenschaftlicher Seite mitunter und unter Hinweis auf die Kant'sche Lehre, nach welcher uns jedes Kriterium über die Richtigkeit der Formen unseres Erkenntnißvermögens mangeln soll, an diesen Formen gerüttelt wird, so scheint mir dies ein sehr verwerfliches Bestreben, über welches die echte Wissenschaft ruhig zur Tagesordnung übergehen kann und wird, was umso wünschenswerther erscheint, als anderenfalls auch die Basis jeder Wissenschaft in's Schwanken gerathen müßte. Diejenigen aber, welche sich solchen Bemühungen hingeben, scheinen in ihrem Eifer zu vergessen, daß sie selbst ein ganz merkwürdiges und ergötzliches Schauspiel bieten; sie gleichen nämlich Denjenigen, die den Baumast, auf dem sie selbst sitzen, abzusägen trachten, wobei es ihnen, gelänge das Experiment, passiren würde, selbst zuerst vom Baume herab zu purzeln!

Es mag noch Manches zwischen Himmel und Erde geben, wovon die Schulweisheit bisher sich nichts träumen ließ: eine vierte Dimension des Raumes wird schwerlich darunter sein, ebensowenig aber auch eine andere Causalität als die, welche wir bisher — wenn auch noch nicht vollständig — kennen lernten. Eine Zeit, welche an der unveränderlichen Gesetzmässigkeit des Naturwirkens zweifeln zu können glaubt, beweiset nur, daß es ihr an der nothwendigen Besonnenheit mangelt und daß sie diese Besonnenheit, welche nur das gründliche Studium der Philosophie und insbesondere der Logik zu gewähren vermag, gegen die Sucht vertauscht hat, hyperoriginell zu sein. Der Weltproceß ist allerdings ein Entwicklungsproceß; da er aber wirklich ein solcher ist, so ist es auch begreiflich, daß wir die Natur und ihr Wirken erst successive verstehen und begreifen lernen; was aber wirklich erkannt und begriffen ist, wird — die Erde mag sich noch so oft um die Sonne drehen — immer wahr bleiben.

Le Verrier hat aus den Störungen im Laufe der Planeten, insbesondere aus den Störungen im Laufe des „Uranus“ geurtheilt, daß noch ein weiterer, äußerer, zu unserem Sonnensysteme gehöriger Planet existiren müsse; obschon er diesen äußersten Planeten lange nicht fand, so wußte er doch genau, daß er existire, daß er ein ebenfalls mit Schwere begabter Himmelskörper sein werde und seine Schlüsse haben sich endlich bewährt, indem er den Planeten, den „Neptun,“ dessen Bahn er berechnete, thatsächlich auffand. In ganz ähnlicher Weise können auch wir schließen, daß hinter den Erscheinungen auch etwas, ein letzter Grund der Dinge, existiren müsse. Machen wir diesen Schluß aber wirklich, so können wir ihn einzig und allein auf unser Bewußtsein, respective unser Selbstbewußtsein gründen, denn dieses allein redet zu uns eine deutliche Sprache; während das objective Bewußtsein über alle Dinge, die nicht wir selbst sind, uns gewissermaßen nur Photographien gibt, bringt uns das Selbstbewußtsein die Originale der Dinge, das Wesen derselben selbst, zur Erkenntniß; in diesem Selbstbewußtsein finden wir nun, als die eigentlichen Motoren unseres Daseins, einen Willen und ein Vorstellungsvermögen in unserem „Ich“ zur bewußten Einheit vereiniget und aus dieser Thatsache können wir auch mit dem größtmöglichsten Grade der Wahrscheinlichkeit urtheilen, daß das Wesen aller Dinge ebenfalls ein Etwas sein müsse, was auch mit diesen Attributen ausgestattet und begabt sein werde.

Wir können ferner aus unserem Selbstbewußtsein auch den weiteren Schluß machen, daß ein Wesen oder ein Ding, welches weder etwas wollte, noch etwas wüßte, — weder von sich, noch von anderen Dingen — überhaupt auch gar nicht wäre! Darüber sind indessen auch Kant und Schopenhauer einig, da ja Beide darthun, daß die objective Welt ebenso von den Functionen unseres Intellectes abhängig sei, wie dieser von jener. Dies kann aber nur dann wahr und richtig sein, wenn die Functionen unseres Intellectes mit der auf der allgemeinen Causalität beruhenden Natur der Dinge in sehr nahen Beziehungen stehen, wenn dieser aus der allgemeinen Natur der Dinge sich entwickelnde, also gewissermaßen secundär geschaffene Intellect doch identisch ist mit dem allgemeinen Naturwirken, also mit der Causalität selbst, das heißt also, wenn dieser Intellect ein wirkliches Product dieser Causalität ist.

Berücksichtigen wir Alles bisher Gesagte, so ergibt sich als Antwort auf die früher gestellte Frage: sind wir berechtigt, aus unserem Bewußtsein, insbesondere unserem Selbstbewußtsein auf das innerste Wesen aller Dinge zu schließen oder nicht? Folgendes: Wir sind berechtigt, diesen Schluß zu machen und zu sagen: die Welt und wir selbst sind eine mit den Attributen des Wollens und Vorstellenkönnens ausgestattete Substanz und alle entstehenden und vergehenden einzelnen Erscheinungen sind Projectionen dieser Substanz, von Positionen aus, die in ihrer Gesammtheit eine Form bilden, eine Synthesis höherer Art, die wir in unserer Weise als Causalität auffassen und deren letztes und höchstes, uns bekanntes Product unser eigener Intellect ist.

Diese unvergängliche Form alles Geschehens, die Causalität, ist die Wirkungsart aller vorhandenen Kräfte und zugleich geeignet, unendliche

Daseinsreihen von Erscheinungswesen hervorzuzaubern, in unendlich mannigfaltigen Secundärformen — ohne je sich selbst zu ändern, ohne Verlust an sich selbst, da alle gewordenen Dinge in jenen Urschoß zurückkehren, aus dem sie entstanden, wodurch eben die ewige oder unendliche Dauer des Processes garantirt erscheint.

Einer solchen Weltanschauung, in der der Wille, sozusagen als bedürftiges Element, eine so wichtige Rolle spielt, wurde vielfach als unvereinbar mit dem Begriffe eines vollkommensten Wesens bezeichnet; auch Aristoteles schon meinte, das an sich vollkommene Wesen könne nicht auch ein Wollendes sein! Ich glaube aber, daß der Begriff dieser Vollkommenheit von Haus aus ein irriger ist. Mit dem Begriffe der Vollkommenheit sollte doch jedenfalls auch der Begriff der bewußten Existenz verbunden sein, eine solche aber scheint mir ohne Thätigkeit nicht möglich zu sein. Nach meinem Dafürhalten kann vielmehr ein mit den logischen Attributen des Daseins und der Realität ausgestattetes Wesen überhaupt nur als thätig und wirksam gedacht werden. Ein Wesen, welches nicht wirkte, wäre auch nicht! Ein Wesen, welches aber nur so wirken würde, daß es stets nur sich selbst setzt, den Gegensatz seiner selbst zwar etwa schafft, sich aber im selben Momente wieder mit ihm identificirt, also zwar zu einer Art von Bewußtsein kommt, aber immer nur zum Bewußtsein der Identität mit sich selbst, könnte nie befriedigt sein — ungeachtet seiner absoluten Vollkommenheit; bleibt für ein wirklich seiendes, für ein wirklich sein — wollendes Wesen nur Eine Form übrig, um überhaupt irgend eine Befriedigung zu ermöglichen, nämlich in eine Causalität einzugehen, welche die Auflösung in unendliche Daseinsreihen ermöglicht, wodurch einerseits die in der Form des absoluten Seins, das heißt des Seins ohne Mannigfaltigkeit und ohne Möglichkeit der Entwicklung zu verschiedenen Daseinsformen, stets in irgend einer Art vorhanden sein müssende, lebendige Gewißheit der Nichtbefriedigung im Verhältnisse wie Eins zu einer unendlichen Größe vermindert und umgekehrt, die Möglichkeit irgend einer Befriedigung im gleichen Verhältnisse geschaffen wird.

Und dies ist die Welt!

Diese Erkenntniß, welche übrigens schon viele Vertreter — insbesondere auch im Spinoza — gefunden hat, welche von einem an sich einheitlichen und auch vollkommenen Wesen ausgeht, also an die Existenz einer wahrhaftigen Gottheit glaubt, dieselbe aber derart auffaßt, daß sie real existirt, nur im Kleide dieser, in den einzelnen Erscheinungen zwar vergänglichen und unvollkommenen, in ihrer Allheit und Wesenheit aber unvergänglichen und auch vollkommenen Welt, scheint mir mit der Wahrheit übereinzustimmen.

Ich glaube nun, die mehrerwähnte Frage dahin erledigt zu haben — so gut es überhaupt in einer so gedrängten Abhandlung möglich ist —, daß die Erkenntniß des Wesens aller Dinge möglich ist, daß diese Erkenntniß aber nur einzig und allein in unserem Selbstbewußtsein gefunden werden und daher allerdings nur eine subjective sein kann. Diese Erkenntniß aber kann eigentlich nur eine solche sein, da es sich um das Subject der Objecte handelt, dieses Subject aber nicht wieder Object eines anderen Subjectes

sein kann. Es ist demnach eine Selbsterkenntniß überhaupt möglich, auf dem Punkte, wo das Wesen der Dinge zum Selbstbewußtsein gelangt; ein objectiver Beweis für die Richtigkeit dieser Selbsterkenntniß wird aber — da in unserem Selbstbewußtsein das letzte Subject der Dinge zum Bewußtsein gelangt — nie möglich sein, weil, wie oben bereits bemerkt, das absolute Subject nicht zugleich Object eines anderen Subjectes sein kann.

Der Streit über subjective und objective Weltanschauung dauert — auf unserer Erde — soweit die Culturgeschichte rückwärts reicht; er wird auch schwerlich je aufhören. Nicht aber deßhalb, weil er nicht geschlichtet und ausgetragen werden kann, — sondern weil die Menge der Menschen für Philosophie nicht geeignet ist und es unter dieser Menge immer wieder eine erkleckliche Anzahl geben wird, welche vermöge ihrer nur einseitig erworbenen Bildung meinen werden, die Eigenschaften des Kohlenstoffes, des Sauerstoffes 2c. 2c. aus dem Fundamente zu verstehen, welche meinen werden, diese Eigenschaften der Stoffe seien an sich verständlicher, als die Eigenschaften unseres „Ich's," obschon Niemand Anderer als sie selbst dieses „Ich" sind und obschon in diesem „Ich" auch der Kohlenstoff und noch viele andere Stoffe sammt ihren Eigenschaften und Kräften mit Hilfe der großen Synthesis, welche als ewige Urform alle in Zeit und Raum gewordenen Formen der Welt beherrscht, zum Bewußtsein gelangen.

Von dieser Welt sind zwar die Erde und ihre Bewohner nur ein sehr kleiner Theil; sowie aber aus nur Einem Tropfen des scheinbar unendlichen Weltmeeres auf das Wesen des feuchten Elementes selbst geschlossen werden kann, untersucht man auch nur diesen einen Tropfen — ebenso, denke ich, können wir auch aus dem kleinen Tröpflein unseres Selbstbewußtseins auf die Wesenheit aller Dinge schließen, und zwar deßhalb, weil dieses Bewußtsein der Reflex ist eines Brennpunktes, in dem die Wirkungen aller Dinge zusammenfallen.



Gedichte

von

Julius Lothar.

Das polnische Weib.

Anmuthig wie des Waldes Rose,
Wie eine Weide biegsam schlank,
Das Aug' dem Glühwurm gleich im Moose,
Die Lippen roth, ein Feuertrank;
Das edle Haupt mit Stolz erhoben,
Im Ausdruck sanft und kühn zugleich,
Das weiße Schulternpaar umwoben
Von gold'nen Locken, seidenweich,
So steht mit ihres Lächelns Güte,
Das schöner noch das Schöne macht,
Sie da in holder Jugendblüthe
Entzückensvoller Zauberpracht.

Und wenn aus ihrem Herzen strahlend
Der Gottgedanke, Liebe, bricht,
Und rosig ihre Wangen malend
Mit jeder Miene Wonne spricht;
Wenn, von Begeisterung beflügelt,
Die Leidenschaft, die sie verschloß,
Mit einem Male loht entzügelt,
Bis sie in Küssen sich ergoß,
Dann wird ein solches Weib hinreißend,
Berückend schön — ein Flammenmeer
Im nord'schen Eisfeld, licht verheißend
Der Ebbe Nimmerwiederkehr.

Doch, ob auch sanft wie eine Taube,
Und mild, wie auf erhab'nem Sitz
Madonnen malt der fromme Glaube —
Sobald ein Wettern zuckt, ein Blitz,

Des fernen Krieges Feuerzeichen,
Verwandelt sich das hehre Bild.
Sie denkt: „Vielleicht läßt sich erreichen,
Was meinem Volk als Höchstes gilt . . .“
Da wird vom Wirbel bis zur Sohle
Zur Heldin und zur Märtyrin
Dies Weib, und opfert der Parole
„Ein einig' Polen!“ gern sich hin.

Es ist das größte Weh noch nicht —

Es ist das größte Weh noch nicht,
Das heftig, roh und ungezähmet,
Aus Thränen und aus Jammer spricht,
Und sich nicht der Verzweiflung schämet;

Das größte Weh ist das, das still,
Mit glattem Antlitze wir tragen,
Und das uns doch in Alles schrill
Den Mißton bringt geheimer Klagen.

Wir haben auf dem Lebenspfad —

Wir haben auf dem Lebenspfad
Der Sorgen viel zu überwinden
Und haben uns, ob krumm, ob g'rad,
In manches harte „Muß“ zu finden.

Doch bleibt für uns das schwerste Leid:
Daß nach der Stürme kühn' Bestehen
Wir meist an der Alltäglichkeit
In ein gewöhnlich Nichts vergehen.





von

Ambros del Monte.

Der Huldigungsfestzug der Stadt Wien

zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten.

(24. April 1879.)

Es strömt des Volkes jubelvolle Menge,
Verbunden durch der reinsten Freude Band,
In buntbewegtem, mächtigem Gedränge
Zur Kaiserstadt vom ganzen, weiten Land,
Und staunet an das glänzende Gepränge,
Das glühende Begeisterung erfand,
Ein herrlich unvergänglich Fest zu feiern,
Und eine Welt der Wunder zu entschleiern.

Ja, Frohsinn ist in jedem Aug' zu schauen,
An diesem Tag, der heiter selbst erblüht,
Denn treuer Lieb' beglückendes Vertrauen,
Das heilig in der Seelen Tiefen glüht,
Dringt heute laut in Oest'reichs fernste Auen,
Wie Glockenklang, der durch die Lüfte zieht,
Und ruft in allen Herzen wach ein Ahnen:
Daß Volk und Herrscher wandeln gleiche Bahnen.

O Vindobona, stolze Metropole!
Du scheinst verjüngt in jugendlicher Pracht,
Und bist geschmückt vom Haupte bis zur Sohle
Durch deiner Bürger freibewußte Macht;
Du strahlst zum Fest in heller Aureole,
Als reichste Krone dankbar Dem gebracht,
Auf Dessen Wort die Fesseln sind gesprungen,
Und sich ein Ring voll Glanz um Dich geschlungen.

Trompetenschall und Heroldsruf verkünden
Das Nah'n des Zug's von nie geseh'ner Pracht;
Des Zeitlaufs dunkle Scheidewände schwinden,
Vergang'nes ist zur Gegenwart gemacht;
Die Gilden und die Künstler sich verbinden
In Kaiser Maximilians schmucker Tracht,
Und was die Menschheit einst und jetzt bereichert,
Sieht man auf goldnen Wagen aufgespeichert.

So scheint ein Zauber in der Luft zu weben,
Der uns ein „Märchen“ vor das Auge bringt,
Der Schätze aus der Brust vermag zu heben
Und hehre Kränze um Erwählte schlingt,
Der mit des Geistes kunsterfülltem Streben
Die Sinne mächtig zur Bewund'rung zwingt,
Und, mehr als sieggekrönte Heeresschaaren,
Des Friedens Heil dem Reiche weiß zu wahren.

Solch' Wunder schuf des Volkes treue Liebe,
Die sich entfaltet' unter'm Doppelaar,
Und jeden Zwist gebannt im edlen Triebe:
Zu preisen das erhab'ne Kaiserpaar.
O! daß ein Ton von all' dem Jubel bliebe,
Fortklingend in den Herzen wunderbar:
„Dies Fest leb' ewig in der Völker Munde,
„Der Liebe gleich, von der es brachte Kunde!“ —

Der Untergang Szegedins.*

(12. März 1879.)

Es rauschen die Fluten, sie jagen daher,
Von schäumenden Wellen ein brandendes Meer,
Und dringen und drängen die Dämme entlang, —
Die armen Bewohner faßt Grauen, so bang.

„O rettet uns, Brüder, beschützt unser Gut,
„Erhaltet die Wälle, bezwinget die Flut!
„Es droht uns Verderben, Zerstörung und Tod —
„Wo finden wir Rettung in bitterer Not?“

Wild braust durch die Lüfte ein rasender Wind,
Fährt wühlend ins Wasser, erfaßt es geschwind,
Und reißt es empor und treibt es mit Wut,
Und wandelt die Fläche in tobende Flut.

* Dieses seinerzeit nur sehr Wenigen bekannt gewordene occasionelle Gedicht wird hier vom Herrn Verfasser in ganz neuer Umarbeitung vorgeführt.

Da bieten dem Sturme die Besten kaum Stand,
Ermattet sinkt hilflos die menschliche Hand;
Schon Tausende flieh'n die finstere Nacht —
Soldaten nur halten noch pflichttreue Wacht.

Urplötzlich ein Rinnen, ein Rauschen darauf,
Es bricht sich das stürzende Wasser den Lauf,
Und reißt wie ein Wildbach die Böschung herab,
Gleicht bald einem Strome, — ein wandelndes Grab.

Das Wasser wächst tosend, es heulet der Sturm,
Dumpf dröhnend erschallen die Glocken vom Thurm:
„Auf! auf! ihr Schläfer, verlaßt euer Haus,
„Es jagt euch die Flut ins nächtliche Graus."

Ein Rufen, ein Lärmen, ein wirres Gewühl,
Vor Schreck und Entsetzen erstarrt das Gefühl,
Verzweiflung reißt Alle im Strudel mit fort,
Und fliehende Schaaren durchjagen den Ort.

Wol rettet gar Manches kühn männlicher Mut,
Die Kinder den Eltern, viel Habe und Gut;
Doch steigt das Verderben, — vergeblich die Flucht, —
Es stürzt mit den Mauern, wer Rettung gesucht.

Als düster der Morgen das Ungarland grüßt,
An Szegedins Stelle trüb' Wasser nur fließt. —
Da seufzt tief erschüttert das Vaterland:
„Die treueste Stadt in den Fluten verschwand!" —

Doch wird aus den Trümmern sie schöner erblüh'n, —
Der König versprach es! — Seht: Rings schon erglüh'n
Die Völker wetteifernd, freigebig und groß,
Zu helfen den Armen, zu lindern ihr Los.



Achensee.

Von

Alois Pollak.

Und wieder mag ertönen
Mein Lied, der Harfe gleich,
Dem Schönsten alles Schönen,
Im schönen Oesterreich!

Wie weit mich noch getragen
Mein schwanker Lebenskahn —
Tyrol! ich muß es sagen,
Du hast mir's angethan!

Wenn deiner ich gedenke
Faßt Sehnen mich und Weh,
Bis, daß ich wieder lenke
Den Schritt in deine Näh'.

Bis, daß ich wieder sehe
Dein eisumflossen Haupt;
Bis, daß ich wieder stehe
Zu Füßen dir, umlaubt.

Bis, daß ich wieder trinke
Dein Athmen: Bergesluft,
Bis, daß mir wieder winke
Dein Küssen: Blumenduft.

Bis, daß ich wieder schaue,
Erfaßt von süßem Weh',
In's Auge dein, in's blaue:
Den holden Achensee.

Ach! nimmer kann vergessen
Ich seines Blickes Strahl,
Mit dem er sich vermessen
Mir tief in's Herze stahl.



Hercegowinische Liebeslieder.

Uebertragen von

Ludwig Pawikovski.

Der Mutter und der Tochter Fluch.

Ihre Tochter ruft von fern die Mutter
Und von ferne meldet sich das Mädchen:
„Hast du endlich ausgebleicht das Linnen?“
„„Mütterlein, es ist mir nicht gelungen,
Da der Knabe mir das Wasser trübte.““
„Fluch' ihm, Tochter; fluchen wir ihm beide:
Tochter, möge kalt sein Herz ihm werden!“
„„Mutter, kalt, sowie die Sommersonne!““
„Tochter, möge schwarz sein Antlitz werden!“
„„Mutter, schwarz, sowie der Schnee des Winters!““
„Tochter, hängen soll er wie ein Schurke!“
„„Mutter, ja, an meinem weißen Halse!““
„Tochter, daß die Welle ihn erfaßte!“
„„Ihn erfaßte, ach und zu mir trüge!““

Die meineidige Jungfrau.

Diesen schweren Meineid schwur das Mädchen:
„Gott bezeug' es, daß ich ledig bleibe!
Sollt' ich aber doch nicht ledig bleiben,
Hebt, bei Gott, er niemals mich auf's Rößlein!
Sollt' er mit Gewalt hinauf mich heben,
Bringt er mich, bei Gott, nicht mehr herunter!
Brächt' er aber dennoch mich herunter,
Werd' ich nicht, bei Gott, sein Haus betreten!
Sollt' er mit Gewalt mich dazu zwingen,

Gott bezeug's, gelob' ich ihm nicht Treue!
Sollt' ich dennoch ihm die Treu' versprechen,
Werd' ich ihn, bei Gott, doch nie umarmen!
Sollt' ich aber dennoch ihn umarmen,
Gott bezeug's, daß ich die Schuld nicht trage,
Sondern, die mich ihm verlobt, die Mutter."

Leuchte, Mond . . .

Leuchte, Mond, mit deinem Silberscheine,
Sei es heute, sei es morgen Abends,
Wenn mein Liebster wandelt durch die Gasse,
Daß er meine schwarzen Augen sehe,
Daß wir beide besser uns erblicken,
Daß er nimmer falle, mich erschauend,
Daß ich seufzend nicht herniederstürze,
Da ich schon so lang' ihn nicht gesehen.

Das Grab.

„Warte, Schatz, ich will Dir etwas sagen;
Doch erfährst Du's, wirst Du bitter klagen!"
„„Ei, was wär' es! Kannst getrost mir's künden!""
„Liebchen, möcht' so jung den Tod schon finden!"
„„Und wo willst Du Deine Ruhstatt haben?""
„Will an Deinem Busen sein begraben."



Florl.

Erzählung.

Von

Aglaia v. Enderes.

Er hat wahrhaftig Glück, der Florl," sagte die Bäuerin, während sie ein kleines Bündel zusammenschnürte, das vor ihr auf dem Tische lag. „Das wird unter tausend armen Waisenkindern keinem geschehen, daß sich die fremden Leute um sein Schicksal annehmen; so noble Stadtleute noch obendrein. Er kann seinem Gott danken für das Glück, der Florl."

Der Bauer stand von der Ofenbank auf, auf der er gesessen, und holte seinen Hut von dem Wandnagel herab, ohne ein Wort zu erwidern.

„Da giebt es jetzt bessere Tage als hier auf dem Dorfe," fuhr die Frau fort und versuchte den Knoten zu schürzen, der den Bindfaden um das Bündel befestigen sollte. „In schönen Zimmern wird er wohnen, mit silbernen Löffeln wird er essen, und feine Kleider wird er tragen. Nicht wahr Vater?"

„Kann schon sein," brummte der Bauer, während er sich zum Fortgehen anschickte.

„Und lernen kann er viel," sagte die Frau und hob das Bündel in die Höhe wie um sein Gewicht zu prüfen.

„Auf das Viel kommt es da just nicht so stark an als auf das Was," sagte der Mann, der nahe an der Schwelle stehen geblieben war und vor sich niederblickte.

„Er wird schon das Rechte lernen," sagte die Frau. „Nicht wahr Florl? Du machst uns keine Schande bei den fremden Leuten? nicht wahr?"

Der kleine Florl, dem diese Worte galten, ein etwa siebenjähriger, blondgelockter Bube mit braunen Augen und rothen, vollen Wangen, blieb die Antwort schuldig. Seit einer halben Stunde schon stand er an dem Fenster, beide Ellbogen auf das Brett der Brüstung gestemmt, das Kinn in die Hände versenkt, und sah in den Apfelbaum draußen hinauf, in welchem

eigentlich gar nichts als die herbstlich gelben Blätter zu schauen war. Er hatte die ganze Zeit keine Miene verzogen, als hörte er nichts von Alledem, was in der Stube gesprochen wurde, als wüßte er auch nicht, daß es sein Bündel war, das die Bäuerin für ihn dort schnürte, und mit dem er morgen in die Stadt, in seine neue Heimat hineinwandern sollte.

„Nun, Florl, hörst nicht?“ sagte die Bäuerin und sah nach ihm hinüber.

Der Bube regte sich nicht, nur sein Gesicht wurde noch etwas röther als früher, und seine Lippen schlossen sich, als wollten sie leise pfeifen oder summen.

„Was siehst Du denn da draußen? Warum gibst denn keine Antwort, Florl?“ frug die Frau. „Könntest schon ja oder nein sagen, hörst?

Florl zuckte mit den Achseln, und seine Lippen pfiffen jetzt ganz hörbar, wenn auch leise, und nur einen einzigen Ton.

„Laß den Buben,“ sagte der Bauer. „Was soll er denn sagen? Was versteht er denn von der ganzen Geschichte? Ob es sein Glück ist oder nicht, weiß ich nicht und Du nicht und er nicht. Das wird die Zukunft zeigen, und nicht der morgige Tag, und nicht das nächste Jahr, sondern die viel spätere Zeit. Geh' derweil hinaus Florl und spring herum, so lang' es noch geht; morgen um die Zeit ist so Alles anders.“

Bei den letzten Worten des Mannes war der Knabe von dem Fenster fort und unter der Hand des Bauern weg zur Thüre hinausgeschlüpft, ohne umzusehen.

„Wenn Du nur nicht immer so zweifelvoll reden möchtest,“ sagte die Bäuerin. „Wenn es nicht sein Glück ist, zu was geben wir dann den Buben fort? Ein Waisenkind bleibt er dort und hier. Aber in der Stadt kann doch noch etwas Rechtes aus ihm werden. Glaubst Du, mir ist das Fortgeben nicht auch hart? Aber besser es geschieht heute als später.“

Der kleine Florl lag draußen im grünen Grase des Gartens, den Kopf auf beide Hände gestützt, regungslos wie früher drinnen in der Stube, als ihn eine Stunde später die Stimme der Bäuerin rief.

„Wo steckst denn Florl?“ fragte sie, als der Knabe hinter der halb entlaubten Schlehdornhecke hervorkam, und die großen, braunen Augen fast scheu zu der Frau emporblickten.

„Komm,“ sagte sie, „wir haben miteinander heute noch einen Gang zu machen.“

„Wo denn hin?“ fragte der Knabe, und seine Wangen wurden plötzlich bleich, während er zögernd einen Schritt zurückwich.

„Nicht weit,“ sagte die Bäuerin, indem sie dem Knaben den runden, dunklen Filzhut zurechtrückte, und das welke Laub von seinen Kleidern streifte. „Wir gehen Abschied nehmen, Florl. Es wär' nicht recht, wenn Du fortgingest ohne Deinem Vater und Deiner Mutter behüt' Euch Gott zu sagen. Wenn sie auch unter der Erde sind, so wissen sie doch, daß Du zu ihnen kommst und Abschied nimmst.“

Der Knabe ging ruhig neben der Frau her, die so zu ihm sprach. Er hielt sich aufrecht und blickte mit halbgeschlossenen Augen geradeaus vor sich hin, als wollte er in der Ferne etwas erspähen, das doch nirgends zu sehen

war. Von Zeit zu Zeit griff er nach einem grünen Zweiglein, das von den Büschen am Wege niederhing, und streifte die Blätter ab, die matt und lose an den herbstlich müden Stielen hafteten.

So kamen die Beiden, Florl und die Bäuerin, zu dem Friedhofe hinter dem Dorfe. Die Tannenbäume und die Trauerweiden, die Kreuze und die Steine standen im Abendsonnenlichte, das sich mit einem purpurnen Schimmer über die Hügelränder und über den Wald herüberspann. Die Bäuerin klinkte die Gitterthüre auf, und dann nahm sie den kleinen Buben an der Hand, als wollte sie ihn näher zu sich ziehen, was aber nicht recht anging, weil der Weg so schmal war, daß Florl zurückbleiben, und allein gehen mußte. Die Bäuerin schritt langsam voran, und der Knabe folgte ihr ohne aufzublicken. Endlich blieb sie stehen und sah sich nach dem Kinde um; zwei, mit spät blühenden Herbstblumen geschmückte Gräber lagen zu ihren Füßen.

„Komm her, Florl,“ sagte sie, „und bete schön ein Vaterunser für den Vater und eines für die Mutter, und wenn Du fertig bist, dann sag' ihnen Behüt' Gott.“

Der Knabe kniete an den Gräbern nieder, und die Bäuerin that dasselbe. Dann stand sie auf und ging nach einer anderen Seite des Friedhofes hinüber und versuchte, ein Kreuzlein aufzurichten, das in der langen Zeit, in der es hier stand, sich zur Seite geneigt hatte. Als der Knabe die Schritte der Frau sich entfernen hörte, löste er die gefalteten Hände, drückte sie fest auf die grasbewachsene Erde und neigte sein Gesicht so tief herab, daß sein Mund fast die Halme berührte. „Behüt' Gott Vater, behüt' Gott Mutter,“ rief er plötzlich aufschluchzend. „Euer Florl muß fort — ganz fort — Mutter!“

Die Schritte der Bäuerin kamen vom jenseitigen Ende des Friedhofes herüber, und Florl sprang auf und wischte hastig die Thränen fort, die seine Wangen überflutheten. Als die Frau zu ihm kam, stand er aufrecht und blickte wieder ruhig wie früher auf den Rasen herab.

„Bist fertig?“ fragte die Frau und strich dem Kinde mit der Hand über die entblößten Locken. „Hast Deinen Eltern versprochen, daß Du brav bleiben willst? Sie waren arme Leut', aber rechtschaffen, Florl; es ist ein Glück für Dich, daß Deine Mutter der gnädigen Frau so brav gedient hat, daß sie sich jetzt um Dich annimmt; Du mußt trachten Deiner Mutter keine Schand' zu machen. Nicht wahr, Florl?“

Der Knabe nickte, ohne zu wissen, was die Bäuerin eigentlich mit ihrer Frage meinte. Dann ging er voran, ohne umzusehen. Die Bäuerin zog die Gitterthüre zu und schüttelte den Kopf. — Einmal noch umschauen hätte er doch können; wer weiß, wann er wieder den Fleck Erde betritt, unter dem seine Eltern liegen. So ruhig fortgehen, das war nicht schön von dem Buben.

In der Stube war es schon dämmerig, als Florl nach Hause kam. Die Bäuerin ging in die Küche, um nach dem Nachtessen zu sehen; Florl klinkte die Thüre der Stube auf und schritt langsam auf die einzige halbhelle Stelle, auf das Fenster zu, an dem er des Nachmittags gestanden hatte, und lehnte sich wieder an die Brüstung und sah nach dem dämmerigen Abendhimmel und den dunklen Baumzweigen hinauf.

Eine Weile stand er so, dann horchte er plötzlich auf, wandte sich um und blickte nach der Kammerthüre, die halb offen stand. Langsam ließ er die Arme sinken, auf die er den Kopf gestützt hatte, und dann ging er zögernd auf die Thüre zu.

„Bist Du da, Mirzel?“ fragte er und drückte die Thüre ein wenig weiter auf, um in die Kammer treten zu können. Dann horchte er.

„Mirzel, warum redest denn nichts?“ sagte er vorwurfsvoll, da es in der Kammer plötzlich still geworden war. „Mirzel!“

„Ich bin gar nicht da,“ sagte eine weiche, echte Kinderstimme hinter ein paar kleinen Händen hervor, welche die ebenfalls kleine Mirzel vor dem Gesichte hielt.

„Da bist Du schon, ich hör' Dich ja,“ sagte Florl und ging der Stimme nach, die von der Bank in der Ecke herkam.

„Aber Du kannst schon draußen bleiben; ich hab' Dich nicht gerufen,“ grollte das kleine Mädchen.

„Warum bist Du denn so grob mit mir?“ fragte Florl.

„Weil ich Dich nicht mag; weil ich Dich gar nicht mag, gar nicht,“ betheuerte die Kleine, und dabei kam es wie verhaltenes Schluchzen durch die Worte durch.

„Was habe ich Dir denn gethan, Mirzel?“ fragte Florl, und seine großen braunen Augen öffneten sich in der Dunkelheit so weit sie konnten, um die kleine weinende Mirzel, neben der er jetzt stand, besser zu sehen.

„Nichts hast Du mir gethan; aber ich mag Dich nicht, und mag Dich nicht,“ rief sie immer lauter, und dann hob sie die Schürze vor das Gesicht und begann zu schluchzen.

Florl stand eine Weile ruhig vor der weinenden Mirzel; dann versuchte er die Schürze von ihren Augen weg zu ziehen. „Hör' auf zu weinen und sei gut,“ sagte er sanft. „Morgen geh' ich ja fort, ganz fort, Mirzel.—“

„Darum mag ich Dich ja nicht — ich mag Dich gar nicht — gar nicht.“ schluchzte die Kleine, und dabei drängte sie Florl von sich fort. „Geh' nur gleich, ganz gleich; hörst Du?“ rief sie. „Ich will gar nicht, daß Du noch da bist.“

„Jetzt bist Du auch so mit mir,“ sagte Florl; „jetzt hab' ich gar Niemanden mehr.“ Um den Mund des Knaben zuckte es, seine Hand ließ Mirzels Schürze los. „Ich muß ja fort, Mirzel; ich muß ja, weil ich ein Waisenkind bin, und weil mich Dein Vater und Deine Mutter fortschicken. Ich hab' ja keinen Vater und keine Mutter mehr — das weißt Du ja.“

Mirzel antwortete nicht, aber sie griff nach Florls Hand und zog ihn näher zu sich, bis er neben ihr auf der Bank saß, und dann legte sie ihre kleine, heißgeweinte Wange an seine Wange und schluchzte leise und stetig fort, wie eben nur traurige Kinder weinen.

Florl drückte die Zähne fest aufeinander, aber seine Augen blieben trocken.

Draußen in der großen Stube hantirte die Bäuerin herum. Sie hatte Licht hereingebracht und Florl machte sich sanft von Mirzel los.

„Geh' schlafen Kind,“ sagte die Bäuerin, als die Kleine mit den dick und roth geweinten Augen unter die Thüre kam.

„Aber Du weckst mich morgen Früh,“ sagte Mirzel halb leise, während sie den Schein des Lichtes mied und sich in den Schatten der Kammer zurückzog.

Die Bäuerin sagte ja, aber Florl war es klar, daß er aus der Stimme ein Nein heraushörte, und er hatte recht.

Eine Stunde später lag auch Florl in seinem Bette. Im ganzen Hause war es stille, nur der Hofhund bellte zuweilen als Antwort auf das Gebell seiner Cameraden drinnen im Dorfe. Der Apfelbaum hielt seine dunklen, halbentblätterten Zweige stumm und starr im Sternenlichte, ein paar funkelnde, blitzende Lichter sahen vom Nachthimmel herab in die Stube herein, und tiefer, sanfter Friede war über der Erde. Alles schlief, nur der kleine Florl lag wach in seinem Bette und barg schluchzend sein Angesicht in den Kissen.

„Florl, steh auf, es ist Zeit," sagte die Bäuerin und rüttelte an dem kleinen Buben, der in tiefem Schlafe lag. Florl fuhr auf. In der Stube brannte Licht. Die Kerze flackerte, und in ihrem unsteten Scheine konnte Florl sehen, daß sein Bündel auf der Ofenbank lag, daß seine Sonntagskleider auf dem Stuhle neben seinem Bette hingen, und daß ein Stück Kuchen für ihn neben seiner Frühstückschale bereit stand. Florls Hände zitterten während er sich ankleidete; er wußte nicht, ob es so kalt sei in der Stube oder ob es nur ihn so fröstle.

Auch die Bäuerin war im Sonntagsstaate, und darum wußte Florl, daß sie mit ihm kommen werde.

„Trink' jetzt die Milch," sagte sie, als Florl fertig angekleidet war, „und dann schauen wir, daß wir fortkommen; wir haben einen weiten Weg."

„Ich bin nicht hungrig, ich kann nicht," sagte Florl, dem ein Druck in der Kehle saß, den er nicht loswerden konnte.

„So steck' wenigstens den Kuchen ein; so, und das Sacktuch vergiß nicht. Deine anderen Sachen hast Du alle da drinnen," fuhr sie auf das Bündel zeigend fort. „Da hast Du Alles schön beisammen. — Nun? was suchst denn noch? geh' laß das alte Zeug; das kannst doch nicht mitnehmen?"

„Mein Messer nur," sagte Florl schüchtern, während er mit hastigen Händen seine Kleider von gestern durchsuchte, „und die Eicheln, die mir die Mirzel geschenkt hat, und —" Er vollendete nicht, sondern schob eine Handvoll Bindfaden, Kieselsteinchen, halbe Nußschalen und dergleichen Dinge, wie sie das geliebte Inventar eines siebenjährigen Knaben ausmachen, in seine Rock- und Hosentaschen. Dann sah er sich mit fast geängsteten Blicken in der Stube um. Dort war seine Peitsche, und der Wagen mit den drei Rädern, und die Schachtel, in der Mirzels Puppe saß; das Alles gehörte ja auch ihm; aber mitnehmen konnte er es nicht, das wußte er. Er kam sich mit einemmal so arm, so aller Reichthümer beraubt vor. Aber er sagte nichts, sondern stand aufrecht und wartete, was die Bäuerin verfügen werde.

„So, jetzt können wir gehen," sagte die Frau. „Bist fertig, Florl?"

„Ja, — aber die Mirzel — die haben wir nicht geweckt," sagte er schüchtern, mit einem Tone, in welchem die innigste Bitte lag.

„Die laß nur schlafen," erwiderte die Bäuerin. „Komm nur, komm, Florl; es ist ja besser, wenn wir still fortgehen."

„Aber — nur — nur ein wenig sehen möcht' ich sie noch," bat Florl. „Nur gerade zu ihr hintreten möcht ich. Ich weck' sie nicht — gewiß nicht — wenn ich nur noch einmal ihr Gesicht sehen kann."

Die Bäuerin machte sich mit dem Bündel und dem Korbe zu schaffen, den sie mitnehmen wollte. „So geh', wenn es schon sein muß," sagte sie, ohne sich umzusehen. „Aber geh' schön stille, ich sag' Dir's."

Und Florl ging stille, so stille, als es seine derben Schuhe gestatteten, und schlüpfte in die Kammer und an das Bettchen seiner Gespielin.

„Behüt' Dich Gott, Mirzel," flüsterte er leise. „Leb' wohl — siehst Dein Florl nicht — und der geht fort — weit fort; — behüt' Dich Gott."

Sachte holte er aus seiner Tasche eine kleine, bemalte Schachtel heraus, sein höchstes Kleinod, das er seit dem letzten Namenstage besaß, und legte sie auf die Bettdecke des Kindes. Dann nickte er noch einmal zum Abschiede mit dem Kopfe und schlüpfte leise zur Thüre hinaus. — Draußen stand die Bäuerin, das Bündel und einen großen Blumenstrauß in der Hand, einen Korb am Arm.

„So," sagte sie. „Jetzt gehen wir — in Gottes Namen!" Und sie gingen.

Eine kalte, frostige Herbstluft kam ihnen entgegen, als sie vor die Thüre kamen. Im Dorfe brannten hie und da Lichter in den Fenstern. Die Hähne krähten auf den Höfen, sonst war Alles still. Als die Beiden einige hundert Schritte weit gegangen waren, hörten sie etwas hinter sich d'reintraben. Die Bäuerin beachtete es nicht, aber Florl blieb zögernd stehen. „Der Nero," sagte er im Tone inniger Freude, während ein schwarzbrauner, ungeschlachter Köter an ihm hinaufsprang und ihn beinahe über den Haufen zu werfen drohte. „Mein Nero — mein Nero!" Der Hund leckte dem Knaben das Gesicht, die Hände, die Stirne, und Florl schlang seine Arme um den Hals des Hundes, der aufrecht auf den Hinterbeinen stand.

„Aber Florl, Deine Kleider," eiferte die Bäuerin. „Nero! wirst Du nach Haus' gehen, wirst Du!"

Florl ließ Nero's Hals los und Nero hielt in seinen Liebkosungen inne.

„Hast Du gehört, Nero?" ermahnte die Bäuerin mit einer drohenden Geberde.

Nero hatte gehört; er zog den Schwanz ein und machte ein paar Schritte dem Hause zu; dann aber blieb er stehen und blickte den Beiden nach, wie sie die Dorfgasse entlang gingen. An der Ecke wandte sich Florl noch einmal um und es that seinem übervollen Herzen wohl, daß er dem Nero noch einmal zuwinken konnte und ihn mit dem gesenkten Schwanze und den aufrechtstehenden Ohren im Dämmerlichte des Morgens stehen sah.

Als die Sonne in aller Glorie eines prachtvollen Spätherbsttages hinter den Hügeln heraufkam, waren die beiden Reisenden schon eine gute Wegstunde von dem Dorfe fort, von dem längst nichts mehr zu sehen war. Auf den Wiesen lag der Reif in Millionen flimmernder Perlen; in allen Büschen trieben sich schwarzköpfige Kohlmeisen, helle Blaumeisen und das winzige, langschwänzige Völkchen der Schneemeisen herum, und hoch oben in den Lüften und im strahlenden Sonnenlichte hielt eine Schaar von Krähen

ihr lärmendes Flugtournier. Die Luft war köstlich frisch, und die schwarzseidene Schürze der Bäuerin flatterte und knisterte im Morgenwinde. Florl sah und hörte nichts von alledem. Er blickte nur von Zeit zu Zeit nach dem Blumenstrauße in der Hand der Bäuerin, in welchem er die blutrothe Georginie entdeckt hatte, die er und Mirzel den ganzen Sommer gepflegt und die ihnen gehörte, ihm und ihr. Die große, schwere Blume stand an der Spitze des Straußes und nickte bei jedem Schritte, den die Bäuerin machte, als verstünde sie, was Florl dachte, so daß er immer wieder zu ihr hinüberblicken mußte.

„Da drüben bauen sie die Eisenbahn,“ sagte die Bäuerin, die von Zeit zu Zeit ein paar Worte sprach, ohne scheinbar auf eine Antwort zu warten. „Wenn die fertig ist, dann kommt man im Handumdrehen von unserem Dorfe in die Stadt.“

Jetzt ging das wohl nicht so schnell. Stunden und Stunden wanderten die Beiden fort, ohne ihr Ziel zu sehen. Dörfer, Wiesen, Wälder lagen rechts und links von ihrem Wege, und blieben nach und nach hinter ihnen zurück, um durch neue Dörfer, Wiesen und Wälder ersetzt zu werden. Die Sonne wurde wärmer, der Reif war verschwunden und auf der Straße kräuselten kleine Staubwolken vor dem Winde her. Die Bäuerin ging langsamer als im Anbeginne, auch Florl wurde müde; immer so fort, immer so geradeaus gehen, das fiel ihm schwer. Er sah, daß die Blumen in dem Strauße müde wurden, wie er; sie ließen matt die Köpfe hängen und hie und da flatterte ein Blättchen mit dem Winde fort.

„Du könntest schon etwas reden,“ sagte die Bäuerin endlich. „Es ist gar nicht schön von Dir, daß Du gar nichts sagst den ganzen, langen Weg.“

„Seid nicht bös',“ sagte Florl und seine Augen sahen bittend zu der Frau auf; „ich weiß nicht, warum — aber ich kann nicht — ich kann nicht reden —“

Und er konnte es wirklich nicht, das war an dem Zucken seiner Lippen zu sehen.

Die Bäuerin schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Wenn Du recht brav bist und Dich gut aufführst, Florl, so hol' ich Dich zum Kirchtag ab, magst?“

Florl nickte mit dem Kopfe und seine Augen leuchteten auf.

„Soll ich Dir etwas schicken oder Dich abholen?“ fragte die Frau freundlich lächelnd.

„Abholen!“ rief der Knabe und seine Hand griff nach jener der Frau.

„Und soll ich Dir auch etwas mitbringen?“ fragte sie.

„Nein, nichts mitbringen,“ bat Florl. „Alles soll zu Hause bleiben, bis ich wiederkomm'; auch die Peitsche und der Wagen; und im Schoppen liegt ein Hammer, den ich mir selbst gemacht hab'; und der Schlitten ist ganz hinten in der Ecke. Nicht wahr, der bleibt dort, bis ich komm'?“

Die Bäuerin bejahte jede Frage; es that ihr wohl, das Kind sprechen zu hören. Plötzlich hielt Florl in seinem Fragen inne und blickte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin.

„Was ist das, was dort glänzt?“ fragte er.

„Das ist ein Kirchthurmkreuz,“ erwiderte die Frau.

„Und wo steht die Kirche?“ fragte Florl und griff nach der Hand der Bäuerin, die er im Gespräche wieder losgelassen.

„In der Stadt,“ sagte sie, und dabei fühlte sie, wie die Finger des Kindes sich fest an ihre Hand klammerten.

Wirklich war es die Stadt, die jetzt mit ihren Mauern, Thürmen, Dächern wie aus der Erde immer höher und immer deutlicher emporwuchs.

„Nun haben wir nicht mehr weit,“ sagte die Bäuerin, während sie an den ersten Häusern vorüberkamen. Florl hielt sich fest an ihrer Hand; seine Wangen waren eigenthümlich blaß geworden.

„Ich möchte gern noch etwas wissen,“ sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte.

„Nun?“ fragte die Bäuerin.

„Wem werde ich denn jetzt Mutter sagen?“ fragte er.

Die Bäuerin sann einen Augenblick, dann sagte sie: „In der Stadt sagst Du zu Niemandem Mutter, das geht nicht; aber zu mir wirst Du es immer sagen; wenn ich Dich abholen komm' und auch sonst, — immer so wie früher.“

Florl sah ihr mit den braunen Augen voll in das Gesicht und nickte ihr einverständlich zu.

„Wenn ich nur schon schreiben könnte,“ sagte er.

Vor einem hohen Thore blieb die Bäuerin stehen und glättete ihre Schürze. „Da sind wir,“ sagte sie.

Florl faßte in die Falten ihres Kleides und ging dicht neben ihr die breite Treppe hinauf.

„Die Herrschaft ist just beim Speisen,“ hieß es und zwei Stühle wurden in das Vorzimmer gestellt; einer für die Bäuerin und einer für Florl. Dieser aber setzte sich nicht, sondern blieb dicht neben der Bäuerin stehen, die den Strauß und das Bündel im Schoße hielt. Die Köchin kam aus der Küche hervor und betrachtete lächelnd den kleinen Fremden.

„Das ist der Landbär, der zu uns kommen soll?“ fragte sie. „Hat der ein dickes Gesicht — wie ein Vollmond.“

Florl wandte sich ab. Eine dunkle Röthe stieg bis zu seiner Stirne empor.

„Die gnädige Frau wird gleich kommen. Sie möchten nur ein Bischen warten,“ sagte das Stubenmädchen, das mit Speisenresten auf der Schüssel durch das Vorzimmer kam.

Florl hielt sich mit der Hand an dem Kleide der Bäuerin fest. Eine unnennbare Angst lag in seinem Herzen. — Eine Viertelstunde verging; man hörte Kinderstimmen, Lachen, Plaudern, Tellerklirren aus den anstoßenden Zimmern. Endlich kam das Stubenmädchen wieder. „Der Kleine soll mit mir kommen,“ sagte das Mädchen und nahm Florl an der Hand. „Nun so komm' doch!“

„Mutter,“ rief Florl und streckte die Hand nach ihr aus. Aber sie winkte ihm zu, er möge ruhig gehen und so trat er in die Thür, die sich hinter ihm schloß.

In dem Speisezimmer war die ganze Familie um den Tisch versammelt, der Herr Rath und die Frau Räthin, drei Buben und ein kleines, schwarzgelocktes, etwa zehnjähriges Mägdlein, die Jüngste von Allen.

„Da ist er also," sagte die Frau vom Hause, und zwölf lachende Augen hingen an ihm. „Komme her, gib schön die Hand, sage guten Tag, nun?" fuhr die Frau fort und streckte ihm ihre feine, kleine Hand entgegen.

Florl gab ihr wohl die Hand, aber sprechen konnte er nicht; er fürchtete, wenn er die Lippen öffnete, so könnte er doch nur nach seiner Mutter rufen.

„Nun? kannst Du nicht reden, nicht artig sein?" fragte die Dame.

„Ich wette, er weiß seinen Namen nicht," sagte einer der Knaben; der mit dem lustigsten Gesichte. „Wie heißt denn Du? weißt Du das?"

„Florl heiß' ich," sagte der Angeredete.

„Heiliger Florian, Du Viehpatron," lachten und sangen die drei Knaben im Chor.

„Laßt den Buben in Ruhe, Kinder," sagte der Herr Rath, der über seine Zeitung hinüber dem kleinen Ankömmling nur halbe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. „Draußen wartet die Frau," wandte er sich zu seiner Gemalin. „Mache die Sache ab."

Die Dame erhob sich und Florl machte eine Bewegung, als wollte er ihr folgen.

„Du bleibst da," sagte sie. „Frieda, zeige ihm Dein Spielzeug." Die kleine, großaugige Frieda nahm Florl an der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo in einem Winkel allerhand Puppengeräthe aufgestellt waren. Sie kniete dort nieder und reichte ihm stumm ein Ding um das andere in die Hand, und wenn er es angesehen hatte, stellte er es wieder zurück. Dann legte sie ein Bilderbuch auf den Tisch und schlug ein Bild um das andere auf, ohne zu sprechen, und als er auch damit fertig war, nahm sie ihn an der Hand und führte ihn zum Clavier, in die Schlafstube der Knaben und in ihr eigenes Zimmer und erklärte ihm den Gebrauch jedes Möbels, spielte ihm auch ein wenig auf dem Piano vor, bis Florl endlich so viel Muth gewann, daß er leise sagte: „Ich möchte jetzt wieder gerne zu meiner Mutter hinausgehen."

Und Frieda ließ ihn gehen. Er suchte sich durch die Reihe der Zimmer durch, bis er in das Vorzimmer kam. Aber das war leer; die beiden Stühle standen noch dort, der Blumenstrauß lag auf dem Tische, das Bündel daneben, aber die Bäuerin war nicht da. Florl stürzte in das Zimmer zurück. „Wo ist meine Mutter? — meine Mutter?" rief er und seine großen, braunen Augen blickten fast drohend dem Knaben entgegen, der ihm in den Weg kam.

„Armer Kerl," sagte der Angeredete und ging an ihm vorüber.

Sie war fort, ohne Abschied fort. Sie wollte es sich und dem Buben leichter machen. Sie hatte es gut gemeint; aber Florl erfaßte die Erkenntniß des Alleinseins mit dem Gefühle des Entsetzens. Er ging hinaus und legte die Hand auf sein Bündel und auf den Blumenstrauß; das war Alles, was er noch von seinem alten Leben hatte! — —

„Er ist ein trotziges Kind," sagten die Mägde im Hause, als einige Tage vorübergegangen waren. „Er spielt nicht, er spricht nicht, er lacht nicht. So ein armes, aufgelesenes Geschöpf sollte froh sein, daß es wo unterkommt, und stündlich dafür seinem Gotte danken. Das muß man ihm sagen."

„Dumm ist der Kerl," lachte Gustel, der zweite der drei Brüder. „Da sagt er, er will nur schreiben lernen, um das Lesen ist ihm nicht zu thun."

„Ungraziös ist solch ein kleiner Bauernbengel,“ meinte die Frau Räthin. „Nichts läßt ihm gut. In den neuen Kleidern sieht er mit dem rothen Gesichte aus wie ein Affe.“

„Wenn er nur zum Sprechen zu bringen wäre,“ sagte einer der Knaben, „damit man weiß, ob er französisch oder deutsch versteht.“

So vergingen einige Tage. Eines Abends, als die Räthin in ihrem Zimmer beim hellen Scheine der Lampe saß, pochte es leise an ihre Thüre, die sich sanft öffnete, während Florl hereintrat. „Was willst Du, mein Kind?“ fragte die Räthin, erstaunt über den ungerufenen Besuch. Florl faltete beide Hände, zögerte einen Augenblick und dann sagte er leise: „Heim möcht' ich.“

In dem Tone seiner Stimme lag etwas, das zum Herzen drang. Der Frau schien es plötzlich, als verstünde sie, warum das Kind nicht spreche, nicht lache, nicht spiele. Sie streckte Florl die Hand entgegen und zog ihn näher zu sich.

„Sei vernünftig Florian,“ sagte sie. „Du bist ja jetzt hier daheim; Du hast jetzt keine andere Heimat mehr als diese hier.“

„O nein!“ rief Florl und seine Augen flammten auf. „Zum Kirchtage holt mich die Mutter ab. Sie hat es gesagt — sie muß kommen. Wenn ich schreiben kann, schreibe ich es ihr. Ich kann schon warten — aber sie kommt mich holen.“

Die Räthin strich ihm über die Locken. Der arme, kleine Bube that ihr leid. —

„Was der Florian für eine häßliche Gewohnheit hat, allen Plunder in den Sack zu stecken,“ sagte am nächsten Tage das Stubenmädchen. „Was ich für nichtsnutzes Zeug beim Kleiderreinigen in seinen Taschen finde! Bindfaden, Nußschalen; heute hat er gar die welke Georginie drinnen. Wenn ich die Sachen wegwerfe, sucht er sie, glaube ich, aus dem Kehricht zusammen, denn er hat sie alle Tage wieder an der alten Stelle.“ —

„Frieda,“ sagte Florl zu dem kleinen Mädchen, „bitte, hebe mir die Dinge da in Deinem Schranke auf; ich habe keinen.“

Frieda hielt die Schürze auf und Florl kramte seine Schätze hervor. Die Eicheln, die Nußschalen, die Kieselsteine; auch die welke Georginie kam an die Reihe. Frieda blickte auf die Dinge herab.

„Das gehört Alles mir,“ sagte Florl. „Das habe ich Alles von zu Hause. Und die Blume ist mit mir hereingewandert. Die Eicheln habe ich von der Mirzel; die hat noch geschlafen, wie ich fortgegangen bin; aber der Nero, der ist mir nachgekommen, der hat mich umarmt und geküßt — der hat mitwollen, mein Nero.“ Florl rannen die hellen Thränen über die Wangen herab und doch lachte er. Ja, er lachte und weinte zum ersten Male, seit er in die Stadt gekommen war, und zum ersten Male wurde ihm das schwere Herz leichter. Frieda legte Florl's Schätze in ihren Schrank. Beide Kinder saßen nebeneinander auf der Diele und Florl mußte Frieda über die Geschichte seiner Kleinode berichten, von Mirzel, von dem Dorfe, von Nero erzählen; und sie staunte, daß er das so gut konnte. — Lange saßen die beiden Kinder beisammen. Frieda lehnte den Kopf an die Wand neben dem Schranke und sah mit den großen, schwarzen Augen unverwandt auf Florl hinüber.

„Nicht wahr, Frieda, Du laßt meine Sachen da drinnen, bis ich nach Hause gehe," sagte Florl.

„Du gehst ja nicht mehr fort -- Du bist ja hier zu Hause," sagte Frieda.

„Bitte, Frieda, sage das nicht," bat Florl. „Ich kann nicht hier bleiben. Weißt Du, ich habe da so einen Schmerz in der Brust, d'rum kann ich nicht bleiben. Zum Kirchtage holt mich die Mutter. Sie hat mir es versprochen. Nicht wahr, Frieda, Du behaltest mich nicht hier; auch Deine Brüder und Deine Mutter nicht? Ich muß ja fort."

„Wenn Du mußt," sagte Frieda, „dann soll Dich auch Niemand zurückhalten. Da hast Du meine Hand darauf." Sie warf ihre schwarzen Locken zurück und reichte Florl ihre Hand entgegen. Dieser schüttelte sie ungelenk, aber es war ihm dabei so wohl zu Muthe, als hätte ihn eine Königin in ihren Schutz genommen. — Der Herbst ging vorüber; der Winter kam und die Millionen weißer Flocken tanzten draußen vor dem Fenster vorüber, an welchem Florl mit Frieda stand und ihr von seinem Schlitten erzählte, der in der Ecke im Schoppen steht, und von den schwarzen Krähen, die zu Hunderten vom Walde herübergeflogen kommen. Florl sah nicht mehr so blühend aus wie vor Wochen; er war schmäler und etwas blässer geworden. Aber er war gesund, und wenn ihn Jemand gefragt hätte, wie es ihm gehe, was er treibe, so hätte er wohl nur antworten können: Ich warte!

In der That — er wartete; und zwar für's Erste auf den Frühling und dann auf den Sommer und auf den Tag, an dem er heimgeholt werden sollte.

„Frieda," sagte er, als der Schnee wegthaute und die ersten warmen Lüfte durch das Fenster hereingeflogen kamen, „Du mußt mir meine Sachen einpacken helfen, denn sie werden mich holen und dann muß ich fertig sein."

Frieda holte eine kleine Schachtel und in die wurden alle die Dinge hineingegeben. Die Arbeit dauerte sehr lange, bis Alles zweckmäßig lag und die Schachtel mit einem Bande zugebunden war. Florl war an dem Tage sehr glücklich.

Nichtsdestoweniger wurde noch oftmals ein- und ausgepackt, bis der Frühling wirklich da war und wieder ging, und bis der Sommer kam. Dazwischen hatte Florl so manches Andere abzuthun. Vor Allem mußte er Frieda's Adresse schreiben lernen, damit er ihr von zu Hause Briefe senden könne. Stundenlang malte er die großen Buchstaben und Frieda sah ihm zu, tadelte und lobte je nach Florl's Verdienst. — Endlich hatte er auch die Schreibekunst genügend erlernt und darüber war es vollständig Sommer geworden, und damit wurde das Warten etwas härter als bisher. — Frieda hatte einen kleinen Taschenkalender und in dem hatte sie den Kirchweihtag unterstrichen, so daß jeder dazwischen liegende Tag leicht zu überzählen war. Acht fehlten nur mehr, dann sieben, dann sechs — an jedem Morgen steckten die beiden Kinder die Köpfe zusammen und zählten, als ob sie nicht schon längst wüßten, was herauszurechnen sei.

Jetzt fehlte nur mehr ein Tag. Die Schachtel war gepackt. Florl hatte Frieda eine Eichel geschenkt und sie hatte ihm ihren Taschenkalender gegeben.

Beide wußten, daß sie scheiden müßten. „Schade, daß Du fort mußt," sagte Frieda. „Aber ich weiß es, Du mußt, darum lasse ich Dich gehen; ich habe Dir meine Hand darauf gegeben."

Florl sah dankbar zu ihr auf.

Der Morgen dieses letzten Tages ging hin und Niemand kam, um Florl zu holen. So oft Jemand an der Thürklingel zog, liefen die beiden Kinder in das Vorzimmer; Florl trug seine Schachtel immer mit sich herum, damit er fertig sei, wenn man ihn hole. Es wurde Mittag.

„Frieda," sagte Florl plötzlich und seine Stimme versagte fast, „wenn sie nicht kämen; wenn sie mich vergessen hätten, oder — mich nicht holen dürften —"

Frieda sah ihn ernst an und warf ihre Locken zurück. Im nächsten Augenblicke war sie zur Thür hinaus. Florl stand ruhig und wartete; er wußte nicht, was die nächste Minute bringen würde. Eine Viertelstunde später kam Frieda herein. Ihre Wangen waren heiß und die Augen sahen so aus, als hätten sie geweint.

„Schau' mich nicht so an," sagte sie und warf ihre Lippen trotzig auf. „Du hast Recht gehabt — sie dürfen Dich nicht holen; die Mama hat es ihnen geschrieben."

„Frieda!" schrie Florl auf und die Schachtel sammt allen den geliebten Schätzen fiel zu Boden.

„Wie Du ungeschickt bist," sagte Frieda und hob das Ding auf. „Deswegen brauchst Du ja noch nicht hier zu bleiben, weil man Dich nicht holen darf. Du mußt ja fort, und da gehst Du denn."

„Sie werden mich nicht lassen," stöhnte Florl.

„Wenn Du fragst, lassen sie Dich freilich nicht," erwiderte Frieda. „Aber Du mußt gehen und darum geh' auch. Ich ginge, wenn man mich nicht holen ließe; — ich ginge!"

Frieda kämpfte einen harten Kampf mit den hervorstürmenden, trotzigen Thränen, aber sie bestand ihn siegreich.

„Willst Du gehen?" fragte sie.

„Ich will, aber ich weiß den Weg nicht," sagte Florl.

„Der Weg ist leicht zu finden," sagte Frieda. „Du gehst bis vor die Stadt und dann kletterst Du den Eisenbahndamm hinauf und laufst darauf fort, bis Du in das Dorf kommst, von dem der Weg zu Euerem Dorfe führt. Wenn wir Geld hätten, so könntest Du auf der Bahn fahren — aber das haben wir nicht."

Geld hatten sie nicht und darum mußte Florl zu Fuß gehen, das stand fest; und heute Abend noch mußte er fort, denn am Tage ging es nicht, das war auch außer Zweifel. Nun galt es nur noch die Vorbereitungen zu treffen und schweigen. Frieda's Wangen glühten. Florl war es zu Muthe, als hätte man ihm einen Pfeil in die Brust geschossen und als müßte er nach Hause rennen, damit man ihm dort das Eisen aus der Wunde ziehe.

So kam der Abend. Alles ging zu Bette, nur Frieda nicht, die auf ihrem Zimmer horchte, bis Alles im Hause ruhig war. Dann ging sie an das Fenster und blickte in die Straße hinab. Ein kleiner Bauernjunge schlüpfte aus der Thür des Hauses; er trug die alten Sonntagskleider, die

sie für ihn aus dem Schranke geholt. Der Junge blieb einen Augenblick stehen und sah nach dem Fenster hinauf. Frieda lehnte sich hinaus und winkte ihm. „Lauf', was Du laufen kannst," rief sie leise und sah ihm nach, wie er um die nächste Ecke rannte. Einen Augenblick zuckte es um ihren Mund. „Daß er fort muß, der dumme Bube," sagte sie und fuhr sich mit der Hand über die Augen; „aber er muß; und dabei bleibt es!"

Sie ging zu ihrem Bette und drückte den schwarzlockigen Kopf in die Kissen.

Durch die vereinsamenden Straßen der Stadt lief indessen Florl, der kleine Bauernjunge. Seit er in der Lodenjoppe und den kurzen Hosen steckte, war etwas wie der einstige fröhliche Muth in sein Herz eingezogen. Nur die Häuser bedrückten ihn noch; die vielen Häuser und die Gassen und die dunklen Hausthore. Er dachte, es werde ihm erst ganz wohl werden, wenn er einmal draußen sei auf freiem Felde. Darum lief er auch so schnell, als ihn seine Beine tragen konnten. Sein Schatten sprang neben ihm her. Zuweilen blieb ein Vorübergehender stehen und sah dem kleinen Buben nach, der es zu so später Stunde noch so eilig hatte, und dann kam Florl ein leises Unbehagen an; die Furcht, man könnte ihn festnehmen, ihn fragen, ihn zurückführen, ihn in der Stadt behalten. Dann war er verloren; dann kam er nie, nie mehr fort! Er lief, was er laufen konnte.

Endlich lag der Bahnhof vor ihm, mit seinen vielen Lichtern, mit den Wagen, den geheizten und den ungeheizten Locomotiven, mit den beleuchteten Signalen, ein unheimliches, halbdunkles, buntes Gewirre. Er wußte, daß er an dem Allen vorüber mußte, um den Bahndamm erklettern zu können; Frieda hatte ihm das Alles haarscharf erklärt und er dachte, er werde sich sicher ganz gut zurechtfinden, trotzdem er nie in seinem Leben eine Eisenbahn und das Treiben dort gesehen. Die Nacht war halbdunkel, einzelne Sterne funkelten, einzelne Wolken zogen den Himmel herauf. — Der Bahnhof war glücklich umgangen; jetzt konnte der Damm erstiegen werden. Einen Graben galt es zu überspringen, in welchem die Frösche ein schlaftrunkenes Nachtlied sangen, und dann klomm Florl den grünumkleideten Damm hinauf. Der Nachtthau netzte seine Hände, während Florl auf allen Vieren hinaufkroch. Endlich stand er oben. Eine kühle, nächtlich frische Luft wehte ihm entgegen; er richtete sich auf. Vor ihm lagen die Hügel, hinter ihm die Stadt mit ihren Tausenden von verlöschenden Lichtern. Er wußte nicht, sollte er jauchzen oder schluchzen, und darum that er keines von beiden, sondern lief den Hügeln zu.

Anfangs hörte man noch das Gebrause von der Stadt her; Wagengerassel, Peitschengeknalle, Menschenstimmen, Hundegebell; nach und nach aber blieb alles Geräusch zurück und die Stille tiefster, nächtlicher Einsamkeit begann sich weitum auszubreiten. Florl hörte den Sand unter seinen Füssen und den fliegenden Athem seiner Brust und sonst nichts. Zuweilen war es ihm, als käme Jemand hinter ihm nachgelaufen und dann beschleunigte er seine Schritte, bis er bemerkte, daß es der Sand war, der von seinen Schuhen fiel und seinen Schritten folgte. Die Nacht lag vor ihm, um ihn, hinter ihm, und er ward sich bewußt, daß er ihr entgegenlaufe. Der Wind sauste an seinen Ohren vorüber; die Glasglocken an den Telegraphenstangen klangen

und sangen leise, sonst war Alles stille. Florl rannte fort. Von Zeit zu Zeit kam er an einem Wächterhäuschen vorüber. Drinnen brannte Licht; er konnte sich denken, daß da Menschen ruhig und behaglich beisammen saßen, aber ein instinctives Gefühl sagte ihm, daß diese Menschen nichts davon wissen durften, daß ein kleiner Bube mitten auf der Schienenbahn seinen nächtlichen Weg heimwärts suche, und darum lief er eiligst vorüber.

Nach und nach kam ein unheimliches Gefühl, ein früher nie empfundenes Grauen in die Kinderseele. Zuweilen lagen große, dunkle Körper rechts oder links von den Schienen im Sande des Dammes. Es waren das Balken, Schwellen, Arbeitsgeräthe, die hier übereinander geschichtet waren, harmlose Dinge, die im Nachtthaue lagen; aber Florl's Augen öffneten sich weit, wenn er die formlose, dunkle Masse von weitem sah, sein Herz schlug laut und seine Phantasie malte ihm die Gestalten vor, die er aus Frieda's Märchenbuch kannte, die Räuber, die Zauberer, die Riesen, die nächtlicher Weile ihr Unwesen trieben. Seine Schritte zagten, sein Athem flog, seine Pulse schlugen und ein Zittern ging durch seine Glieder, bis er den Muth faßte, in Sturmeshast an den dunklen, geträumten Riesen vorüberzufliegen.

Es war nichts, nichts als Steine, Balken, Bretter, er sah es im Vorüberlaufen; es gab ja auch keine Zauberer — höchstens Räuber und Riesen — das sagte er sich wohl; — aber die Angst saß ihm doch im Herzen und wollte nicht mehr fort. Zuweilen flog ein Vogel auf oder eine Katze kletterte den Damm empor, ein Käuzchen rief von einem der nächsten Bäume in das Dunkel hinaus; — Florl fuhr über jedes Geräusch zusammen, selbst die dunklen Wolken an dem Nachthimmel kamen ihm unheimlich und drohend vor. — So lief er fort, Stunde um Stunde, mit weit geöffneten Augen, mit fliegenden Haaren und glühenden Wangen, einsam, scheu und geängstet, auf finsterer, nächtlicher Bahn. —

In dem Stationsgebäude der Stadt, die Florl vor einigen Stunden verlassen, rüstete sich indessen wirklich ein dräuender, glühender, stöhnender Riese, um den Weg, den der kleine Flüchtling so mühsam hinrannte, in stürmender Eile zu durchsausen. Den Leib voll Feuer, den Kopf voll Dampf und Qualm, die rollenden, beweglichen Füsse laufbereit, stand die Locomotive mit ihrer dunklen Schleppe von Wagen und pustete und puffte, während Heizer und Conducteure an ihre Plätze sprangen und das Losungswort „Fertig! fertig!" von Mund zu Munde flog.

Niemandem von allen den Leuten, die mit dem qualmenden Ungeheuer in die Nacht hinaussausten, ahnte, daß einige Wegstunden vor ihnen, weit draußen, ungesehen, geängstet und einsam, ein kleines Büblein auf den Schienen hinrannte, ein Kind, das, von Heimweh getrieben, trotz Furcht und Grauen dem kleinen Dorfe zuflog, um das es so viel stille getragene Sehnsucht erduldet hatte. — Armer Florl!

Der Train durchflog eine Station und noch eine; immer näher und näher rückte er hinter dem kleinen, hastenden Flüchtling her, der nichts ahnte von der furchtbaren Gefahr, die an seinen Fersen hing. — Florl suchte die Schrecken in seinem Herzen zu bekämpfen; er wollte nicht mehr rechts, nicht links sehen; er wollte an die aufgehende Sonne denken, an Mirzel's liebes,

staunendes, lachendes Gesicht — und an Nero, an den guten, alten Nero. O wie gerne hätte er bei diesem Gedanken aufgejauchzt, wenn nur die schwarzen Wolken nicht gewesen wären, und dann die Riesen in Frieda's Buch; diese Riesen, die immer hinter den Kindern her waren, diese unerbittlichen, furchtbaren Riesen — diese — —

Florl horchte plötzlich auf. — Was war das mitten in der tiefen Stille der Nacht? Dieses Brausen — dieses laute Athmen — und jetzt — dieser Pfiff, dieser laute, gellende Pfiff! — Florl wandte sich um und ein Schrei des Entsetzens flog aus seiner Brust. Ein schwarzes Ungethüm kam hinter ihm d'rein, eine sich wälzende, qualmende, halb zerrissene Fahne flog ober dem schwarzen Kopf und zwei rothglühende, leuchtende, suchende Augen stierten vor ihm her auf den Weg, den er rannte.

„Gott im Himmel, hilf mir!" schrie Florl und floh weiter fort ohne Hoffnung auf Entkommen. Er rannte und das Ungethüm sauste hinter ihm d'rein; er verlor den Hut, sein Haar flatterte im Winde, große Thränen rollten seine Wangen herab, sein Athem keuchte; er sprang nach rechts, nach links über die Schienen, immer sah er die zwei rothen Augen auf sich gerichtet; immer näher kam der stöhnende Athem, immer grauenhafter, immer näher — jetzt waren nur mehr ein paar Schritte bis zu ihm — jetzt — jetzt war er verloren —

„Mutter!" schrie Florl und stürzte zur Erde.

Die Locomotive sauste vorüber, die Waggons folgten ihrer Bahn, die glühenden Lichter leuchteten immer ferner und ferner, bis sie im Dunkel der Nacht verschwanden. — Im Sande des Dammes aber lag in regungsloser Ruhe ein ohnmächtiges Kind. —

Stunden kamen und gingen. Die Nacht war zu Ende und der Morgenthau fiel auf die Erde und auf Florl's blonde Locken. Die Sonne kam sachte hinter den Hügeln herauf, und als Florl die Augen öffnete, hing ober ihm eine Lerche und sang ihr schönstes Lied. Florl sah erstaunt um sich. So hatte er denn hier geschlafen? und dabei hatte er so entsetzlich, so furchtbar geträumt. Er wußte ja, es gab gar keinen solchen Riesen, Frieda hatte es ihm ja immer gesagt und er wußte es auch, jetzt, wo die helle Sonne schien. — Wo aber nur sein Hut war? — sein schöner Sonntagshut?

Aber jetzt hatte er nicht Zeit darnach zu sehen; heute war ja schon Kirchtag; er mußte eilen, obwohl die Füsse recht merkwürdig müde waren. —

Am Nachmittage desselben Tages pochte es leise an der Thüre der großen Stube. „Herein!" rief die Bäuerin.

Die Thür ging auf und Florl kam herein. „Mutter!" sagte er leise und seine Augen standen voll Thränen.

„Um Gotteswillen, unser Florl!" rief die Frau. „Wo kommst denn Du her?"

„Seid nicht bös', Mutter," sagte Florl. „Ich bin allein gekommen; ich hab' heim müssen — ich bitt' Euch, schickt mich nimmermehr fort — ich bitt' Euch!"

Er faltete die Hände und die Thränen stürzten seine Wangen hinab. — „Armer Bub'," sagte die Bäuerin und schloß ihn weinend in ihre Arme. — — —

Ich hoffe, daß meine Leser unseren Florl soweit liebgewonnen haben, daß es sie freut, noch zu hören, daß er wirklich nicht mehr fortgeschickt wurde, sondern in seinem Heimatdorfe bleiben durfte nach Herzenslust, ja, daß er alle Leiden der Trennung so gänzlich vergaß, daß er ein blühender Bursche und später ein kräftiger, lebensfroher Mann wurde, ein thätiger, fleißiger Bauer seines Dorfes, der heute seinen und Mirzel's Kindern die Geschichte seiner Stadtreise, seines Heimweh's und seiner Flucht erzählt, und den schreckhaften Traum von dem Riesen Locomotiv, der jenseits der Hügel, des Nachts über die Erde rennt.



Liebesleben.

Gedichte

von

Hans Grasberger.

Beschwichtigung.

Bist jung, bist schön — bezwing' dein Weh
Und hemm' der Thränen Lauf!
Bedenk', es schmutzt der Schnee,
Fällt auch nur Regen d'rauf.

An ein Kind.

Schon mancher kleine, lichte Tand
Erfreute dich aus meiner Hand;
Dein Auge hängt am Flittergold,
Dein Herzchen ist dem Geber hold.

So währt's nur kurze Weile noch,
Dann steh' ich tief, du leuchtest hoch,
Dann sinkt vor deinem stolzen Sinn
Mein Herz zu welkem Flitter hin.

Sag' nicht erst . . .

Sag' nicht erst, du kommest heute,
Künde nicht, du kämest morgen,
Komm', o Liebchen, und sei da!
Bin der Sehnsucht zage Beute,
Zweifeln unterthan und Sorgen,
Bist du näher nicht als nah'.

Flinker Sohlen ist beflissen
Holden Glückes Schmeichelkunde,
Doch sie schmälert den Genuß,
Denn sie nimmt den besten Bissen
Mir als Botenlohn vom Munde,
Bringt dich um den ersten Kuß.

Widersprüche.

Was ist die Liebe für ein seltsam Ding!
Sie denkt zu hoch von sich und zu gering,
Geht selbst sich in's Gehege,
Steht selber sich im Wege,
Gesucht versteckt sie sich,
Verschmäht entdeckt sie sich,
Entbehrt verjüngt sie sich,
Gewährt mißdünkt sie sich,
Bestürmt verschanzt sie sich
Und ausgerauft verpflanzt sie sich.
Vergiß dich selbst, daß deiner sie gedenk sei,
Und gib dich ihr, damit sie dein Geschenk sei.

Die Liebe.

Rasch und feurig,
Wagemutig und überschwänglich,
Unschuldig, weil ganz Natur noch,
In leisester Gewährung
Gipfel der Seligkeit
Erklimmend ist die Liebe
Der Jugend Vorrecht.
Nahte dir einmal,
Säum'ger, der Jahre Bedacht,
Des Lebens Ernst
Und das Urtheil der Welt:
Nimmer gelingt dir's,
Behend von Klippen
Auf Klippen zu springen;
Auf eb'ner Straß' einher
Ziehst du behutsam,
Kürzest den Schritt zuweilen,
Die Stirne senkend,
Athmest aus tief'rer Brust,
Denn liebender Sorgen
Wachsende Bürde
Trägst du:
Der Liebsten Ruf,
Der Mutter Leben,
Des Kindes Namen
Und Brot für sie Alle!

Ein Wiedersehen.

Einst hielten wir uns süß umfangen,
Doch Jahre sind seither vergangen,
Und wieder sehen wir uns heut'
Und thun wie fremde höfliche Leut'.
Gar leicht mag dir das Spiel gelingen,
Mir aber will das Herz zerspringen,
Ich fühl' erst jetzt, daß er vorbei,
Der kurze, verspätete Liebesmai.
Noch darf ich deine Rechte fassen,
Doch meine drückest du gelassen,

Im lieben Händchen, weich und rund,
Gibt zuckend kein Herzensnerv sich kund,
Was ich dir war? Unnütze Frage!
Ein Abenteu'r für leere Tage,
Ein Traumvergessen eh'rner Pflicht,
Selbsttäuschung vielleicht, nur Liebe nicht.
Doch schläg' auf weitem Erdenrunde
Uns öfter auch die Glückesstunde,
Ich zürnte nicht — verfehlte Wahl
Ist ja für sich schon rächende Qual.
Bist ruhig, wunschlos du geworden,
Willkommen dann im Friedensorden;
Das ist ein Wohl, weil ohne Weh',
Drum sorge, daß es nimmer zergeh'.
Doch auch, wenn nimmermüd' im Wagen
Du willst nach neuem Glücke jagen:
Nur zu! Nicht neid' ich den Genuß —
Kann glücklich heißen, wer suchen muß?

Die Perlenschnur.

Wie wandelt sich der Muselman
Die Perlenschnur zum Rosenkranz?
Läßt sich die Stunde nüchtern an,
Beschwört er einer schöner'n Glanz.

Er liest vergang'ne Freuden auf
Wie Blumen, einzeln Stück für Stück,
Durchläuft durchmess'ner Jugend Lauf,
Genießt genoss'nes Liebesglück.

Wie Sandel der Erinnerung
Duftet die rege Perlenschnur
Sammelnd, was ewig schön und jung,
Die Blüthen von der Lebensflur.

Des Glück's gedenken, das entschwand,
Ein Cultus ist's, ein süß Geschäft —
Dem Moslem gleiten durch die Hand
Die Perlen, bis er sanft entschläft.



Die Temperamente.

Von

Henriette Kühne-Harkort.

Es ist, wie man weiß, ein anerkannt richtiger Satz, daß es im Bereiche der Natur nicht zwei Blätter gibt, die einander völlig gleich wären. An einem und demselben Baume wächst ein jedes der vielen tausend Blätter unter anderen Bedingungen auf, bald mehr oder weniger von Luft, Sonne und Regen getroffen, und erhält in Folge dessen seine besondere Färbung und Gestalt. Aehnlich ist es in der Welt der Menschen. Wer könnte sich anheischig machen, ihrer zwei völlig gleiche Exemplare aufzutreiben? In tausend und aber tausend Nüancen weichen sie äußerlich, wie innerlich von einander ab, oft in ein und derselben Familie, also scheinbar unter gleichen Verhältnissen groß geworden, dennoch grell verschieden. Vater und Mutter stehen kopfschüttelnd vor einem oder dem anderen ihrer Sprößlinge und können nicht begreifen, wie diese und jene Eigenschaft in ihn gefahren, zu der sie in sich selbst nicht die geringste Anlage entdeckten. Dem sparsamsten Vater folgt mitunter ein verschwenderischer Sohn, der leichtsinnig das mühsam Erworbene durchbringt; eine häusliche Mutter liegt oft jahrelang mit einer vergnügungssüchtigen Tochter in Streit. Hätten beide Eltern sich früher tiefer mit dem Studium der Naturanlagen ihrer Kinder beschäftigt und diesen eine richtige Ergänzung gegeben, so würde Unheil vermieden sein.

Da man in der heutigen Zeit des raschen Lernens, Reisens und Handelns, in der hauptsächlich die große Massenbewegung gilt, kaum Muße findet, der Entwicklung des Individuums nachzuspüren, so möge mir hier eine kurze Betrachtung über die Naturanlagen, so weit dieselben im Temperamente wurzeln, freundlichst gestattet sein. Ich würde glücklich sein, wenn mein Hinblick darauf dazu führte, diese oder jene Eigenart rascher zu verstehen, zu enträthseln. Zwar werde ich mir vielleicht bei Manchem Vorwürfe zuziehen, ein so altes, scheinbar längst erledigtes Thema wieder aufzuwärmen,

aber sei es darum! Sucht man doch heutzutage dies und das, was man als veraltet bei Seite gelegt, abermals hervor und sieht ein, daß es im Grunde nicht so übel ist; sogar Schutzzölle und Innungswesen kommen ja wieder zu Ehren.

Die Entstehung der Temperamente hat unter den Physiologen viel Streit veranlaßt. Der Eine suchte den Grund der Verschiedenheit mehr in den festen, als in den flüssigen Theilen des Körpers; der Andere erklärte sie aus der besonderen Stärke und Reizbarkeit der Muskelfibern, ein Dritter aus der Beschaffenheit des Nervenäthers. Hippokrates nannte als die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers, welche auf sein geistiges Leben den wichtigsten Einfluß hätten: Blut sanguis, schwarze Galle malaina chole, gelbe Galle cholera, Schleim phlegma.

Nach Galen beruht der Unterschied der Temperamente auf der besonderen Mischung dieser vier Hauptsäfte; er sagt, es entstehe daraus das sanguinische, das leichtblütige Temperament, das melancholische oder schwer-, das cholerische oder heiß-, das phlegmatische oder kaltblütige. Sehen wir uns nun die eigenthümliche Verbindung des Körperlichen und Geistigen im Menschen, welche man Temperament nennt und von welcher die Art zu denken und zu empfinden abhängt, etwas genauer an.

Der sanguinische, frohmüthige Mensch ist reizbar, erregt, offen für alle Eindrücke, aber ohne Nachhaltigkeit: er ist schnell gerührt, jedoch ein schlechter Tröster; denn da er Alles auf die leichte Achsel nimmt, wird ihm sogar bei einem Trauerbesuche das Lächeln sofort wieder auf die Lippen treten. Er hat den besten Willen, Unglücklichen zu helfen, ist aber unzuverlässig in seinen Versprechungen, da er sie über neuen Eindrücken vergißt. Der Sanguiniker ist ein schlechter Schuldner, er bittet stets um Aufschub. Man borge ihm nichts! Seine Fehler gesteht er zwar schnell ein und bereut sie aufrichtig, um — im nächsten Augenblicke wieder hineinzufallen. Er weiß Allem die beste Seite abzugewinnen und ist der angenehmste Gesellschafter, denn er hat gern alle Menschen zu Freunden. Allzeitig geschäftig, jagt er immer Plänen nach, bringt aber doch nie etwas Ernstes zu Stande, da ihm Kraft und Ausdauer fehlt. In dieser Menschenclasse herrschen blaue Augen, blondes Haar und hellfarbige Haut vor.

Der Widerpart des Sanguinikers, des Leichtblütigen, ist der Melancholiker, der Schwarzgallige. War Jener zu leicht, so ist dieser zu schwer erregbar. Er sieht Alles düster an, entdeckt ringsum Schwierigkeiten und Bedrohnisse. Unerschütterlich fest hält er an dem, was er will, denn er ist sich selbst stets der Nächste, Einzige. Er sucht sich aus der Tiefe seines Innern sein Leben zu gestalten. Der Melancholiker ist nicht zugänglich für die Freuden der Welt, die er mit Bitterkeit verachtet; er schließt sich schwer an und ist kein Menschenfreund; da er selbst keine Freude empfindet, hat er auch nicht den Trieb, sie Anderen zu bereiten. Es ist in ihm Hang zu Geiz, Neid, Argwohn. Aus diesem Temperamente gehen Frömmler und Betschwestern hervor. Ihr Haar ist aschfarben und schlicht, die Augen sind meistens grau, in's Grünliche schillernd, dabei leicht triefend, mit dunklen Rändern, die Mundwinkel sind herabgezogen, die Glieder knöchern.

Shakespeare legt seinem Julius Cäsar folgende Worte in den Mund:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.
Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht,
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius."

Das cholerische Temperament ist das thatkräftigste, ebenso leicht erregt wie das sanguinische, besitzt es zugleich Ausdauer. Der Choleriker hat lebhaftes Gefühl, Kühnheit, Begeisterung. Seine herrschende Leidenschaft ist der Ehrgeiz, die Ruhmsucht; diese treiben ihn zu Thaten, er will erobern, Neues, Glänzendes schaffen, er wird das Gute nicht in der Stille thun. Dies Temperament ist das der Heroen, der historisch bedeutenden Persönlichkeiten; sie sind meistens schwarzäugig, kraushaarig mit athletischem, musculösem Körperbaue.

Der Widerpart des cholerischen Menschen ist der phlegmatische. Er kennt keine Leidenschaft, wandelt langsam, bedächtig seine Bahn. Phantasie fehlt ihm gänzlich; es würde solchen gewöhnlich wohlbeleibten Naturen auch schwer fallen, das Flügelroß der Musen zu besteigen. Dafür rechnen sie sicher und haben den Vortheil, sich nicht in phantastische Verirrungen zu verlieren und sind gegen deren Gefahren wohlgewappnet. Ueberraschend ist daher oft des Phlegmatikers Ruhe und Besonnenheit in Bedrängnissen. Active Thatkraft ist nicht seine Sache; bei ihm gilt des türkische Sprichwort: „Thue am heutigen Tage nichts, was Du bis auf den morgenden verschieben kannst!" Gut essen, trinken und schlafen ist ihm Hauptbedürfniß. Bei guter Leibesverpflegung ist er der zufriedenste, behaglichste Staatsbürger. „Ein dicker Mann, ein guter Mann," sagt Cervantes.

Man kann das Vorhandensein verschiedener Temperamente durch alle Gattungen lebender Wesen nachweisen. Unter den Vögeln z. B. repräsentirt die Lerche des sanguinische, die Eule das melancholische, der Hahn das cholerische, die Henne, der Pfau, das phlegmatische. Ebenso viel Belege würden sich unter den Säugethieren finden. Wer verkennt im Windhunde den Sanguiniker, im Mops den Phlegmatiker, im Maulwurf den Melancholiker? Der Naturforscher Burdach weist sogar bei den Infusorien Verschiedenheit der Temperamente nach und behauptet, daß sich die Einen durch ihre Munterkeit, die Anderen durch ihre Trägheit auszeichnen.

Wägen wir den Werth der Temperamente gegen einander ab, so läßt sich schwer Einem der Vorrang ertheilen. Nach dem ersten Eindrucke möchte man sich für den Sanguiniker entscheiden, seine Liebenswürdigkeit besticht, bestrickt; man wird unwillkürlich von seiner Beredtsamkeit umgarnt, aber Wehe Dem, der sich verleiten läßt, sich an seinen waghalsigen Unternehmungen zu betheiligen; zu spät wird er die Trüglichkeit der Vorspiegelungen eines Schwindelkopfes einsehen. Freilich betrügt er meistens unabsichtlich, da er vom eigenen Temperamente fortgerissen an das Gelingen seiner Pläne selbst glaubt und ebenso oft leichtgläubig gleichartigen Naturen zum Opfer fällt. Der Sanguiniker kann bezaubern, ist aber ein gefährliches Individuum; man halte in seinem Umgange Augen und Ohren offen. Er für sich selber

befindet sich in seiner Haut sehr wohl; ihm genügt die Gegenwart, da ihm Vergangenheit und Zukunft gleich fern liegen.

So wenig liebenswürdig, ja quälerisch in ihren Stimmungen gewöhnlich melancholische Naturen erscheinen, so entwickeln sich aus ihrer Tiefe und Innerlichkeit doch oft Poeten und Philosophen. Goethe sagt:

„Poeten sind Bären,
Die ewig an ihren eig'nen Pfoten zehren."

Jungen Mädchen gibt dies Temperament einen Anstrich sanften Schmachtens, der nicht übel kleidet, die holden Schwärmerinen pflegen stets ein Bändchen elegische Gedichte bei sich zu tragen, mit Vorliebe wohl die süßlich-sentimentalen Erzählungen von Elise Polko zu lesen.

Der Choleriker erobert zwar die Welt, ruft indessen durch sein Aufbrausen, seine Herrschsucht, die ihn zu Trotz, Gewaltthätigkeit, Tyrannei treiben, viel Widerspruch hervor. Man lebt mit ihm wie auf vulkanischem Boden, hat jeden Augenblick einen Ausbruch zu fürchten.

Der Phlegmatiker dagegen reizt wieder durch seine Unbeweglichkeit zur Ungeduld und doch siegt er nicht selten mit seinem unbeugsamen Willen, an dem alle Angriffe abprallen. Dasselbe, worüber der Sanguiniker in Gelächter ausbricht, der Choleriker ausgelassen jauchzt und was dem Melancholiker eine Thräne des Entzückens entlockt, ringt dem Phlegmatiker kaum ein Augenzwinkern des Beifalles ab. Just dieser Gleichmuth kann indessen auch sehr angenehm wirken. Wer im Leben viel vom geräuschvollen Ungestüm der Feuerköpfe zu leiden hatte, wird den Verkehr mit einem Phlegmatiker wohlthuend empfinden. Es wird ihm sein, als strecke er sich nach mühevollem Wege durch Sturm und Wetter auf ein behagliches Sopha. Er ist der Größte im Ertragen von Ungemach und würde vielleicht der Glücklichste sein, da er keinerlei Uebereilungen zu bereuen hat, — Unterlassungssünden pflegen indessen ebenso schwer zu wiegen, wie Uebelthaten. In unseren Naturanlagen hält demnach Gutes und Böses einander die Wagschale, keinem Temperamente darf man, sozusagen, über den Weg trauen, keinem die Zügel schießen lassen.

So klar die Physiologen nun auch die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Naturanlagen dargelegt haben, ist es doch oft nicht ganz leicht, zu entscheiden, in welche Classe dieser oder jener Mensch einzureihen sei, ja man kann zuweilen nicht mit sich einig werden, zu welcher man selbst gehört, man ist sich selbst ein Räthsel.

Wie wahr singt Geibel:

„Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich,
Von Sinnen wild und stets damit in Streit,
Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid,
Ein Wandervogel voll Begehr und Ruh,
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
Der allen Deinen Zwiespalt lösen mag!"

Die Philosophen versuchten das räthselhafte Wechselnde im Menschen zu erläutern, indem sie gemischte Temperamente constatirten; man

bezeichnete z. B. die Spanier als cholerisch-sanguinisch, die Franzosen sanguinisch-cholerisch, die Engländer phlegmatisch-melancholisch u. s. w. Kant bestritt die Zusammensetzung der Temperamente, hielt es für undenkbar, daß gutmüthige Fröhlichkeit mit abschreckendem Zorne verschmolzen sein könne oder selbstquälerische Melancholie mit der zufriedenen Ruhe des Phlegma's. Rosenkranz in seiner Physiologie erläutert dagegen, daß in völliger Reinheit ein Temperament in der Wirklichkeit nirgends vorkomme, sondern jedes durch eine Menge von Umständen modificirt werde.

Goethe sagt: „Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an." Wie wahr! Verhältnisse und Schicksale, Umgang, ja sogar Klima und Nahrungsmittel wirken darauf, des uns angeborene Temperament zu verändern; die Grundstimmung wird sich aber durch's ganze Leben erhalten, Niemand kann sie völlig in sich ertödten: Der Sanguiniker wird noch nicht zum Choleriker, wenn er einmal in Zorn geräth, der Phlegmatiker noch nicht zum Melancholiker, wenn er in Karlsbad sein Embonpoint verliert.

„Das Eigenste wird nie ganz frei vom Angenommnen,
Doch übt die Eigenheit ihr Recht am Ueberkommnen."

So läßt Rückert seinen weisen Braminen sagen. Diese Grundstimmung kann man schon beim jüngsten Weltbürger wahrnehmen. Die sanguinischen Kinder sind kleine, unruhige Schreihälse, die stets amüsirt, „genommen" sein wollen; hat man sie auf dem Arme, werfen sie lächelnd Jedem Kußhändchen zu. Die melancholischen Kinder sind die stets thränenreichen, nörgelichen, denen nie das Süppchen süß genug ist, sie werden beim Schreien gelb. Die cholerischen schreien sich kirschbraun, schlagen um sich und verwüsten Alles. Die phlegmatischen sind die bequemsten Kinder, freilich auch die uninteressantesten; sie schlafen viel und sitzen wachend wie ein Mehlsack unbeweglich auf derselben Stelle.

Aufgabe der Erziehung ist es nun, die Naturanlage vortheilhaft zur Charakterentwicklung zu benützen. Die Erziehung soll den verderblichen Leidenschaften, denen jedes Temperament verfallen kann, vorbeugen. Zu diesem Zwecke ist es sogar wichtig, die Naturanlagen der Eltern des Zöglings zu kennen, sie vererben sich, wenn sie auch oft lange im Keime schlummernd verborgen liegen; mag der Pädagoge auf ihr Erwachen sich wohlvorbereitet halten. „Die Natur gibt das Temperament, den Charakter muß man sich selbst geben." Das ist ein Ausspruch des kürzlich verstorbenen Philosophen Karl Rosenkranz.

Fröbel meint, es heiße nicht der Natur folgen und ihr treu bleiben, wenn man ihre Producte ohne Pflege wild aufschießen ließe; alle Natur sei zur Cultur bestimmt, auf allen Stufen und in allen Reichen. Aber die Cultur dürfe sich nicht gegen die Natur kehren, sie müsse im Gegentheile ihren Weisungen folgen, ihren Grund, ihr Ziel, ihr Gesetz erkennen.

Rückert singt:

„Eine Schul' ist das Leben,
Die Schul' ist zum Lernen gegeben;
Doch leider, wenn die Schul' ist aus,
Geht Mancher ungelernt nach Haus."

Die Grundtriebe im Menschen zur herrschenden und dienenden Harmonie zu bringen, das ist nach Fichte eigentlicher und erster Zweck und höchster Erfolg aller Erziehung. Das bloße Naturell solle auf die Stufe des Charakters, der klaren Einsicht und des freibewußten Willens erhoben werden. Diese Selbstemancipation, der Uebergang vom Gehorsam und gläubiger Unterwerfung unter die fremde Autorität zur Selbsterziehung und Selbstherrschaft empfiehlt Fichte dem Pädagogen als zweiten Hauptzweck.

Schewe, der Mann der Schädellehre, hält für wichtigste Angelegenheit der Erziehung: Steigerung der Körper- und Geisteskräfte. Man werde den Geist durch harmonische Uebung der Körperkraft und diese durch harmonische Uebung des Geistes steigern.

Ein Humorist behauptet: Die Menschen könnten gleich Diamanten nur wechselseitig geschliffen werden. Und wirklich, Erfahrung hat gelehrt, daß entgegengesetzte Temperamente vortheilhaft auf einander wirken. Strafen werden weder das sanguinische Kind ruhig, noch das phlegmatische lebhaft machen; aber man bringe das phlegmatische Naturell mit dem sanguinischen, das cholerische mit dem melancholischen zusammen, auf daß sie sich wohlthätig an einander abschleifen.

Das Bedürfniß gegenseitiger Ergänzung verbindet auch oft die heterogensten Temperamente zur Ehe. Ein frohmüthiges, flatterhaftes Mädchen bleibt plötzlich mit ihrer Neigung an einem Phlegmatiker haften, an dessen milder Festigkeit sie sich epheuartig emporrankt und so selbst Ruhe findet. Den feurigen, cholerischen Brausekopf schlägt ein feuchter Blick, ein melancholisches Lächeln in ewige Fesseln. So lange die Liebe die Gegensätze in ihnen vermittelt, werden die Paare d'accord sein, denn:

„Wo das Starke mit dem Zarten,
Wo Strenges sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.“

Unvermerkt wird der Sanguiniker gleichmüthiger, der Phlegmatiker beweglicher, der Feuerkopf sanfter, der Melancholiker thatkräftiger werden im Umgange und Austausche mit entgegengesetzten Temperamenten. Derartige Bündnisse führen oft zu größerer Vollendung der Charaktere, als wenn sich Gleich und Gleich gesellt. Bei zwei Feuerköpfen muß es zum Dache hinausbrennen, zwei Phlegma's vereint schlafen vor Langweile schier ein, zwei Melancholiker, verbunden, seufzen einander zu Tode. Bei Convenienz- oder Geldheiraten dürfte eine Gleichartigkeit der Temperamente doch wohl ersprießlicher sein; so wird wenigstens der eine Theil nicht frieren, wenn der andere zu ersticken meint. In solchen Verhältnissen pflegt ja überhaupt nicht von Vollendung des Ich's die Rede zu sein; man erhält sich im Laufe des liebeleeren Lebens vielleicht sein angeborenes Temperament abstract rein, bleibt aber, dem Thiere gleich, auf einer und derselben Stufe stehen.

Nicht nur auf Umgang mit entgegenstehenden Temperamenten halte der Pädagoge bei seinem Zöglinge, er berücksichtige auch die Ernährung. Lebhaft geartete Kinder hüte man vor zu viel Fleischkost und geistigen Getränken; Milch, Vegetabilien, Obst und mehlhaltige Nahrungsstoffe sind ihnen zuträglich. Den Melancholiker, den Phlegmatiker nähre man hauptsächlich mit Fleisch; moussirende Wasser und Weine, besonders Champagner,

werden ihnen gut bekommen; Bier würde Beiden Gift sein. Melancholische und phlegmatische Kinder zwinge man unbarmherzig zu körperlichen Uebungen, man lasse sie baden, schwimmen, turnen, fechten, tanzen, damit ein lebhafter Stoffwechsel angebahnt werde.

Die Erziehung muß dem leicht-, dem heißblütigen Temperamente Vertiefung, dem schwerfälligen die fehlende Elasticität geben. Diese müssen gespornt, jene gezügelt werden. So wird sich allmälig das Temperament der Entwicklung des freien Willens, dem Charakter unterordnen. Hiob sagt: „Laß' Jahre reden und die Menge des Alters laß' Weisheit beweisen." Der Mensch kann in der Vollendung seines Wesens die Vorzüge jeden Temperamentes in sich vereinigen. Er kann als Sanguiniker das Leben genießen, als Melancholiker sich in die Tiefe des eigenen Ich's verschließen, als Choleriker mit der Leidenschaft der That der Welt Neues und Großes schaffen, als Phlegmatiker in sich selbst die Ruhe und den Schwerpunkt des Lebens finden. Als solchen Normal- oder Mustermenschen könnte man Goethe bezeichnen. Er trug in sich nicht nur den Sanguiniker, als welchen er Wilhelm Meister, Egmont, Ferdinand in Stella, Weißlingen in Götz von Berlichingen und viele seiner leichtlebigen Menschenfiguren schilderte, sondern er trug auch den Melancholiker, den er als Werther darstellte, treu bis zur Verwechslung mit sich selbst, in seiner Persönlichkeit. In seinen großartigen Schöpfungen documentirte er sich als Choleriker, als Mann der That; ein gut Stück Phlegma ließ ihn selber sein hohes Alter erreichen. Schiller sang:

> „Wenn Du das große Spiel der Welt gesehen,
> So kehrst Du reicher in Dich selbst zurück;
> Denn wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
> Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet."

In Schiller war kein Phlegma, darum erreichte er auch kein hohes Alter, seine ganze Persönlichkeit verbrauchte alle ihre Kräfte rasch an der Flamme der Idealität, die in ihm loderte; Sanguinisches könnte bei ihm höchstens in seiner ersten Zeit, in seiner Flucht aus der Karlschule und in seinen ersten Liebesneigungen zu finden sein, während Goethe den Frauen gegenüber sein ganzes langes Leben hindurch bis zu seinem Greisenalter der Sanguiniker blieb.

Auch Lessing, der hohe Genius, dieser große Gesetzgeber im Denken und Dichten, war, betrachten wir seine persönliche Entwicklung, die Regungen des Menschen in ihm, ein Sanguiniker. Das bezeugt nicht allein die strahlende Heiterkeit, die uns aus Allem entgegenströmt, was er schrieb, das bezeugt ganz speciell sein Verhalten zu seinen Eltern von früh an. Er war ein frühreifer Knabe schon auf Sanct Afra in Meißen, er lernte, wie einer seiner Lehrer sich ausdrückte, für Zwanzig; aber er ließ sich an nichts binden. Als junger Student in Leipzig lebte er beinahe flatterhaft, gewöhnte sich an den Umgang mit Schauspielern, statt aus Büchern seine Bildung zu schöpfen, widersetzte sich der Aufforderung seines orthodoxen, strengen Vaters, sich um ein Amt zu bewerben. Er ward Secretär des Grafen Tauenzien in Breslau, gerieth sogar in den Verdacht, an den Aufregungen des Glückspieles am grünen Tische theilzunehmen, ging nach Hamburg, um mit seiner Dramaturgie das Theaterunternehmen zu fördern und stand dann, als dies zusammenbrach,

abermals, wie er sagte, an der Marktecke mit verschränkten Armen, müssig, darauf wartend, daß ihn Jemand werben und in Arbeit nehmen könnte. All' das sind, äußerlich betrachtet, offenbare Züge eines Sanguinikers, und doch steckte in diesem Sanguiniker Lessing die ganze Macht des imponirenden, die Gebiete der Kunst und Wissenschaft beherrschenden Genie's. Das Genie schwingt sich über die Bedingungen des Temperamentes hinweg, der Charakter beherrscht, bezwingt sie, der vollendete Mensch vereinigt sie veredelt in sich selbst.



Der Tag des Triumphes.

Dramatische Dichtung

von

Albert Zipper.

Personen:

Phidias.
Parthenio.
Perikles.
Der Prytane von Olympia.
Polyklet.
Ein alter Diener.
Mitglieder des Rathes von Athen und Olympia.

Scene: Saal in Phidias' Hause zu Athen.

Der Diener ist beschäftigt, den Saal, insbesondere die Eingänge mit frischen Blumenguirlanden zu schmücken.

Parthenio (tritt ein).

So früh schon auf, mein Freund! so früh schon auf! . . .
Er hört und sieht mich nicht . . . Holla, gut' Morgen!

Diener.

Zeus segne dich! Verzeih — ich hab' es eilig.

Parthenio.

O! immer dienst du treu dem greisen Meister,
Geschäftig ihm des Lebens rauhen Pfad
Durch stete Sorgfalt ebner zu gestalten.

Diener.

Und ist's nicht Lust, zur Seite ihm zu wandeln,
Ist's nicht Genuß, ein würd'ger Diener sein
Des würd'gen Mannes? Er gehört der Erde
Nicht an wie wir, ihm hat ein Gott den Sinn
Entflammt, ein Gott so herrlich hoch gebildet.

Wer mit den Mächt'gen weilet im Olymp,
Des ew'gen Vaters Antlitz schaut, sag' an,
Wie sollt' er so viel Nichtigkeit der Erde
Mit jenem Aug' umfassen, drin der Himmel
Seit seines Daseins Morgenroth geruht?
Wer sollte ihm das Kleinliche entfernen,
Wer ihm den herben Augenblick versüßen
Als wir? Uns ist es leicht, wir können nicht
Mit flücht'ger Schwinge Wolkenhöhen theilen,
Wir kleben an der Erde — und die Pflicht
Zu thun ist süß . . .

Parthenio.

O guter alter Chilon!
Preis sei den Göttern, die dich zum Geleit
Dem Meister sandten! Doch auch dir wird Lohn.
Denn wenn er ein gewaltig Bild geschaffen,
Drum anbetend im Staube liegt das Volk —
Der Meister selber geht mit feuchtem Auge
Dem Gott demütig dankend, der das Werk
In ihm erweckt, dann fühlst auch du im Herzen
Befriedigung, des treuen Diensts bewußt.
Und heute wieder standst du auf vor Tag,
Geschäftig mit des Lenzes frischen Kindern
Den Saal zu schmücken.

Diener.

Sollt' ich's nicht? Gering
Ist nur die Mühe, und des Meisters Lächeln
Wiegt hundertfach die will'ge Arbeit auf.
Noch ist er ja nicht wohl; heut' tritt zuerst
Er wiederum aus seiner Krankenstube,
Die ihn seit jenem unglücksel'gen Tag
In ihrem düstren Bann geengt gehalten.

Parthenio.

O dreimal unglücksel'ger Tag! Geendet
Stand schon das Werk, die Göttin unsrer Stadt!
Wie hatt' er Tag und Nacht daran gewandt,
Dem Ruhm der theuren Heimat wie dem eignen
Ein Denkmal zu erschaffen, das die fernsten
Geschlechter in Bewund'rung fesseln sollt'!
Der Tag kam der Vollendung. Herrlich schön
Stand schon geformt aus Elfenbein der Leib
Der Städteschirm'rin Pallas. Zum Gewand
Auch war das Gold beisammen, und die Form
Zum Guß bereit. Es jauchzet ganz Athen

Dem Meister zu voll freudigster Erwartung,
Doch trübe Ahnung täuschte nicht den Frommen.
Ermattet von der Arbeit schwerer Wucht
Erliegt sein Leib, kaum läßt ein böser Dämon
Ihn noch in ein paar Worten Polyklet
Die Weisung geben, wie das Werk vollführen.
Seitdem gab's schwere Stunden. Polyklet . . .

Diener.

Fluch seinem Namen! Sprich ihn nimmer aus . . .
Die undankbare Schlange! — Phidias,
Wie hast du ihn gehegt, gelehrt, geliebt!
Ihn wähltest du dein Meisterstück zu enden,
Er sagt' es lächelnd zu. Die Krankheit brach
Dein Auge, deinen Geist. Und er? Heimtückisch
Von Mißgunst angetrieben, er verließ
Die Stadt. Fluch ihm, wo er auch immer wandle!

Parthenio.

O armer Freund! Noch weißt du nicht, wie schwer
Du hintergangen — Blumenkränze sollten
Mit frischem Duft den kranken Busen laben,
Und nun der argen Täuschung bitt'rer Schmerz!

Phidias (der während des letzten Zwiegesprächs eingetreten).

Und doch! So ist es . . . er verließ die Stadt . . .
Mein Traum war keine Täuschung. — Güt'ge Götter!
Ihr sendet einen Traum dem Erdensohn,
Das unabwendbar Gräßliche ihm nicht
Auf einmal zu enthüllen! Doch nicht mir,
Nicht mir den Traum! Er lag auf meiner Brust
Mich zu ersticken, und in Martern zuckte
Ein jeder Lebensnerv gewaltsam auf.
O stets zu früh noch kommt die trübe Wahrheit:
Was habt ihr mir den Boten Traum gesendet,
Vor Tage noch dem lieben süßen Wahn
So grausam, so unmenschlich mich entrissen!

Parthenio.

Zeus sei mit dir! So trittst du endlich wieder
Aus enger Kammer in den lichten Saal,
Der lang, o! lang des lieben Herrn entbehrt.

Phidias.

Du hier, Parthenio! Gruß, alter Freund!
Du liebst mich noch, du bist doch treu geblieben!
Ich bin ein armer, todtenmüder Mann.

Parthenio.

Beim Zeus, du lästerst! Sieh nur rings um dich,
Es ist ein freud'ger Tag, du wieder wohl
Erscheinst in deiner trauten Halle, die
Mit Flora's schönsten Sprossen sich geschmückt.

Phidias.

Dran kenn' ich wieder meinen wack'ren Chilon.

Diener.

Herr, nur ein Lächeln, wie du's sonsten pflegst.
Du lächelst, Herr! so bin ich denn zufrieden.

Phidias.

Du weißt, wie ich seit je dich hoch geschätzt,
Mir spielt vielleicht zum letzten Mal im Antlitz
Ein flücht'ger Freudenschimmer — ewig möcht' er
Darinnen wohnen, käm's auf dich nur an.

Parthenio.

Sei gutes Muth's, blick' heiter, Phidias!
Der Tag wird schön! Längst haben deine Freunde
In bangem Harren ihn herbeigesehnt.
Nun bist du wieder unser, uns're Liebe,
Der eng'ren Freunde sorgsam zarte Pflege,
Das freudige Gefühl, womit ganz Hellas
Die Kunde deines Wohlseins jubelnd grüßt,
Sie werden neue Blüthen dir entfalten,
Den Reif zerstreuen, der sie für ein Weil'chen
Mit neid'schem Hauch gedrückt.

Phidias.

O Götter! Götter!

Parthenio.

Ich muß dich nun verlassen. Zu dem Rath,
Der heute sich versammelt, ruft die Stunde.
Und wenn ich wiederkomme, nicht wahr? Alter,
Bist gutes Muth's. Auf Wiedersehen denn!

(Geht ab.)

Phidias.

Mein theurer Freund! Es ist mir leid um ihn.
Doch kann ich fröhlich sein? — O Götter! Götter!
Ihr habt mich hoch beglückt mit eurer Gunst,
Ihr ließt mich fühlen, was ein Sterblicher

Kaum hoffen mag, doch theuer war's erkauft.
Wenn mir des Himmels Herrlichkeit gestrahlt,
Daß ich geblendet kaum empor zu richten
Mein Auge wagte, ach! wie oft befiel,
Wo kaum ich's ahnte, mich die schwärz'ste Nacht,
Und starres Eis umkrampfte mir das Herz,
Das arme Herz, das erst so heiß gelodert!
Das Leid hat mich auf meiner Bahn begleitet,
Des Leidens Stachel mich auf sie geführt.

Wie denk' ich noch des Morgens! Leise ging
Des Lenzes Athem durch die leichten Blättchen,
Es spielte lieblich rings der helle Thau
Mit Helios' erstem Strahl, ein zarter Schleier
Gestickt mit Perlen schwebt' ob dem Gefild.
Auch meinem Herzen war ein Morgenroth
Mit jenem Tage wonnig aufgegangen,
Vergessen war, was jemals ich erlebt,
Und Ein Gefühl nahm ganz die Seele ein. —
O Zeiten! Zeiten! Mußte denn die Nacht
So bald den reinen Morgenstern mir rauben,
Der mir geschimmert zu dem höchsten Pfad!
s'ist längst vorbei — was zuckst du, armes Herz!
Bist noch nicht todt? Lebt gar in dir noch heute
Das bleiche Lockenköpfchen, schäme dich!
So alt geworden, und doch nimmer klug.

Sie war für mich verloren — einsam irrt' ich
Vom herbsten Schmerz verzehrt, von tausend Bildern
Die Seele Tag und Nacht erfüllt, vom Sturm
In wilder Flut gewaltsam umgetrieben,
Halbrasend in den Schluchten des Cithäron;
Doch wo ich ging, geleitet' mich ihr Bild.
Da leuchtet endlich in mir ein Gedanke:
Sie war nicht mein — allein ich mußt' sie haben,
Ich mußt' sie schauen können wie sie war,
Was man seit erster Jugend mich gelehrt,
Was ich, ward mir die Weile lang, den Werth
Nicht kennend, geistlos, glutlos oft getrieben,
Das übt' ich nun; erst jetzo fühlte ich
Das ew'ge Feuer, heiße Ströme rannen
Aus meinen Augen auf den kalten Stein,
Der Marmor ward erwärmt von meinem Leben,
Und ich umfing die liebliche Gestalt.
Wie die Geliebte mir die Kunst erschlossen,
So war die Kunst nun die Geliebte mir.
Ich lag beglückt an ihrem warmen Busen,
In sel'gem Rausche trank ich ihren Kuß,

Sie weckte mich zum Leben, wenn die Welt
Den bittren Kelch des Wermuts mir gereicht.

Ich hatte viele Neider, Schmäler, Feinde,
Doch flatterte das Banner meiner Göttin,
So blieb mir zwar Erinn'rung mancher Wunde,
Allein trotz Narben war ich siegesfroh. —
Doch heute! Den Feind hab' ich nicht geahnt,
Der Schlag kam unerwartet: also stürzt
Ein Stein sich lösend auf das Haupt dem Wandrer,
Der munter singend, durch den Bergpfad zieht.
O armer Polyklet, mein Polyklet,
Was hab' ich dir gethan, daß du mich ließest!

Diener (der indeß im Saale geschäftig hie und da manches geordnet, gegangen und wieder gekommen war).

O Herr, verschmähe nicht des Dieners Rath!
Vergiß des Undankbaren, den der Fluch
Der Götter treffe!

Phidias.

O! noch nicht, halt ein!
Vielleichts ist's anders, Niemand sah ihn ja,
Bald kehrt er noch zurück, es löst sich alles
Zum Besten! Hab' ich ihn doch so geliebt!
Gepflegt, gehalten wie das eigne Kind.

Diener.

Damit er dich verrathe! Denk' ich doch,
Als wär's erst gestern — durch die Straßen trieb
Der wilde Boreas das Schneegestöber,
Wer konnte, saß an seinem warmen Herd,
Schon dämmert' es, und du verweiltest immer
Noch bei dem Werke hier im selben Saal.
Auf einmal schraken wir empor, ein Stöhnen,
Doch nicht des Sturmes Brausen, war zu hören.
Ich ging zur Thüre — doch du weißt's ja selbst!
Was sollt' ich denn dir alles erst erzählen:
Wie du den Waisenknaben aufgenommen,
Der Niemand sein auf dieser Erde nannte,
Gehegt, genährt, und seinen Geist gebildet,
Der Undankbare . . .

Phidias.

Götter! ihr seid Zeugen!
Nicht daß er mich getäuscht, wenn er's gethan,
Nicht daß er gegen mich so ohne Dank
Sich hat vergangen, nicht ist dies mein Schmerz.

Nur daß es er gewesen, eben er!
Sein Geist war nicht gleich and'rer Sterblichen,
Er schien zum Höchsten von den Göttern selbst
Gebildet und bestimmt. Vor allen Jüngern,
Die je bei mir sich Rath und Unterweisung
Gesucht, war er mit reichem Sinn begabt.
Und was er formte, daraus strahlte wieder
Die Schönheit, die in seiner Seele lebt'.
O Polyklet! Warum hast du den Spiegel
Durch einen Sprung im blanken Strahl versehrt!
Warum der Gottheit höchste Wundergabe,
Dein eigenstes, dein ewigstes vernichtet!

Es sind der Lebensziele viel; man nützt
Sich und den And'ren, wirbt um Glück und Ehr';
Dort muß man nicht den Fuß zu ängstlich stellen,
Erst ein Verbrechen wird als Schuld erkannt.
Was mußtest du das Schwierigste erwählen?
Dem Künstler nur ist sein Beruf Gesetz. —
O zehnfach Weh dem Künstler, dessen Herz
Nicht rein von Schuld, die Götter offenbaren
Nur jenem sich, der ihnen selber gleicht!
Weh dem Unsel'gen, der durch ihre Gunst
Beglückt in Freveln seine Seele schändet:
Mag er sich nur der eig'nen Werke freun!
Nicht täuscht er sich, die andren nicht für lange,
Nach kurzem Schein des Glückes sinkt er nieder,
Stets tiefer in die selbstgegrab'ne Gruft,
Ein Fluch dem Dasein schließt die bleichen Lippen,
Es ist der Ewigen gerechte Rache,
Unendlich wie die Gnade auch ihr Grimm.
O Polyklet, ich weine um dein Los!

(Er sinkt erschöpft in den Stuhl. — Pause.)
Der Prytane und die anderen Abgesandten von Olympia treten allgemach ein.

Prytane.

Heil, Heil dir, Phidias! Glück deinem Haus!
Heil diesem Tage, der ganz Griechenland
Dich wiedergab.

Phidias.

Zeus grüße euch! Doch sieh'!
Du bist's, mein alter Gastfreund Polydor!
Was dich auch hergeführt aus Elis, sei
In diesem Hause herzlich mir gegrüßt!

Prytane.

Wohl war mirs immer freud'ge Lust, die Schwelle
Des gastlich off'nen Hauses zu betreten,

Doch ward ich niemals noch beglückt wie heut':
Denn sieh! heut' nah' ich dir nach Rathsbeschluß,
Einträchtig mit dem Willen aller Bürger,
Und mit mir sind die ältesten der Stadt.

Zwar wo nur auf der Erde weitem Kreis
Sich Griechen ein geliebtes Heim gegründet,
Sie nennen dich den ihren, dies Bewußtsein
Hebt freud'ger des Hellenen stolze Brust.
Allein soweit der gold'ne Helios blickt,
Wem eignest du, wem bist du mehr vereinigt
Nebst deiner Vaterstadt als uns'rem Volk?
Der Fremdling, den Olympia empfängt,
Hat kaum vom Staube sein Gewand befreit,
So eilt er auch des Höchsten Bild zu schauen,
Deß Anblick er seit Jahren heiß ersehnt,
Und spät noch, spät, wenn er am Heimatherde
Mit grauem Haupt bei seinen Enkeln sitzt,
Erzählt er, wie des Ewigen Gestalt,
Des Antlitzs milde und erhab'ne Würde
Den Sturm gesänftigt in des Pilgers Brust
Und fromme Scheu der Götter neu erweckt.
In süßer Sehnsucht schmilzt der Kinder Herz,
Und sie am Lebensziele pflanzen wieder
Die Kunde in ein sprossendes Geschlecht.

Nicht kann Olympia den Künstler lohnen;
Denn was hienieden mag dem Werke gleichen,
Das nicht der Erde, das dem Geist entstammt?
Allein des unermeßlichen Gefühls
Der schuld'gen Dankbarkeit bewußt, hat heute
Es wieder Boten in dein Haus gesandt,
Dich zu begrüßen, da der Götter Gnade
Der schweren Krankheit Last von dir gehoben;
Und so viel Tempel uns're Stadt umfaßt,
Heut' steigt der Opferrauch, den ew'gen Hohen
Für dieses Glück zu danken, und dir Segen
Und Heil für alle Zukunft zu erflehn.
Doch als der Liebe gegenwärtig Zeichen
Nimm diese Reiser, von dem heil'gen Baum
Auf alles Volks Geheiß für dich gepflückt!

Phidias.

Den Göttern Dank! In solcher frommen Demuth
Nehm' ich den Kranz, nehm' eure Rede hin.
Denn ihr Geschenk sind jene goldnen Stunden,
In denen schaffend sich der Künstler regt,
Und was er schafft, auch dieses dankt er ihnen.

Prytane.

Dich ehren neu die Worte, die du sprichst!

Phidias.

Doch seid nur alle herzlich mir willkommen.
Verzeiht, wenn euch der kaum erstandne Greis
Mit lust'gem Wort, mit frischem Witz nicht freut.
Doch bleibt die That auch vor dem Wunsch zurück,
Mein Herz ist gegen euch der Freundschaft voll.
Nun sagt, was habt ihr neues am Alpheus?

Prytane.

Schon rüstet man sich zu den nahen Spielen.
Die Frage wiederholt die ganze Stadt:
Wem wird der Dichterlorber diesmal grünen?

Phidias.

Nicht uns'rem Sophokles?

Prytane.

Ich halt' ihn hoch;
Ihr beide, du und er, seid eurer Stadt
Ein ewiggrüner Ruhm. Doch Sophokles
Hat Kunstgenossen, die doch in die Schranken
Sich wagen, wohl auch einen Preis einmal
Den sie verdient, erlangen — du stehst da
So unvergleichbar, keiner kommt dir nahe.

Phidias (für sich).

Ach! einen, einen kannt ich — doch er hat
Sich von der Tugend, von der Kunst getrennt.
O wär' es nicht geschehn! Des Lebens Tage,
Die mir noch blühn, gäb ich mit Freuden hin!

Ein Abgesandter.

Da neulich, als ich abends durch die Gassen
Von uns'rer Stadt, vom Werke ruhend, wandle,
Wies man mir einen Platz, wo still und ernst
An einem Marmorbild ein Jüngling meißelt';
Ich staunte ob des Eifers, ob der nicht
Gemeinen Kunst der Arbeit. Als ich fragte,
Nannt' man mir seinen Namen: Polyklet.

Phidias.

O Götter! Sprich, Freund! hast du recht gehört?
War Polyklet des Fremdlings Name?

Abgesandter.

Ja,
Ein Fremdling war es, niemand wußte, wo
Er hergekommen, denn mit niemand sprach er,
Kaum, daß man seinen Namen ihm entlockt.
Die Arbeit nur beschäftigt' seinen Geist,
Und Menschen mied er. Aber plötzlich stand
Der Platz verlassen, halbvollendet blieb
Das Bildnis, und der Jüngling kam nicht wieder.

Phidias.

Und wann geschah dies?

Abgesandter.

Eben als wir hier
Olympia verließen, war auch er
Wie angelangt, so plötzlich auch verschwunden.

Phidias.

Geheim sind deine Wege, Polyklet!
O könnt' sich alles noch zum Glücke wenden,
Es wäre meines Daseins schönster Tag!

Es erscheinen Perikles und Mitglieder des Rathes von Athen, darunter auch Parthenio.

Phidias (entgegenkommend).

Mein würd'ger Perikles! Sei froh gegrüßt!
Lang ist's, daß meine Augen dich nicht sah'n!

Perikles.

Dank, Dank den Göttern, daß sie ihren Liebling,
Den Liebling aller, die ihn je geschaut,
Die seines Geistes Schaffen je bewundert,
Zu neuer Lebensfreude nach dem trüben
Gewölk des Unheils auferstehen ließen!

Prytane.

O glückliches Athen! Du nennst ihn dein
Wie keine andre Stadt! Allein, ist auch
Olympia nicht gleicher Gunst theilhaftig,
Auch unsre Herzen schlagen heute höher,
Ist er doch unser auch, der edle Sohn
Athens!

Perikles.

Die Stadt an des Alpheus Strand
Ist jedem Griechenherzen heilig. Drum
Fühlt sich Athen auch heute hochbeglückt,

Daß seinen Bürger, der wie wenige
All' unsren Stämmen theuer sich gemacht,
Zu ehren eure Aelt'sten hier erschienen.
Doch daß ihr heute kommt, ist doppelt uns
Willkommen. Nicht nur ist der Meister wohl,
Allein — o dreimal sel'ger Tag! Die Göttin
Der Stadt, die uns sein hoher Geist geschaffen,
Wird heut' noch sichtbar werden.

Phidias (lächelnd).

Also willst
Du mich den ersten Tag, da ich das Lager
Verlassen, gleich schon an die Arbeit treiben!
Athener, lernt ihr niemals denn Geduld?

Parthenio.

So laß dir's denn erzählen, alter Freund!
Seit deiner Krankheit stand zum Guß bereit
Die Form, des Mantels goldnen Schmuck zu bilden.
Denn Niemand wagt' das Werk, und Polyklet —
Du weißt's — verschwand. Erst gestern, als die Sonne
Sich schon geborgen, kam ein Fremdling her
Und bot sich an, das Denkmal zu vollenden.
Nun geht die Arbeit munter vorwärts, alle
Bewundern seine sich're Leitung, seinen
Gedieg'nen Geist und Eifer für das Werk.
Bald ist der Guß vollendet, und der Mantel
Schmückt die gewaltige Gestalt der Göttin.

Perikles.

Wie hoch beglückt Athen der heut'ge Tag!
Bald sieht der Schiffer, der an Suniums
Marmorgestad sein Fahrzeug heimwärts wendet
Von Sehnsucht nach der Vaterstadt verzehrt,
Der Heimatgöttin theures Bild von fern
Schon milden Grußes winken; doch ein Feind
Erbebt, wenn er im abendlichen Schein
Die goldne Lanze dräuend schaut, ihm ahnt,
Die Hohe selbst wird für den Felsen streiten,
Den sie zum lieben Wohnsitz sich erkor.

Phidias.

Laßt mich ihn schauen, der mit kühnem Muth
Die langen Wehen abgekürzt, dies Kind
Des Schmerzes endlich an das Licht geweckt!
Führt ihn hieher, daß ich ihm danke, ihn
Umarme!

Parthenio.

Laßt uns nach dem Fremdling späh'n!

Man schiebt die Vorhänge an den Säulen der Halle auseinander, die Akropolis ist zu sehen, das Bildnis der Göttin hoch oben, und tief im Grunde viel freudig erregtes Volk.

Perikles.

Ist's nicht, der naht? — Denn er verhüllt sein Antlitz.

Polyklet (stürzt herein, Phidias zu Füßen).

Mein Vater! Darf ich also noch dich nennen!
Ich Unwürdiger, Fluch sei meinem Leben!
Nicht lange währt's — nur dir die Schuld enthüllen,
Im Staube um Verzeihung flehn, dann schlinge
Ein Abgrund mich sammt meiner Schmach hinab!

Phidias.

Halt ein! Du rasest! Lästre nicht die Götter!

Polyklet.

Ich Undankbarer! Dich verließ ich, der
Mir Vater, Lehrer, Alles war auf Erden,
Verließ dich heimlich, arglistig, verräth'risch,
Als dich ein böser Dämon niederschlug.
Du glaubtest mich, dein liebend Kind, beschäftigt
Mit deinem Werk, ich ließ von dir, ich zog
Von deinem Unheil Nutzen. Ich Unsel'ger!
Die Eumeniden hatten meinen Geist,
Die furchtbaren, mit frevelhaftem Hochmut
Gefüllt, ich Thor! ließ mich von ihnen fesseln
Und büße nun mit ewigem Verderben.

Es flüsterte die Stimme: Kannst du nicht
So großes leisten, kannst du nicht berühmt
Auch werden wie dein Meister? Sollst du nur
Gehorchen immerdar, und höchstens enden,
Was, ist es dann vollendet, ihn nur schmückt?
So rief's in mir bei Tag und Nacht, im Haine,
Im einsamen, wie im Gewühl der Gassen
Vernahm ich ewig nur die falschen Stimmen.
Ich Thor! ich folgte ihnen, ich vergaß
Der Wahrheit, ach! des Wesens vor dem Schein,
Und floh hin nach Olympia. Die Kunst
Sollt' des Gewissens Mahnung mir betäuben,
Die nun in meinem Herzen hämmernd rief.

Phidias.

O Polyklet . . .

Polyklet.

Noch nicht, noch ist's nicht alles.
Dort irrt' ich einsam eines Abends wieder
Fernab den Menschen, an des Stromes Rand
Und sah mich plötzlich in dem heil'gen Hain
Des Zeus. Mich faßt' ein Grauen. Denn gemieden
Hatt' ängstlich ich die Stätte, die dem Reinen,
Dem Unschuldigen eine Labung ist.
Da war ich nun — des Tempels Pforten standen
Noch offen — in mir rief die Stimme wieder:
Was fürchtest du? Betrachte doch den Zeus,
Dies Wunder, das in aller Welt gepriesen!
Und ich trat ein. Ihr Götter! was geschah!
Ich bangte, bebte! Endlich aber fiel
Ich in die Kniee, schaute in das Antlitz,
Barg wieder scheu mein Auge, um empor
Im Augenblick nur wieder es zu wenden. —
Ich war vernichtet! Jener Nebel schwand,
Der auf dem inn'ren Auge schwer gelegen,
Ich fühlte ganz die unermess'ne Schuld.
Allein es wich die furchtbare Verzweiflung,
Des Gottes mildes Antlitz löste sie
Von meiner Brust, und heiße Thränen wuschen
Den Estrich. Doch in mir war wieder Friede,
Und mein Entschluß gefaßt. So komm' ich heut',
Der unwürdigste, elendigste her,
Laß mein Bekenntniß deinen Busen rühren,
Und sag', daß du vergibst. Dann fliehe ich
Dein Angesicht, denn nimmer bin ich würdig
Bei dir zu sein, denn nimmer bin ich würdig
Der heil'gen Kunst zu dienen. Sie bedarf
Des reinen Priesters — ich bin ein Verbrecher!
Mir ist der Tod nur Labsal noch hienieden —
Doch laß mich erst das Wort: Verzeihung hören!

Phidias (ihn aufhebend und umarmend).

Mein Polyklet! Mein Kind! mein höchstes Gut!
Ich hab' dich wieder, und ich halte dich
Nun sich'rer, besser als ich je zuvor
Dich noch besessen. Fasse dich! Die Schuld
Hat dich zum sturmerprobten Mann gereift,
Es muß das furchtbare Gewitter toben,
Auf daß die Bäume sich erquickt erheben.

Polyklet.

O Vater! Vater! du vernichtest mich
Durch deine Güte!

Phidias.

Sprich nicht mehr davon!
Du hast gefehlt, der unerfahr'ne Jüngling
Vermag dem Dämon nicht zu widersteh'n;
Du hast bereut — o selig, wer die Reue
Noch fühlt, eh' es zu spät. Ihm wird vergeben,
Er geht gehärtet aus dem Sturm hervor.
Dank, Dank euch, Ew'ge! daß ihr diesen Tag
In meines Daseins Kranz mir eingeflochten:
Heut' blüht die schönste Blume meines Lebens.

Noch bin ich nicht am letzten Ziel der Bahn;
Ach! schon seh' ich die düstren Wolken steigen,
Und was sie bringen, scheint nicht gut zu sein.
Doch Götter! heut empfangt den heißen Dank
Des Greises, dem ihr eure Gnade schenktet,
Für all' die Stunden, da ihn euer Bild
Beglückt, das seine Hand zu formen suchte;
Für diesen Himmelsstral, dem zum Gefäß
Des schwachen Erdensohn's bescheid'ne Hülle
Auszuerseh'n, ihr eben mich gewürdigt.
Dank euch, daß ihr mir diesen Jüngling wieder,
Daß ihr der Kunst ihn wieder heut' geschenkt;
Wollt ihn mit reichem Glückeskranze krönen,
Laßt ihn erreichen, was ich nicht vermocht!
Ich selbst seh' nur mehr wenig Monde kreisen,
Und Unheil hüllt, ich ahn's, mein Ende ein;
Allein was immer euer Wille fügt,
O Götter, nicht umsonst hab' ich gelebt
Und steige ruhig in das Schattenland.

(Nach und nach ist immer mehr Volk von der Akropolis näher gekommen. Der Vorhang fällt.)



Einfälle und Ausfälle.

Von

Julius v. Ludasy.

Wenn ein Mann einem Weibe sein Herz nur leiht, so hält es dasselbe hoch; gibt er es aber ganz hin, dann wird es als Nadelkissen mißbraucht.

Die geistvollsten Rathschläge fallen leider meist erst der Reue ein.

Die Menschen gestehen selten ihre Fehler ein und dann halten sie dieselben erst recht für die ihrer eingebildeten Vorzüge.

Es bedarf vieler Kunst, um einen Klotz in Flammen zu setzen.

Die meisten Menschen denken nicht, sie denkeln.

Diese neue Zeit ist doch sehr traurig. Selbst die Dummheit wird mittelmäßig.

Das beste Mittel, um einen Menschen dumm zu machen, ist, ihm zu sagen, daß er geistvoll sei.

Auch unter den Geistern gibt es Quellen und Cisternen.

Heute ist die Tugend kaum mehr, als eine Würze des Lasters.

Liebe kann tödten und der Tod entzücken. Beide aber, Liebe und Tod, haben das gemein, daß sie keine Gesellschaftsrücksichten kennen.

Cigarren schälen sich, Birnen nicht. Und das nennt man Weltordnung!

Wenn wir denken, suchen wir die Einsamkeit. Die Gesellschaft muß daher ein Asyl der Gedankenlosigkeit sein.

In den meisten Sprachen ist die Blume weiblichen Geschlechtes. Für wen ist die Galanterie größer, für die Blume oder das Weib?

Wenn Göthe Recht hat und das Dasein wirklich eine Gewohnheit ist, so ist es doch sicher eine schlechte.

Decke den Tisch und Du hast Freunde und Fliegen.

Wissen kann man ersitzen, Geist muß man besitzen.

Wer ohne Leidenschaft lebt, ist entweder ein Mensch von schwachen Sinnen und daher beschränktem Geiste oder ein Mensch, der von allzu lebhafter Empfindung, somit reich an schmerzlicher Erfahrung und gedankenvoll ist.

Ein Mann kann in Allem, ein Weib nur in der Empfindung groß sein.

Es ist süßer, sich geliebt zu fühlen als zu lieben, denn das eine wärmt, das zweite verzehrt.

Manche Leute verstehen es, mit Erfolg dumm zu sein.

Bedeutende Männer muß man oft wie Spargel behandeln. Nur der Kopf ist genießbar — den übrigen Menschen muß man zur Seite schieben.

Wenn Einer klagt, er habe keine Illusionen, so soll er sich vorläufig mit dieser einen trösten.

Die Langeweile ist ein gar langweiliges Ding. Je mehr man davon zehrt, desto größer wird sie, wie eine Auster, die, je mehr man sie kaut, desto mehr anschwillt.

Kurzsichtige Geister sehen die Dinge größer, weitsichtige kleiner, als sie sind.

Ein gutes Abendessen ist mehr werth, als ein Freund, denn mit einem Freunde kann man kein gutes Abendessen machen, mit einem guten Abendessen aber leicht einen Freund.

Das Unverzeihlichste an den Dummköpfen ist, daß sie uns nachsichtig gegen die Spitzbuben machen.

Das Publicum macht es mit einem Autor wie mit Roquefort. Es schätzt ihn erst dann ganz, wenn er schimmelt.

Ehrgeiz wirkt wie Arsenik. Wer davon ißt, wird lebhaft und bekommt glänzende Augen, aber er muß immer mehr haben und geht am Ende doch daran zu Grunde.

Das Herz hat Manches mit der Koralle gemeinsam. Es strebt dem Lichte entgegen, plötzlich berührt, erbebt es und zieht sich zurück, dann verkalkt es und wird als todter Schmuck umhergetragen, oft sogar als Talisman gegen die Liebe.

Die Kunst ist heute gelehrt, raffinirt und heruntergekommen, wie eine alternde Hetäre.

Unter den Menschen entfernt sich das Weib am weitesten von der Natur, um dem Künstlichen nachzuhängen. Der Natur entschieden entgegengesetzt ist es jedoch darin, daß es desto edler ist, je einfacher es ist, complicirt dagegen, wenn es niedrig steht. Dies ist der Grund, warum Männern von Geist lasterhafte Frauen oft interessanter sind, als tugendhafte.

Nach Herschel ist die Sonne ein finsterer Ball, den eine Photosphäre umgibt. Diese Photosphäre zerreißt hie und da und läßt den dunklen Sonnenkörper durchblicken. Dies sind die Sonnenflecken.

Diese Theorie ist vielleicht vom astronomischen Standpunkte unrichtig, aber ohne Zweifel wird sie fruchtbar und treffend, wenn man sie auf das Leben und seine Illusionen anwendet. Diese umhüllen dasselbe wie eine lichte und schimmernde Photosphäre und bewirken, daß wir es schätzen und lieben. Aber ein schärferes Auge durchdringt diesen trügerischen Schleier und erschaut trauervoll die nackte, leere Düsterheit des Lebens.

Von manchem Menschen ist man versucht, zu glauben, er hätte vor lauter Dummheit das Glück gehabt, gescheidt zu werden.

In jedem Manne schlummert ein Weib, das von Seinesgleichen geweckt wird. Deßhalb macht Liebe weibisch.

Die Menschenfresser haben wahrhaftig einen sehr schlechten Geschmack.

Man sollte nicht glauben, wie zartfühlend die Menschen sind, wenn es sich um sie selbst handelt.

Das Weib darf die Welt nicht kennen, sonst löst sich sein Zauber.

Ein Mann kann Schauspieler werden, ein Weib niemals, denn als Schauspielerin geboren, kann es nur seine angeborenen Talente weiter ausbilden. Darum gibt es unter den Männern einige echte Schauspieler, dagegen unter den vielen Millionen von Schauspielerinen nur einige echte Weiber.

Heute schreibt Jeder bloß und überläßt das Lesen den Anderen.

Um sehr weise zu sein, muß man eine sehr tolle Vergangenheit hinter sich haben.

Verkehr schleift den Geist, aber vergrößert ihn nicht.

Die Naturwissenschaft behauptet, daß die Parasiten degeneriren. Ich habe immer gefunden, daß sie sich wohlbefinden.

Die Einsamkeit ist ein Gut, das die Natur uns in unserer Individualität geschenkt hat; wir aber vergeuden es in der Gesellschaft.

Wenn man lernen will, die Menschen zu hassen, so beginne man damit, einige derselben zu lieben.

Einer jungen Schauspielerin.

Von

Adolf Foglar.

So hat auch dich mit gold'nem Stab
Begeisterung berührt, die hehre!
Was sie dem Kind in Träumen gab,
Soll wirklich werden, — Dank und Ehre.
Die Wiesen und die Felder blüh'n —
Nicht um zu welken nach dem Schnitte;
Am Firmament die Sonnen glüh'n —
Nicht um zu leuchten unser'm Schritte.
Es liegt das Gold im Wellensand —
Nicht, daß wir daraus Münze prägen;
Es tönt das Wort von Lippenrand —
Nicht, daß wir's nach dem Nutzen wägen;
Was schön, soll gelten, weil's erfreut.
Die Sterne glüh'n, die Blumen sprießen,
Das Gold ist in den Sand gestreut,
Damit wir Glanz und Duft genießen;
Es tönt das Wort von Künstlermund,
Daß bei Gefühlen und Gedanken,
Wie sie die Dichter geben kund,
Wir froh vergessen ird'sche Schranken.
Doch — nur auf allzu kurze Frist
Entgehen wir der Noth, dem Drange;
Der künstlich holde Schein zerfließt,
Das Leben naht mit rauhem Zwange.
Auf Eine Stunde schönen Wahn's —
Wie viele herbe Wirklichkeiten!
Bald zeigt der Neid das Gift des Zahn's,
Die Falschheit wird dir Netze breiten.
Die Schmähsucht sendet Pfeil auf Pfeil,
Ja selbst das Lob trifft nicht das Rechte:
Es bietet gar sich denen feil,

Die uns gewöhnen an das Schlechte.
In diesem Drang, in dem Gewirr
So widerstreitender Erfahrung,
Wird leicht der Künstler an sich irr
Und schmäht der Muse Offenbarung.
Das Alles, Aergeres vielleicht,
Wirst du's bestehen ohne Zagen?
Und wenn du einst das Ziel erreicht,
Die schweren Opfer nicht beklagen?

Du sollst es nicht! Ich zeigte dir
Die Dornen, die dein Haupt bedrohen —
Doch wünsch' ich ihm die Lorbeerzier:
Den Lohn des Strebens nach dem Hohen!



Marie Hanstein.

Literarisches Porträt.

Von

Karl Schrattenthal.

Als die herrschende Franzosennachahmung auch in der skandinavischen Literatur fühlbar wurde, fehlte es nicht an Männern, die, den Kampf gegen die Pseudoclassik aufnehmend, in den reichen nationalen Sagenschatz des Nordens griffen, um ihrem Volke das lautere Gold desselben zu bieten und auf diese Weise der auf Abwege gerathenen heimatlichen Dichtung einen anderen, wenn auch felsigen Pfad zu weisen, den sie fortan wandeln sollte, um sich dem Volke von den mächtigen Bergeskronen Nordland's in ihrem keuschen Schmucke zu zeigen.

Was Jens Baggesen trotz seiner eminenten Begabung nicht vermochte, das gelang dem größten Romantiker Dänemark's Adam Oehlenschläger, der, den Auswüchsen deutscher Romantik abhold, mit jenen seiner Dichtungen den meisten Erfolg errang, in denen seine Muse auf dem Boden der Heimat sich bewegte, das gewaltige Reich nordischer Mythe und Heldensage durchwandelte — und so ihren Jünger zum Schöpfer einer neuen Epoche machte. Kein Wunder, daß auch andere gottbegnadete Männer, wie Henrik Hertz, Grundtvig, Ingemann oder die Norweger Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson, seiner Spur folgten und auch in Schweden Männer, wie Thorild, Atterbom, Esaias Tegnèr und der Romanzen- und Balladendichter Gustav Geijer, gegen den fremden Einfluß ankämpften und ihre Skaldenharfen ertönen ließen.

Kein Literarhistoriker, kein Biograph, kein Kritiker vergißt auf die literarischen Thaten dieser Poeten hinzuweisen, — sie haben in ihrer Heimat den Kranz der Unsterblichkeit errungen, ihre Namen sind in das Gedächtniß des Volkes eingegraben, und wir? — um den Reichthum unserer eigenen Mythologie kennen zu lernen, müssen diese Werke in unser geliebtes Deutsch übertragen lassen, wollen wir des Genusses solcher erhebender Dichtungen theilhaftig werden.

„Wozu dieser Umweg?“ ist die natürliche Frage. „Weil es selten ein deutscher Dichter wagt, einen Ritt in jenes romantische Land zu unternehmen,“ — ist die ebenso natürliche Antwort. Die Früchte seines Fleißes werden nicht gewürdigt, der Sang seiner Muse wird nicht gehört — er klingt eben urdeutsch. Doch dieses beklagenswerthen Umstandes haben schon Andere gedacht, mächtigere Stimmen haben gesprochen und sind nicht gehört worden. Staunt nicht der nun schon heimgegangene Simrock darüber, „daß der mattherzige Ossian bei uns so viel Glück gemacht, während die lebensvollen Gestalten des Nordens und alle Kraft und Tiefe der Edda verschmäht wurden?“

Unter jenen Deutschen unserer Tage, die trotz all' dieser Uebelstände den Ritt in dies romantische Land wagten, ist besonders Richard Wagner zu nennen, der in seinen neueren musikalischen Dramen bestrebt ist, einzelne Episoden unserer alten Dichtung in Zusammenhang zu bringen und, abgesehen von den Ungereimtheiten, die in seinen Werken hie und da unterlaufen, jedenfalls Anregung zum Studium unseres alten Poesieschatzes gibt. Doch gibt er uns die Schätze, die er aus der Mythenwelt gehoben, nicht klar, nicht unverfälscht und führt dennoch auch den in diesem fremden Reiche Unbekannten leicht irre.

Es sei mir daher gestattet, auf einen Dichter hinzuweisen, der in stiller Abgeschiedenheit, mit bewunderungswürdiger Ausdauer nach dem lauteren Golde der deutschen Sage forscht und, weil er den echten Weihekuß der Muse erhalten, die Erzeugnisse seines poetischen Schaffens in ebenso lauterer Form wiedergibt — doch trotzdem unbekannt bleibt, wie seine Werke — dieser Dichter heißt: Marie Hanstein.

Um einer allgemeinen Gepflogenheit gerecht zu werden, will ich vorerst der äußeren Lebensverhältnisse Marie Hanstein's gedenken, so dürftig auch die mir zu Gebote stehenden Daten sein mögen.

Am 2. October 1820 zu Potsdam geboren, wo ihr Vater Oberpfarrer war, ist sie der Sprößling eines alten Geschlechtes, dessen Stammsitz im preußischen Eichsfelde, Provinz Sachsen, noch vorhanden. Der Adel, von einem Altvorderen niedergelegt, wurde jüngst in der Familie wieder aufgenommen. Ihre Mutter war die einzige Schwester des in Südamerika seinem Berufe erlegenen Naturforschers Friedrich Sello. Im Jahre 1847 vermählte sich Marie mit einem in Berlin ansässigen Privatgelehrten, erkrankte 1850 an einem unheilbaren Nervenleiden und 1859 löste sich auf beider Gatten Wunsch die kinderlose Ehe. Sie nahm nun ihren Familiennamen wieder an, kehrte in's Elternhaus zurück und lebt seit der Mutter Tode (1870) bei ihrer Schwester.

Während ihrer Ehe hatte Marie zumeist philosophische und geschichtliche Studien getrieben, und erhielt durch den persönlichen Verkehr mit Jakob Grimm große Anregung zum Studium der heimischen Götterlehre. In's Mutterhaus zurückgekehrt, bildete sie sich zunächst in der Malerei aus. Nachdem dies vollendet, begann ihr selbstständiges Schaffen, doch leider auch die Verschlimmerung ihrer Krankheit. Was ihre literarische Beschäftigung anbelangt, datirt selbe seit frühester Jugend, doch erst 1865 veröffentlichte sie ein selbstständiges Werk.

Dies, „Die Windsbraut“ betitelt, ein Märchen für die reifere Jugend, mit Bildern nach Zeichnungen der Verfasserin, erschien bei Trewendt in Breslau unter dem Pseudonym Hagenstein, der alten Form ihres Familiennamens, — zeigt das sinnige Verständniß der Verfasserin für die Kindeswelt und bringt die ahnungsvollen Beziehungen der Menschenseele zum Wasser in einer Weise zum Ausdrucke, wie es nur dem Romantiker Fouqué gelang.

Im Jahre 1872 erschien ihr ebenfalls dem reiferen Kindesalter gewidmetes Buch: „Vier deutsche Märlein“ mit 6 Bildern von C. Venus (Glogau bei Trewendt). Auch hier bietet uns Marie Hanstein ein Werkchen voll seltener Poesie und Innigkeit, ohne dabei auf die Abwege der Sentimentalität zu gerathen.

Endlich jene Werke, die auch heute noch im unverdienten Banne trauern, es sind: „Des Knappen Sigwart goldenes Buch,“ Märe in altdeutscher Form (Berlin, Gaertner 1872) und „Die Aslang-Sage“ (Berlin, Neuenhahn 1876).

Das erstere, die Summe tiefsinniger altgermanischer Glaubenslehren wiederspiegelnd, ist, was den geschichtlichen Kern der im Geiste unserer Heldensage erdichteten Handlung anbelangt, den Römerfeldzügen in Germanien entnommen, ein Werk eingehender Studien und in Bezug auf Behandlung des Stoffes, auf die künstlerische Gruppirung, Frische und Mannigfaltigkeit, den Strophenbau und die Sprache, hervorragend. Ein Werk aus einem Gusse. Ein Epos in des Wortes schwerwiegender Bedeutung, das sich besonders in dem Abschnitte: „Was sich am Nebelstrande begab“ zur höchsten Vollendung entfaltet. Doch ich lasse eine gewichtigere Stimme sprechen. Der als Kritiker bekannte Philosoph Alexander Jung sagt in seiner Besprechung dieses Buches: „Vor Kurzem hörten wir, die Zeit des Epos sei vorbei. Jetzt ist sie schon wieder da. Und zu welchen Epen bringt sie es bereits, wenn wir das vorliegende mit Gerechtigkeit beurtheilen, und die großen Leistungen Wilhelm Jordan's, wie Gustav Freitag's in seinem neuesten, eben sich aufrollenden Romane: „Die Ahnen“ in Erwägung ziehen. Der Griffel eines Tacitus, eines Julius Cäsar, das Plectrum Dante's, welches in den einzelnen Terzinen eine ganze Welt zusammendrängt, sie wirken durch den majestätischen Schritt, in welchem sie sich nie auf ein Zuweit, nie auf ein Zuviel einlassen, durch Keuschheit der Sprache nicht mächtiger, als es unserer Dichterin zu eigen ist, den Leser in nie geahnte Regionen zu versetzen.“

Welche Stellung dies Werk in der deutschen Literatur einnimmt, erörtert Alexander Jung in den Einleitungsworten seiner im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (Nr. 23, Jahrgang 42) erschienenen Besprechung, wie folgt: „Jeder, der Kenner ist, wird uns beipflichten, daß dies Gedicht eine der wunderbar eigenthümlichsten Schöpfungen ist, welche die Geschichte der deutschen Poesie aufzuweisen hat. Es ist bekannt, daß Frauen sich gerne mit Mythologie beschäftigen. Das unendlich Sinnreiche, welches sich in den Mythen kundgibt, lockt sie dahin. Dennoch ist es meistens eine der vielen Liebhabereien, die keine Folgen haben, am wenigsten die einer selbstständigen Production. Obiges Gedicht dagegen ist eine Gedanken-, eine

Sprachschöpfung, die einzig in ihrer Art ist und uns die außerordentliche, die große Dichterin in jeder Verszeile offenbart. Das Gedicht, obwohl von kleinem Umfange, reicht vom Aufgange bis zum Niedergange und beruht auf Studien, die jedem Gelehrten zur höchsten Ehre gereichen würden, nur daß er es wahrscheinlich meistens bei der Belesenheit, bei den Kenntnissen bewenden lassen müßte, ohne im Stande zu sein, eine solche Welt voll Lebens aus dem todten Stoffe heraufzubeschwören."

Als Marie Hanstein durch Grimm's Mythologie und Simrock's Uebertragung der Edda in's nordisch-deutsche Alterthum eingeführt wurde, war sie sich bald klar, daß hier das ihr zur Bebauung angewiesene Stücklein Bodens liege; ihre Mitarbeit am großen Werke der Auferweckung unseres hohen Voraltergeistes begann; doch sie war sich gar wohl bewußt, daß Stabreimdichtungen in unseren Tagen schwer Eingang finden. Die Ansicht, unser Stabreim sei abgelebt, hat Dank der urberüchtigten Undeutschheit der Deutschen tiefe Wurzel geschlagen. So wurden denn auch nach Veröffentlichung ihres „goldenen Buches" aus der Mitte der Vertreter jener Ansicht bald abweisende Stimmen laut. Die Jung'sche Kritik erschien leider erst, als das Buch seinen Novitätenlauf bereits durchgemacht, und so hat denn die „Wiedererweckerin unserer alten todten Poesie," wie sie Simrock nannte, nicht jenen Erfolg errungen, der ihr gebührte.

Da ihr jedoch auch der beistimmenden Urtheile von gelehrten wie ungelehrten Lesern so viele eingingen, verfolgte sie freudig ihren Weg und schrieb ihr zweites Werk: „Die Aslang-Sage," in welchem sie die allzuspringende, das Verständniß erschwerende Kürze im Vortrage ihres goldenen Buches vermied. Dies Buch, mit einer zart ausgeführten Illustration der Verfasserin und einer schönen Ansprache an Karl Simrock, enthält die Verschmelzung der beiden in der Wolsungen- und Ragnar-Lodbrock-Saga enthaltenen Theilerzählungen von Aslang zu einer besonderen Sage, — bietet dem in die Dichtungsform der Edda Uneingeweihten wohl einige Schwierigkeiten, welche jedoch bei dem gebildeten, mit englischen oder anderen fremden Hauptautoren vertrauten Leser kaum in Betracht kommen. Der Stabreim ist mit großer Meisterschaft gehandhabt und bildet gewissermaßen jenen Zauberstab, an dem sie uns in das Reich der altgermanischen Götter und Helden führt.

Besonders dies Gedicht würde sich zur Einführung in Gymnasien eignen, deren Schüler, mit der griechischen und römischen Mythologie bekannt, durch die Lectüre und das Studium solch' eines Werkes, das so wie das goldene Buch in Folge der angefügten alphabetischen Erläuterungen auch einen hohen germanistischen Werth besitzt, auch in den Reichthum unserer Vorzeitschätze eingeweiht würden.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß Marie Hanstein auch über diese Dichtung viel des Herzerfreuenden hörte und auf diese Weise ihre in dem Widmungsliede an Simrock ausgesprochene Hoffnung noch höher entflammte. Der Verwaltungsrath der Schillerstiftung beschenkte sie mit ermuthigenden Wünschen und sie schritt daher getrost an eine dritte Stabreimdichtung, die wohl längst beendet wäre, raubten nicht stete Körperleiden, die oft monden-

lang schier erdrückend auf der einsamen Urwaldsängerin lasten, ihr so viel der kostbaren Arbeitzeit.

So schließe ich denn meinen bescheidenen Versuch, Leben und literarisches Wirken dieser Dichterin zu schildern, mit der Hoffnung, durch meine einfachen Worte ihren Namen und ihre Werke in manchem deutschen Hause bekannt zu machen, wo dieselben bisher weder gehört, noch gelesen worden.



Lebens Leid und Lust.

Von

B. M. Kapri.

I.

Vorüber ist ihr Traum von Glück . . .
Dort unter'm Hügel ruht,
Gemäht von feindlichem Geschick
Ihr höchstes Erdengut.

Sein Knabe lehnt an ihrem Knie,
Sie blieb sein einz'ger Hort.
Mit holdem Rufe lockt er sie
Und süßem Schmeichelwort.

Noch schlägt so zärtlich, voll und warm
Sein Herz für sie allein,
Und — hält die Mutter ihn im Arm,
Wähnt er die Welt noch sein.

Kein Ton auf Erden klingt so lieb
Ihm, als der Mutter Stimm';
Nichts macht sein klares Auge trüb,
Als wenn sie zürnet ihm.

Und doch, — fast sinket ihr der Muth,
Wenn bang ihr Sinn bedenkt,
Daß nur gelieh'n dies theure Gut
Ihr ist und nicht geschenkt.

Daß, wie die Jahre rasch entflieh'n
Sein kleines Herz wird weit
Und dann nicht mehr zufrieden ihn
Stellt ihre Zärtlichkeit.

Dann schwellt dies Herz der Freundschaft Lust,
Ihn lockt des Ruhmes Stern.
Der Mutter Bild in seiner Brust
Erbleicht und steht ihm fern.

Das Leben reißt ihn fort von ihr . . .
Nur manchmal sieht zurück
Er aus dem bunten Weltgewirr
Nach seiner Kindheit Glück.

Nur wenn ihm oft statt süßer Lust
Die Welt bot herben Lohn,
Dann sinkt an seiner Mutter Brust
Der lang entbehrte Sohn.

Er weiß, — da strömt ein reicher Quell
Von immer gleicher Lieb'.
Sie lacht, scheint ihm das Leben hell,
Sie weint, scheint es ihm trüb.

Im Mutterarm entschläft sein Weh,
Ihr Trost ihn stählt und heilt,
Doch bald ist ihrer theuern Näh'
Auf's Neue er enteilt.

Ein gold'ner Stern am Himmel glänzt,
Ihm folgt er nah' und fern.
All' seine Sehnsucht unbegrenzt
Lockt an — der Liebe Stern.

Und endlich hat er ihn erreicht . . .
Sein Weib an treuer Brust,
Lebt er im Bann, vor dem erbleicht
Jedwede Erdenlust.

Vergessen ist der Mutter Lieb',
Verloren ist ihr Glück.
Nur Ehrfurcht in dem Herzen blieb
Des Sohn's für sie zurück.

Das aber, — das genügt ihr nicht, —
Sie hat ihm ja geweiht
Für's ganze Leben Mutterpflicht
Und heiße Zärtlichkeit.

So opferfreudig ist ihr Herz . . .
Er braucht die Opfer nicht.
Froh lenkt den Schritt er heimatwärts,
Indeß ihr Herz fast bricht.

Wer aber zählt die Stunden all',
Die sie, das Herz beschwert,
Vereinsamt, in verschwieg'ner Qual,
Verbringt am öden Herd?

Sie zwingt ihr Weh hinab mit Macht . . .
Ach, was so tief sie kränkt,
Es tragt sich — ob Ihr d'rüber lacht —
So leicht nicht, als Ihr denkt.

Ihr Licht erlosch im Dunkel schon,
Kein Stral ihr Haus erhellt.
Verloren hat sie ihren Sohn,
Verloren an die Welt.

II.

Es blüht die Flur, es grünt der Hain,
Froh murmeln Quell und Bach.
Die Sonne sendet hellen Schein
In's freundliche Gemach.

Das Spielzeug ruht; die Kinderschaar
Hält heute kein Gebot.
Die Puppe mit zerzaustem Haar
Liegt in der Eck', wie todt.

Der Knaben Schlachtroß, stolz gezäumt,
Kein Gertenschlag heut' traf.
Nesthöckchen lacht, — Freund Nero träumt
Und knurrt erregt im Schlaf.

Ein Bienenschwarm ohn' Rast und Ruh' . . .
Bewegt ist Groß und Klein
Und Eins ruft's froh dem Andern zu:
„Heut' kommt Großmütterlein!"

Und mit ihm kommt, — sie wissen's ja, —
Was nur ihr Herz erfreut:
Das schönste Spielzeug fern und nah,
Die laut'ste Fröhlichkeit.

Viel Märchen, prächtig, reich und bunt,
Ein Schatz, der nie versiegt,
Und — alle wahr! Großmutters Mund
Sie nimmermehr belügt.

Die Glock' ertönt. Die wilde Schaar
Jauchzt auf . . . . Da ist es ja, —
Lieb' Mütterchen im weißen Haar!
Großmütterlein ist da!

Großmutter hegt in jedem Arm
Entzückt die süße Last.
An ihre Wangen schmiegt sich's warm,
Hat ihre Knie umfaßt.

Und naht nicht dort voll Lust und Glück
Die gute Tochter schon?
Eilt nicht herbei mit frohem Blick
Der heißgeliebte Sohn?

O reicher Schatz aus bitter'm Harm
Erwachsen ihr zur Lust!
Kaum faßt dies stolze Glück ihr Arm,
Fast sprengt es ihr die Brust.

Großmütterlein vor Freude weint, —
Fromm blickt es himmelwärts
Und drückt mit heißem Dank, vereint
Sein reiches Glück an's Herz.



Zur Charakteristik Pietro Metastasio's.

Flüchtige Contouren

von

Cajetan Cerri.

Der Dichter an seine Dramen.

Wie ungleich, Kinder, unsere Geschicke!
  Für mich die herben, und für euch die süßen;
  Ich plag' mich mit der Arbeit Müh' und Tücke,
  Ihr könnt dann froh den Lohn dafür genießen.
Mir widmet Nice keinen ihrer Blicke,
  Euch anzuseh'n ist rastlos sie beflißen;
  Für euch hat sie Gefühl, folgt eurem Glücke,
  Gefühl für mich — davon will sie nichts wissen.
Euch faßt sie auf, mich kann sie nicht verstehen;
  Ihr seid bei ihr stets, ich darf's selten sein;
  Euch liebt sie, Lieb' für mich wär' ein Vergehen.
Und schreiben soll ich doch! Ich soll, als wären
  Zu wenig die Rivalen — welche Pein! —
  Sie selbst mit meinen Versen noch vermehren.

Aus diesem etwas altmodisch aussehenden, aber ungemein zierlichen, liebenswürdig neckischen Sonette, das ich möglichst treu dem italienischen Originale nachgebildet, und das hier überhaupt, wenn ich nicht irre, zum ersten Male in deutscher Sprache erscheint, spricht sich lebendig anziehend das ganze Wesen Metastasio's, seines Verfassers, aus. So oft man in der Literaturgeschichte diesem Namen begegnet, ist es, als ob plötzlich vor unserem geistigen Auge eine längst vergangene, goldige Zeit wieder auftauchte, wo das Schöne noch schön, die Größe noch groß, der Ruhm noch rühmlich war; wo Selbstachtung mit Bescheidenheit, Freimuth mit Courtoisie, Humor mit Tact und feinem Ton Hand in Hand gingen; wo der temperirte, nicht fieberhaft sich überstürzende Pulsschlag der Zeit noch Zeit hatte, die Menschen zu befriedigen und zu beglücken. Da treten in wohlgeordnetem Familienkreise würdige Matronen, züchtige Frauen, ernste Männer, gut erzogene Kinder auf; ein gebildeter Abbé spricht hier, mild und strenge zugleich, mit seinem lernbegierigen Zögling; dort erstattet ein

niedlicher Page, aufgeweckt, aber nicht vorlaut, Bericht über vollzogene Aufträge; im Hintergrunde harrt ein alter, treuer Diener, dem das Wohl seiner Herrschaft Alles ist, der Befehle derselben, und die jugendliche Person, die soeben der Dame des Hauses respectvoll naht, läßt schon an ihrem modesten Anzuge, an ihren reservirten Manieren errathen, daß sie die Kammerzofe ist, und nicht Höheres zu scheinen prätendirt. Alles maßvoll, Alles methodisch, Alles am rechten Platze. Auch unser Dichter, ein echtes Kind dieser im Großen und Ganzen beneidenswerthen Zeit, ward von mannigfachen Schicksalen schließlich auf einen Platz gestellt, für welchen kaum ein Anderer geeigneter gewesen wäre, als der gewandt schlagfertige, feinfühlige, geschmeidige Metastasio.

Pietro Metastasio's (geboren am 13. Januar 1698 in Rom) Lebenslauf bildet einen interessanten Roman, farbenreich und wechselreich, wie ihn eben nur das Leben selbst in Wahrheit zu erzeugen pflegt. Sohn eines Würstehändlers, wird Metastasio, der eigentlich Trapassi hieß, mit zwölf Jahren vom berühmten Philologen und Rechtsgelehrten Gravina, welcher zufällig den intelligenten, bildhübschen Knaben auf den Straßen der ewigen Stadt improvisiren hört, in Lehre und Pflege genommen, mit griechischer Umwandlung (Μηταστασε) seines Namens bedacht, und zur juridischen Carrière herangebildet, die er aber 1714 durch Annahme der sogenannten vier kleinen Weihen mit dem halb geistlichen Stande eines Abbate vertauscht, nachdem er schon zwei Jahre früher durch seine genau im Style der Antike gehaltene Tragödie „Giustino" die allgemeine Aufmerksamkeit auf den damals vierzehnjährigen Jüngling gelenkt. Nach Verschleuderung des ihm 1718 von Gravina hinterlassenen Vermögens tritt er aus Noth in die Kanzlei eines poetophoben Advocaten in Neapel ein, der ihn mit der absonderlichen Zumuthung zwischen staubigen Acten vergräbt, er müsse vor Allem „das Dichten gründlich verlernen." Als ließe sich das lernen und verlernen! Metastasio hat es auch sein lebelang nie „verlernen" können, sondern schrieb schon damals, über Aufforderung des Vicekönigs, die Sensation erregende, melodramatische Gelegenheitsdichtung „Gli orti esperidi," welche zuerst anonym, dann aber mit dem vollen Namen des Verfassers vorgeführt wurde. Von seinem Kanzleichef hierauf davongejagt, und dadurch wieder arm wie eine Kirchenmaus geworden, widmet er sich jetzt ausschließlich der literarischen Production, und knüpft mit der gefeierten Sängerin Marianna Bulgarelli, genannt „La Romanina," ein wahlverwandtschaftliches Verhältniß an, welches bis zum Tode derselben — 1734 — dauert, um da von einem ähnlichen Verhältnisse mit der Gräfin Marianna Althan in Wien ersetzt zu werden, wohin er als Hofdichter, an Stelle des zurückgetretenen Apostolo Zeno, 1730, berufen worden war.

Hier war es nun, wo Metastasio ein halbes Jahrhundert hindurch, nebst zahllosen und stets erfolgreichen, occassionellen Festspielen, Oratorien, Cantaten und Gedichten eine lange Reihe ernster lyrischer Dramen (Melodramen, ein Genre, als dessen eigentlicher Schöpfer Metastasio angesehen werden muß) verfaßte, bei welchen weniger das dramatische, als das lyrische Element, dieses aber mit einem von poetisch zarter Empfindung, reicher Bilderfülle und vorzüglicher Technik getragenen, wahrhaft seltenen Talente

vertreten erscheint. Was ihn jedoch geradezu zu einer Specialität in der Weltliteratur stempelt, das ist die unnachahmliche Grazie seiner Form, der melodische Reiz der Diction, die meisterhafte Beherrschung des musikalischen Factors im Versbau, und eine fast verblüffende Leichtigkeit der Gestaltung, die, in *diesem* einen Punkte, an Heine erinnernd, förmlich glauben lassen könnte, das Alles verstehe sich von selbst, und jeder Vers müsse und könne eben nicht anders als so aussehen. Nun wissen wir aber gerade aus Heine's Manuscripten, wie viel künstlerisch schwere Arbeit *solche* Leichtigkeit in der Prosodie koste! Bemerkenswerth sind auch an diesen lyrischen Dramen die zahlreich einverwebten, sinnigen Strophen, welche, gewöhnlich einen sittlichen oder sententiösen Kern bergend, gleichsam die Stimmung der jeweiligen Gesammtsituation, wie die Chöre der griechischen Tragödie, in sich condensiren, und heute noch in Italien von Jung und Alt bei tausend Anlässen citirt werden. Hier, zur Probe, einige dieser anmuthigen Strophen, die ich deutsch so treu wiedergebe, als der wesentliche Gegensatz im Charakter beider Sprachen es erlaubt:

Trüge stets wer innen leidet
Auf der Stirn' davon die Spur,
Oh, wie Viele, jetzt beneidet,
Wären dann bedauert nur!

*

Wenn am Meer Zephyre kosen,
Bannend Sturm, Gefahr und Sorgen,
Dann ist jedes Schiff geborgen,
Jeder Schiffer gut daran.
Aber Muth beweist nur Jener,
Der, wenn auch Orkane wüthen,
Trotz den Stürmen weiß zu bieten,
Und nicht weicht von seiner Bahn.

*

Raubt man ihr Nest der Taube,
Entzündet, ob dem Raube,
Im Herzen sich der Kleinen
Ein nie geahnter Muth;
Hat sie auch nicht gerungen
Mit Klauen für die Jungen,
So quält sie doch mit Klagen
Den Feind, der weh ihr thut.

*

Dem arab'schen Vogel Phönix
Gleicht wohl der Verliebten Treu':
Daß er da ist, das sagt Jeder,
Doch kein Mensch weiß, *wo* er sei!

*

Vom Meer getrennt, benetzet
Gebirg und Thal die Welle,
Zieht dahin mit dem Fluße,
Gehorcht im Bann der Quelle,
Stets murmelnd und stets klagend,
Bis sie zum Meere kehrt;
Zum Meer, das sie geboren,
Das Nahrung ihr gegeben,
Wo sie, nach langem Streben,
Dereinst zu ruh'n begehrt.

*

Wer liebt, glaubt stets, daß Schönheit
Es sei, die seiner Wunde,
Der süßen, lieg' zu Grunde —
Doch ist's die Schönheit nicht.
Ein Sehnen ist's, das plötzlich
Erwacht mit heißem Streben:
Man fühlt sein wonnig' Leben,
„Woher?" — Das fühlt man nicht.

Daß übrigens der Dichter des „Regulus" dort, wo Gegenstand und Situation es verlangen, auch über starke Empfindung und markige Sprache verfügt, das hat er an hundert Stellen seiner Werke, so unter Anderem auch in jenem Passus der religiösen Dichtung „Joas" (eine Art Oratorium, welches mit Musik von Reutter in der kaiserlichen Capelle zu Wien vorgetragen wurde) gezeigt, den ich gelegentlich einer anderen Arbeit bereits im V. Bande der „Dioskuren" citirte, und hier als charakteristisch zum vollen und richtigen Verständnisse des vielfach als „höfisch" verleumdeten Poeten

wiederreproducire. Der Hohepriester spricht da zu dem den Thron besteigenden jungen Könige:

........Ein Reich schenkt heute
Dir Gott, der einmal Rechenschaft darüber
Wird fordern. Zittere davor, und dieses
Gerichtes, das Dich schonungslos erwartet,
Gedenke fort und fort Du. Das Regieren,
Beginn' es mit Dir selber. Deine ersten
Vasallen mögen sein: die eig'nen Wünsche,
Auf daß die Unterthanen
Von Dem, der da befiehlt, Gehorsam lernen.
Sei, was Du sollst, nicht was Du magst, Dir Richtschnur,
Und mehr als Deinen, förd're
Den Vortheil Aller. Trachte, daß den Vater
In Dir man lieb', nicht den Tyrannen fürchte.
Ein gar unsich'rer Wächter
Ist für Regenten And'rer Furcht — indessen
Sich And'rer Lieb' wohl auch nicht läßt erzwingen.
Belohnungen und Strafen theile immer
Mit richtigem Verständniß aus. Nur langsam
Entschließe Dich; dann handle rasch, und traue
Dem Schmeichelworte niemals,
Das, schwach Dich wähnend, sucht Dir zu gefallen.
Bei Deinen Thaten allen
Hab' Klugheit, Muth zur Seite,
Und so, bei Lust und Schmerzen,
Gerechtigkeit im Sinn und Gott im Herzen.

Metastasio ward am Wiener Hofe fort und fort von Karl VI., Maria Theresia, Josef II., so auch von Katharina II. von Rußland, Ferdinand IV. von Spanien, wie nicht minder von den Päpsten Benedict XIV. und Pius VI. mit Huld und auszeichnender Anerkennung beehrt. Besonders erhebend ist in dieser Richtung das von der großen Maria Theresia an den Dichter, nach Vollendung seines Dramas „Atenaide,“ gerichtete Schreiben, das ihn völlig mit Jubel erfüllte, während er anderseits äußerliche Ehrenbezeugungen, wie Adelsverleihung, Orden, und selbst die von seiner unsterblichen Herrin für ihn geplante Dichterkrönung auf dem Capitol, bescheiden ablehnte. Als 1782 Pius VI. in Wien weilte, und da einer Procession beiwohnte, sah der damals bereits vierundachtzigjährige Dichtergreis, den der Papst besucht hatte, sich dieselbe allzulange von einem Fenster am Michaelerplatze an, zog sich dabei, wie einst Raphael im Vatican, eine tödtliche Verkühlung zu, und starb am 12. April des letztgenannten Jahres. Sein Grabmal — sitzende Figur — befindet sich in der (italienischen) Minoritenkirche in Wien.

Wenige Dichter hat die zeitgenössische Kritik — damals im großen Styl gehalten — so warm und constant gepriesen, als eben diesen, und erst dem Scharfsinne der internationalen Consorterie der Neuzeit blieb es vorbehalten, einem Metastasio poetischen Gehalt ohneweiters schlankweg abzusprechen, und dafür die modernen Herren Carducci und Genossen durch das Vergrößerungsglas der Reclame als Sterne erster Größe zu demonstriren! In Italien als „l'inimitabile“ proclamirt, in Frankreich von Männern wie Rousseau, Voltaire (nur nicht von d'Alambert) gerühmt, in England, wo namentlich seine „Dido“ und sein „Demetrius“ electrisirten,

von Hoole, Burney u. A., in Deutschland von Hiller, Boné, Branigk und A. G. Meißner übersetzt und verbreitet, in Spanien ganz besonders durch Farinelli popularisirt, hat Metastasio, wie schon erwähnt, erst in der modernen Literaturgeschichte manches willkürlich abfällige Urtheil zu erfahren gehabt. Doch überwiegt auch heute die Anerkennung. Der ebenso schroffe, als liberal gesinnte Emiliani-Giudici tritt eindringlichst für ihn ein; C. Cantù, welcher den Dichter streng objectiv behandelt, constatirt, daß „Lieblichkeit der Grundcharakter seiner Dichtungsart ist," und daß von seinen Vorzügen „auch Manches das Jahrhundert lernen könnte, das ihn begeifert, während das seinige ihn vergötterte;" Ottolini erklärt, daß der Dichter mitunter das „Erhabene" erreicht; Tommaseo nennt ihn den „Rossini der Poesie;" der urdeutsche Scherr sagt, daß in seinen anmuthigen Operntexten „der melodische Fluß des italienischen Idioms seinen höchsten Triumph feiert;" A. Wolff rühmt unter Anderem, daß die „Silbenmusik," wie er sie ausbildete, „in ihrer Art unvergleichlich ist," und der Literarhistoriker A. Ebert schreibt, daß die Entwicklung der musikalischen Dichtung „durch Metastasio ihren Höhepunkt erreicht hat."

Metastasio wird von seinen Zeitgenossen als ein höflicher, verläßlicher, stiller Mann geschildert, der, streng gegen die Anderen, aber auch gegen sich, trotz ihn umgebendem Glanze, zur Melancholie geneigt war, seine künstlerische Aufgabe ernst nahm, und alles Verwirrende, Lärmende, Maßlose und Regellose ebenso haßte, als ihn Methode, Form und Ordnung erfreuten. Er pflegte scherzhaft zu sagen, daß er die Hölle vor Allem darum fürchte, weil dort wahrscheinlich keine Ordnung herrscht. Metastasio war des Griechischen, Lateinischen, Französischen und Spanischen vollkommen mächtig; nur gerade des Deutschen konnte er absolut nie Herr werden. Als ihm einst Maria Theresia huldvoll lächelnd vorwarf, es sei denn doch eine rechte Schande, daß er in vierzig Jahren die deutsche Sprache noch nicht erlernt habe, antwortete der verwöhnte Schalk unverzagt: „Aber glauben Majestät wirklich, daß vierzig Jahre dazu genügen?"



Incognito.

Historische Episode

von

Hermine Proschko.

I.

Sie nannten es selbst das Gelehrtenstübchen, jenes anheimelnde Gemach mit den silberfarbenen Tapeten, den geschnörkelten Eichenthüren, den grünen Vorhängen, den vollgefüllten Bücherschränken und dem breiten, mit Schriften belegten Ebenholztische, um welchen sie sich (ein Kreis junger Männer, Söhne angesehener Familien Wiens) seit den Wintertagen des Jahres 1790 fast allwöchentlich zusammenfanden und ihre geistigen Anlagen weckten, prüften und übten.

Es hatte sich hier ein kleiner literarischer Cirkel gebildet, in welchem Aufsätze philosophischer, moralischer, politischer und auch rein belletristischer Art verfaßt, dieselben sodann gegenseitig vorgelesen und beurtheilt wurden; zuweilen hielten die jungen Leute auch Reden aus dem Stegreife über wissenschaftliche Gegenstände und übten sich auf diese Weise im fließenden Vortrage, sowie überhaupt der Zweck dieser Zusammenkünfte gegenseitige Ausbildung und Vervollkommnung für ihre künftige Lebensbahn war.

Das Haus, in welchem sich diese lernbegierige Gesellschaft zur Winterszeit versammelte, befand sich in der inneren Stadt Wien's, am neuen Markte; während der Sommertage aber kamen die jungen Freunde in einem reizenden Landhause in Wien's anmuthiger Umgebung, welches auch das obenerwähnte Gelehrtenstübchen enthielt, zusammen.

Der Gründer dieses kleinen Cirkels und zugleich der Besitzer des Gelehrtenstübchens war Franz Xaver von Greiner, der einzige Sohn des damals in der Kaiserstadt vielbekannten und hochgeachteten Hofrathes von Greiner.

An einem Septemberabende des Jahres 1792 geschah es, während im gesegneten Heimatlande die gereifte Traube schwer am Rebenstocke hing und Astern und Georginen um die Wette blühten, daß sich die strebsamen jungen Männer im traulichen Gelehrtenstübchen wieder zusammenfanden.

Ein sehr ernstes Thema war es diesmal, worüber ein Jeder einen Aufsatz verfaßt hatte; es behandelte — die Todesstrafe.

Da gab es nun Aeußerungen für und wider; im Allgemeinen stimmten aber die jungen Männer für die Aufrechthaltung der Todesstrafe, „denn," hieß es in einem der Aufsätze, „lebenslänglicher schwerer Kerker sei subjectiv zwar viel quälender, objectiv aber minder abschreckend als die Todesstrafe, weßhalb also die Menge nicht von Begehung ähnlicher Verbrechen abgehalten und der Gesellschaft nur ein unnützes, schädliches Glied erhalten würde." *

Nur zwei der Anwesenden, Franz von Greiner und ein junger Mann von sehr einnehmendem Aeußeren und liebenswürdigem Anstande, Namens Eugenio, welcher als sein bester, unzertrennlicher Freund von den anderen jungen Leuten des kleinen Cirkels den Beinamen Pylades erhalten hatte, während sie Greiner scherzweise seinen Orest nannten, stimmten den Uebrigen nicht bei.

Insbesondere eiferte der treue Pylades in seinem Aufsatze auf das Entschiedenste gegen die Todesstrafe, indem er das menschliche Leben als ein Eigenthum des Schöpfers, welcher es gegeben habe und in dessen Hände es auf seinen Wink auch wieder zurückgegeben werden müsse, darstellte, daher nach seiner Anschauung kein Mensch das Recht habe, dem Schöpfer vorzugreifen; wohl aber könne ein irdisches Gesetz Strafen über den Schuldigen verhängen und — ein ganzes Leben in dunklen Kerkermauern zu schmachten, sei ja für den schwersten Verbrecher Sühne genug.

Schweigend hatten sie Alle der Vorlesung dieses Aufsatzes zugehört; schweigend entfaltete jetzt Greiner noch ein Blatt, ebenfalls einen Aufsatz über dieses unerquickliche Thema.

„Jener Ungenannte," sprach der Sohn des Hauses mit eigenthümlichem Ausdrucke in den Zügen, „welcher sich, ohne in unseren Kreis zu treten, bereits wiederholt an unseren Federkriegen betheiligt hat, und dessen Ansichten, wie wir Alle sahen, mit denen meines Pylades bisher seltsamerweise stets übereinstimmten, hat gleichfalls eine Abhandlung über den von uns angeregten Gegenstand aus dem Bereiche der Rechtswissenschaft geliefert und hat mich beauftragt, denselben der Gesellschaft vorzulegen."

Mit diesen Worten breitete Greiner das Blatt auf dem Ebenholztische aus. Eugenio griff hastig darnach. „Mein unbekannter, geheimnißvoller Gesinnungsgenosse," sagte er lebhaft, „wird, da sich unsere Gedanken und Ansichten merkwürdigerweise ja überall zusammenfinden, ohne Zweifel auch diesmal mit seiner Ansicht der meinigen beistimmen."

Eugenio täuschte sich nicht; auch der Unbekannte stellte das menschliche Leben als ein Geschenk Gottes dar, an welchem sich kein Irdischer vergreifen dürfe und schilderte das Heiligthum des menschlichen Daseins mit so warmen Worten, daß Alle, insbesondere aber der tieffühlende Eugenio, von dem Style und der ganzen Behandlung des Aufsatzes, sowie von der edlen Denkungsart des Ungenannten hingerissen waren.

„Freund!" bat Eugenio, als er mit der Lesung des Aufsatzes zu Ende war, sich zu dem Sohne des Hauses wendend, „o nenne uns endlich jenen

* Historisch.

trefflichen Mann, dessen Herz so edle Gesinnungen in sich schließt, auf daß wir ihn in unseren Bund aufnehmen und fortan in innige geistige Berührung mit ihm treten."

Die Mienen Aller verriethen, daß der lebhafte Wunsch Eugenio's auch der ihrige sei. Aber um die Lippen Greiner's spielte ein eigenthümlicher Zug; ruhig faltete er das Blatt, den Aufsatz des Ungenannten, wieder zusammen und schwieg.

Als aber Eugenio nicht aufhörte, in seinen Freund zu dringen, trat stiller Ernst auf das Antlitz des Letzteren. „Ein heiliges Versprechen," sagte er mit fester Stimme, „bindet mich, unseren Freund nicht zu nennen."

„Unseren Freund sagst Du?" fiel einer der Anwesenden ein, „so ist er uns also nicht unbekannt und ist für uns nur in diesem wissenschaftlichen Cirkel ein Ungenannter?"

„Ihr habt ihn wohl öfters im Hause meiner Eltern gesehen," bemerkte Greiner jetzt mit einem feinen Lächeln.

„Ist es vielleicht gar Collin, unser genialer, vielverheißender Poët?" fragte ein Anderer.

Ein seltsamer Zug, ein Gemisch von Verwunderung und stiller Befriedigung flog über Greiner's Antlitz, aber er schüttelte das Haupt. „Er ist es nicht."

„Ist es Alxinger, ist es Haschka, Leon oder Maffei?" * tönte es durcheinander.

„Nein, meine Freunde," entgegnete Orest-Greiner, „ich sage euch nur so viel, der Verfasser dieser Abhandlung ist für die schönen Wissenschaften nicht minder begeistert als wir, er ist uns Allen herzlich gut und nimmt an unseren Zusammenkünften und wissenschaftlichen Verhandlungen den regsten Antheil."

„Nun aber wollen wir uns," setzte er, dem Gespräche absichtlich eine andere Wendung gebend, rasch hinzu, „über ein Thema für die nächste Bearbeitung eines interessanten Stoffes berathen."

Nachdem die früheren Aufgaben dem rein wissenschaftlichen Bereiche angehörten und die letzte sehr ernster Art war, so machte Eugenio den Vorschlag, um in die literarischen Uebungen der Gesellschaft Abwechslung zu bringen, zunächst ein einfaches Thema zu bearbeiten.

Der Antrag dieses jungen Mannes, welcher selbst ein Bild der edelsten Einfachheit war, gefiel.

„Der kleinen Knospe gleich," fuhr Eugenio mit Wärme fort, „welche, ihre Blätter ausbreitend, sich zur lieblichsten Rose entfaltet, möge aus einem an sich unbedeutenden Stoffe ein anziehendes poëtisches Gemälde entstehen."

Auch dieses anregende Gleichniß gefiel. Ein zweites ließ Greiner folgen: „Wie sich aus rohem Steine allmälig unter dem Meißel in des Künstlers Hand ein herrliches Marmorbild gestaltet, so möge sich auch die einfache Idee des Poëten zu einem anregenden und kunstreichen Geistesbilde entfalten."

* Dr. Johann Ritter v. Alxinger, Advocat und Secretär der Wiener Hoftheater; Lorenz Leopold Haschka, Custos der Universitätsbibliothek; Leon, Custos der Hofbibliothek und Maffei, zu jener Zeit angesehene Dichter und Freunde des Greiner'schen Hauses.

„Oder,“ fiel ein Dritter ein, „dem Körnlein gleich, welches, in die weiche Erde versenkt, allmälig emporkeimt und zum stattlichen Fruchtbaume des Gartens wird, so soll auch das Samenkorn der Poësie, welches dem weichen Herzen des gefühlvollen Dichters entkeimt, zum schönen Fruchtbaume im Garten der Musen erblühen.“

Ein fernes Grollen weckte die jungen Freunde aus ihren poëtischen Schwärmereien.

Ein Gewitter war im Anzuge. Obgleich der Herbstmond bereits begonnen, so hatte doch in den letzten Tagen eine zu dieser Zeit ganz ungewöhnliche Hitze geherrscht, welcher nun der gewaltige Donnergott zürnend Einhalt gebot. Einem Zuge herannahender Feindeshorden ähnlich, jagten schwarze Wetterwolken über die fernen Gebirge daher und der Sturm begann in dumpfen Molltönen sein melancholisches Lied zu orgeln.

„Seht, seht!“ rief Eugenio, nachdem sie das furchtbar schöne Naturschauspiel eine Weile schweigend betrachtet hatten, die Gleichnisse wieder aufnehmend, „gleich feurigen Bändern zucken die grellen Blitze durch das dunkle Gewölk.“

„Und gleichsam wie mit einem Trauerflore ist das Himmelszelt umhüllt,“ bemerkte ein Zweiter; auch ein Dritter wollte ein Gleichniß bringen, aber da öffnete sich die Thür des Gemaches und ein Mann mit reichen Silberlocken, mit einem geistvollen Antlitze, um dessen Züge ein mildes Lächeln spielte, trat in den Kreis der Jünglinge.

„Meister!“ tönte es wie aus einem Munde und freudige Bewegung malte sich in den Zügen Aller.

Der herzliche Willkommsgruß schallte von den Lippen des Meisters als freundliches Echo zurück. Jetzt aber deutete der eben Eingetretene durch das geöffnete Fenster gegen den Himmel hinaus, wo sich das Gewölk bereits zu lichten begann. Die schwersten Gewitter sind eben jene, welche plötzlich hereinbrechen, aber desto rascher ausgetobt haben. So auch diesmal. Nach einem kurzen, aber erbitterten Kampfe der Elemente begann sich die aufgeregte Natur wieder zu beruhigen und ein erquickender Regen strömte auf die trockenen Fluren nieder.

„Ist hierin nicht ein Bild des menschlichen Empfindens zu erkennen,“ rief der Meister, nun auch ein Gleichniß bringend, „der stärkste Schmerz, das bitterste Weh für den Erdenwaller ist, wenn seine Thräne vor Leid versiegt. Fließt sie aber, so lindert sie den Schmerz und bald zieht wieder stiller Friede in das Menschenherz. So auch beim Gewitter; träufeln einmal nach dem furchtbaren Wettersturme die sanften Perlen des Himmels im befruchtenden Regen auf die Fluren der Erde nieder, so ist die Gefahr verschwunden und bald streut der siebenfarbige Bogen sein Friedenslicht über Hügel und Thäler.“

Der Meister hielt inne und blickte jetzt fragend im Kreise umher. „Nun?“ rief er lächelnd, „folgt kein weiteres Gleichniß mehr?“

„Ah — Meister, Sie haben uns belauscht?“ rief Greiner, die Hand des Greises, welcher sowie diesmal, nicht selten, wenn er das Greiner'sche Haus besuchte, die strebsamen Jünglinge während ihrer literarischen Betrachtungen belauschte, dann mit seinem plötzlichen Eintritte überraschte,

ehrfurchtsvoll an die Lippen führend. „Sie haben es ohne Zweifel vernommen, wie wir Gleichniß auf Gleichniß folgen ließen?“

„So seid Ihr heute zusammengekommen, Gleichnisse zu bringen?“ fragte der würdige Greis, sich für kurze Zeit in ihrer Mitte behaglich niederlassend.

„Nein, Meister,“ entgegnete Greiner, „wir suchen vielmehr nach einem passenden Stoffe für unsere nächste literarische Arbeit.“

„O — rathen Sie uns,“ bat Eugenio und die Uebrigen stimmten in diese Bitte lebhaft ein, „rathen Sie uns, welches Thema wir wählen sollen.“

„Nun,“ entgegnete der Greis ruhig, „so bleibt bei den Gleichnissen, welche heute so sehr Eure Sinne beschäftigen; treffende Vergleiche zu geben, ist eine ebenso anregende als dankbare Aufgabe.“

„Wohlan, Meister,“ fiel Greiner mit lebhafter Zustimmung ein, „dies soll unsere nächste Aufgabe werden; aber,“ setzte er jetzt fast zagend hinzu, „wollen Sie uns, ehe wir scheiden, noch eine innige Bitte gewähren?“

Der Greis blickte den jungen Mann fragend an.

„Diese Bitte ist,“ fuhr Greiner fort, „daß Sie selbst das Urtheil über die Probehältigkeit und den Werth unserer Gleichnisse fällen mögen; Ihr Lob wird der schönste Preis für die beste Arbeit sein.“

Die freundliche Zustimmung des Meisters versetzte die jungen Literaten in die freudigste Bewegung und es wurde nun im Kreise die Frage aufgestellt, auf welchen Gegenstand sich die Gleichnisse beziehen sollen.

„Auf das Gewitter etwa?“ fragte Greiner, als noch ein ferner Donner zu seinem Ohre drang.

„Warum über das Gewitter?“ entgegnete der Meister im sanften Tone, indem er sich erhob und gegen das Himmelszelt deutete: „Seht Ihr denn nicht, einem goldumsäumten Riesenbande von zahllosen schimmernden Edelsteinen gleich, bereits den Bogen des Friedens am reinen Firmamente prangen? Der Regenbogen, ein Gleichniß über diesen, sei eure Aufgabe.“

Und während sie Alle, dem Ausspruche des Meisters freudig beistimmend, in den Anblick des siebenfarbigen Bogens versunken waren, rauschte es leise in der faltigen Gardine, welche die Thür, die in den Nebensaal führte, halb verhängte; zwei tiefblaue Augen blickten verstohlen in den Kreis der Jünglinge und auf den würdevollen Mann in deren Mitte. Diese Augen leuchteten in einem lieblichen Mädchenantlitze, welches von dunkelblonden Löckchen umringelt war und dessen Züge seltene Vorzüge des Geistes und des Herzens verriethen. Jetzt glitten die Blicke dieser leuchtenden, ausdrucksvollen Augensterne auf den strahlenden Bogen am Firmamente; stille Begeisterung sprach dabei aus dem jugendlichen Angesichte und ließ es gleichsam wie in Verklärung erscheinen. Doch sieh', schon verschwand das Köpfchen ungesehen wieder zwischen den Falten der Gardine.

Ungesehen? — Nicht ganz; die Falkenaugen des schönen Pylades-Eugenio hatten die reizende Lauscherin, seines Orest's einzige Schwester Karoline, gewahrt, und er beklagte es im Stillen, kein Maler zu sein, denn das liebliche Mädchenantlitz in dessen Begeisterung auf der Leinwand wiederzugeben, wäre gar zu reizend gewesen.

II.

„Von zwanzig Jünglingen, die sich
Wie Satelliten um Dich drehen,
Liebt auch vielleicht nicht Einer Dich,
Den blendet der Dukaten Schimmer,
Die Deiner warten, Den reizt Deines Vaters Rang,
Den lockt Dein Witz, Den Deiner Saiten Klang,
Und Jener liebt in Dir nur bloß das Frauenzimmer.“

Ein Mädchen, gar lieblich von Gestalt, las von einem Blatte Papier diese poëtische Epistel herab. Der leise Unwille über all' das Unliebenswürdige, welches der jungen Dame da gesagt wurde (denn dies Gedichtchen war an sie gerichtet), raubte jedoch ihrem geistvollen Antlitze nichts von seinem Reize.

Durch die Spalte einer schmalen Tapetenthür blickte zugleich ein freundliches Männerangesicht fast schelmisch hervor. Der Unwille des jungen Mädchens schien dem gereiften Manne fast stilles Vergnügen zu bereiten, doch nicht Schadenfreude, sondern gutmüthige Theilnahme sprach aus seinen Zügen.

Das Mädchen wandte sich jetzt lebhaft zur Seite. „Kommen Sie nur hervor und stehen Sie mir Rede, diese Epistel da gilt also wirklich mir?“

Der Gefragte blickte das schöne Kind fast mitleidig an. „Ja, sie gilt leider unserer gefeierten Karoline, der einzigen Tochter unseres hochverehrten Hofrathes von Greiner, der Erbin mancher Rolle blanker Kremnitzer, der jugendlichen Pianistin und Poëtin . . . .“

Karoline wurde hier plötzlich ernst. „Welche aber,“ fiel sie mit einem bitteren Lächeln ein, „Ihrer Meinung nach keinen Anspruch auf ein Glück . . . .“

„In der Liebe hat?“ unterbrach sie Jener rasch, indem er dem Mädchen näher trat. „Nein, Karolinchen, das will Ihr treuer Freund Alxinger nicht sagen, aber das will und das muß er Ihnen sagen, daß alle die jungen Herrchen, welche das Haus Ihres Vaters besuchen und welche sich an Ihrem Geiste, an Ihren Talenten, sowie an Ihrer lieblichen Gestalt erfreuen, eben nur diese Eigenschaften an Ihnen, weniger aber Ihre Herzensgüte und die Tiefe Ihres Gefühles zu schätzen wissen.“

„Bedenken Sie, daß Sie jedenfalls bei dieser strengen Aeußerung eine Ausnahme zu machen haben. Sie wissen ja, daß ich bereits verlobt bin.“ Hohe Röthe schoß bei diesen Worten auf dem feinen Antlitze des Mädchens empor.

„Eben deßhalb habe ich diese Epistel an Sie gerichtet, mein Kind,“ fuhr der Dichter unbeirrt fort.

„Freund — — ich verstehe Sie nicht.“

„Das glaube ich nicht, daß Sie mich nicht verstehen; ich halte gar große Stücke von Ihrem Scharfsinne.“

„Sie meinen also, mein Loos als Braut wäre nicht neidenswerth?“ Das klang aus des Mädchens Munde halb zweifelhaft, halb vorwurfsvoll; dann setzte Karoline nach einer kleinen Pause lebhafter hinzu: „Stimmen meine Ideen mit denen meines Bräutigams denn nicht überein? Lieben wir nicht Beide gleich Musik und Poësie?“

Der treue Freund aber legte jetzt die Hand des Mädchens, welches er seit dessen Kindheit kannte und dessen Eltern er aufrichtig schätzte, in die seine: „Ich weiß, daß Sie weit richtiger und vorurtheilsfreier denken als alle die Mädchen Ihres Alters. Wenn Sie auch mit Ihren wenig mehr als zwanzig Frühlingen gegenwärtig Jenen gleich zu fühlen glauben, so werden Sie doch in nicht ferner Zeit die Ueberzeugung dieses Irrthumes erlangen."

Das Mädchen wollte ihn unterbrechen, Freund Alxinger aber fuhr fort: „Jener Mann, welchen Sie zu lieben wähnen und welcher scheinbar für Sie erglüht, welchen einige Ihrer Freunde wegen seines schönen Saitenspieles Arion, andere seiner Wohlgestalt und seines Kunstsinnes halber Apollo nennen, dessen erwähnte Vorzüge aber mit den Eigenschaften seines Herzens nicht im Einklange stehen, ist Ihrer nicht vollkommen würdig."

Abermals wollte Karoline den strengen Richter unterbrechen, aber unbeirrt fuhr der wohlmeinende Freund wieder in seiner Rede fort: „Ich kenne Sie besser, als Sie sich wohl selber kennen und darum wiederhole ich es Ihnen, junge, schätzenswerthe Freundin, nochmals recht herzlich:

„Von zwanzig Jünglingen, die sich
Wie Satelliten um Dich drehen
Liebt auch vielleicht . . . ."

Aber ehe der Poët mit der Wiederholung des von ihm verfaßten, auf Karoline bezüglichen Gedichtes zu Ende kam, war ihm die Reizende entschwebt. Nicht ungehalten, noch weniger zürnend war sie fortgegangen, aber sie kannte die Verse bereits und sie klangen für sie keineswegs ermunternd.

Es war eigentlich doch recht ungalant, dem vielumworbenen Mädchen so rundweg zu sagen: „Du wirst umschwärmt und gefeiert, aber nicht weil Du Rose, sondern weil Du — eine Blume bist."

* * *

Kobold Zufall spielte Karolinen ein französisches Buch des de la Place in die Hände, dessen Inhalt sich, wie sie später einsehen mußte, stellenweise auf ihre Herzensgeschichte anwenden ließ.

Ahnungslos schlug sie den Deckel zurück und blätterte in dem kleinen Buche. Es überkam sie die Lust, eine der Poësien, welche in demselben enthalten waren, in deutscher, also in ihrer Muttersprache, wiederzugeben; Karoline hatte zuweilen schon solche Versuche gemacht und sie waren ihr wohl gelungen.

Ohne eine Wahl zu treffen, schickte sie sich sogleich an, das erstbeste Gedicht zu übersetzen. Sie schrieb den Titel auf ein Blatt Papier, er hieß: „Die Verlassene."

Ein Zug des Unmuthes überflog ihr Antlitz, doch sie unterbrach ihre Arbeit nicht.

Das Gedicht lautete:

„Flieht meinen Geist, ihr traurigen Gedanken!
Ich weiß es, daß ich meinen Freund verlor!
Mich liebte Daphnis; Daphnis konnte wanken!
„Vergiß ihn!" predigt die Vernunft mir vor:
„Du liebtest ihn, er kränkte Dich so sehr" —
Doch wer gefällt mir jemals so wie Er?

Die Hirten all' umflattern mich, und glauben
  Den Kummer zu zerstreuen, der mich drückt;
Ich kann den Lycidas Semiren rauben,
  Der schöne Lykas ist von mir entzückt,
Zur Rache reizt mich Alles rings umher —
Doch wer gefällt mir jemals so wie Er?

Der weise Damon, unsers Dorfs Orakel,
  Erbat das Vorwort meiner Eltern sich;
Der stolze Hylas brennt durch Amor's Fackel,
  So reich, so flatterhaft er ist, für mich.
So reich, so klug ist Daphnis nimmermehr —
Doch wer gefällt mir jemals so wie Er?

Mein armes Herz, bestürmt von allen Seiten,
  Von Kämpfen, Zweifeln, Furcht und Hoffnung matt,
Nahm and're Waffen, um ihn zu bestreiten,
  Die es im Stillen längst beseufzet hat.
Umsonst rühmt man des Wechsels Reiz so sehr —
Ach, mir gefällt kein and'rer Jüngling mehr."

Als das Gedicht vollends in's Deutsche übersetzt war und Karoline dasselbe nochmals aufmerksam durchlas, malte sich sichtlicher Unmuth in ihren Zügen; allerdings waren solche Verse für ein Bräutchen nicht recht anwendbar, da doch die Untreue eines Liebenden das Motiv zu diesem Gedichte bildete.

Es begann zu dämmern; Karoline stieg wieder in den schattigen Park des Landhauses, welches auf der damals so lieblichen Gartenebene zu Hernals seine weißen Mauern erhob und eine Zierde der ganzen Umgegend bildete. Hier erwartete sie den Verlobten an jedem Abende; sie hatte bisher nicht vergebens gewartet; sie konnte sein pünktliches Eintreffen leicht nach ihrer Blumenuhr berechnen.

Eine Blumenuhr, wunderbar poëtische Idee! Karoline errichtete sich als Braut im Garten ihres ländlichen Tusculums eine solche lebende Stundenzeigerin, indem sie die verschiedenartigen Blumen so sinnig und regelrecht aneinanderreihte, daß, wenn eine ihren Kelch schloß, die nebenstehende, anderer Gattung, denselben für die nächste Stunde öffnete. Die prächtige Sonnenblume, welche ihre goldschimmernde Krone gegen das Taggestirn neigte, prangte in der Mitte dieses Blumengürtels, welchen Karoline mit eigener Hand täglich sorgsam pflegte.

Allabendlich, wenn die schöne Tulpe ihren bunten Kelch schloß und nur die Nachtschatten noch ihre zarten Blätter entfalteten, war der Verlobte Arion-Apoll im Haine erschienen; heute aber schlossen sich bereits die Nachtschatten leise und der Erwartete kam nicht.

Die Kelche der Blumen öffneten und schlossen sich Tag für Tag und der Ersehnte kam nicht. Als aber der Mann der Laune wiederkehrte, begann sich Karolinen's feinfühlendes Herz bereits von dem Wankelmüthigen, ihre Sehnsucht Täuschenden, ihre Liebe Nichtverstehenden abzuwenden, denn ihre Seele erkannte allmälig, daß sie und Arion-Apoll nicht für einander geschaffen seien. Diese Wahrnehmung betrübte ihr warmfühlendes Herz anfangs tief

und schmerzlich; die ersten bitteren Thränen füllten ihre seelenvollen Augen und — die Blumenuhr verwelkte.

* * *

Des Dichters Freundschaftswort war also für das Mädchen zum Wahrworte geworden. Jener Mann, der Sohn einer seit Jahren mit dem Hause Greiner befreundeten, angesehenen Familie Wien's, welchem Karoline seit ihrer Kindheit aufrichtig zugethan war, hatte sich dieser Neigung in der That nicht würdig bewiesen. Die Unbeständigkeit seiner Gefühle ließ für die Zukunft des Mädchens kein dauerndes Glück hoffen und so löste die vernünftige und ruhige Ueberlegung Karolinen's und ihrer vortrefflichen Eltern das Band wieder, welches von Seite des jungen Mannes nur durch einen vorübergehenden Eindruck, ein flüchtiges Gefallen, geschlossen worden war.

Karoline besaß ein tiefpoëtisches Gemüth, eine lebhafte Phantasie, einen regen Geist. Solche Charaktere bewegen sich, ehe sie noch zum Kampfe des Lebens gestählt sind, nicht selten in Extremen. Die in ihren Gefühlen durch einen Alltagsmenschen Getäuschte wandte ihr reines Herz nun dem Ueberirdischen zu und das tiefempfindende Mädchen liebte nun — einen Engel.

Ithuriel, wie ihn Milton in seinem „verlorenen Paradiese" schildert, war jetzt der Erwählte ihres jungen, warmfühlenden Herzens. Einen der schönsten Fixsterne, die fast im Zenith stehende Lyra, dachte sie sich als seine Wohnung und die überaus schöne Jünglingsgestalt eines Seraph's auf dem Altarblatte der Kirche zu Hernals versinnlichte das Bild ihrer Phantasie.*

Eine mehr platonische Liebe mag wohl noch nie ein Frauenherz erfüllt haben. Von den Blumen hob die Jungfrau das Haupt zu den Sternen empor und versenkte ihre Blicke voll tiefer Sehnsucht im Busen in das strahlende Sternbild der Lyra.

Ein treuer Freund belauschte sie eines Abends in diesem sehnsüchtigen Schauen nach Oben. Ihr wohlmeinender ehemaliger Lehrer Haschka, wie früher bemerkt, ein angesehener Poët seiner Zeit, war es, welcher vielleicht als der Einzige das stille Sehnen des Mädchens errathen hatte und die einstige Schülerin scherzhaft die „Himmelsträumerin" nannte.

Da bemerkte er nun in seiner gutmüthigen, launigen Art, indem er zum nächtlichen Himmel aufschaute und seinen Blick auf einem der funkelnden Gestirne haften ließ: „Fast scheint es mir, als hätte der schimmernde Stern dort die feurigen Augen eines liebenden Jünglings, als neige er sich zu Karolinen huldigend nieder."

Die reizende „Himmelsträumerin" fühlte ihr Herz lauter schlagen. „Freund," fragte sie hastig und mit bewegter Stimme, „welchen Stern meinen Sie wohl? — Ist es etwa die Lyra?" entschlüpfte es ihren rosigen Lippen.

Jener aber schüttelte das Haupt; ein vielsagendes Lächeln umspielte sein Antlitz; er hob die Hand empor und deutete nach einem leuchtenden Gestirne, welches im Osten der Milchstraße, umgeben von den strahlenden

* Historisch.

Sternbildern des Delphin, des Schwanes und der Andromeda prächtig funkelte. „Dort ist der Stern, welcher unserer Karoline vielverheißend zulächelt — sein Name ist Pegasus.“

* * *

Wieder eine Sternennacht! Adler, Löwe, Krone und Jungfrau funkelten um die Wette; das Haar der Berenice schien tausend goldene Funken zu sprühen, Perseus, Cepheus und Widder leuchteten in vollster Pracht — aber die Lyra überstrahlte sie alle.

Wieder stand Karoline beim Erkerfenster, wieder schaute sie, trotz der Worte des Lehrers, zum Sternbild der Leyer empor, denn ihr Herz hing ja an diesem Sterne, aber heute übersah sie auch nicht das schimmernde Sternbild des Pegasus; und während Pegasus leuchtend aus dem zarten Schleier einer lichten Wolke trat, nahm Karoline den Stift zur Hand und warf beim Sternenschimmer und Mondesstrahl Gedanken auf ein Blatt Papier.

Je länger sie schrieb, desto heller glänzten ihre Augen, desto heißer glühte ihr blühendes Antlitz.

Im hellerleuchteten Nebensaale waren die Freunde des Hauses versammelt; heiteres Lachen, fröhliches Geplauder tönte herüber. Aber schon vermißte man die anmuthige Tochter des Hauses. Orest's Blicke suchten die Schwester zuerst, das dunkle Falkenauge des schönen Pylades aber entdeckte die junge Schwärmerin. Er sah, wie sie im Erkerfenster des Nebengemaches lehnend, emsig schrieb und blieb, eine Weile ihr liebliches, vom Mondlichte umstrahltes Bild still betrachtend, in ehrerbietiger Entfernung stehen.

Sie war nur mittelgroß, aber von schönem, schlankem Wuchse; die ebenmäßigen Formen wurden durch den enganschließenden Anzug vortheilhaft gehoben; die ganze Gestalt war von unbeschreiblicher Anmuth umflossen und bot das Bild eines echten „deutschen Jungfräuleins,“ wie es der Maler so gerne auf der Leinwand wiedergibt, eines Mädchens, auf dessen Stirne Keuschheit thront, aus dessen Zügen reinste Unschuld lacht.

Orest störte den lauschenden Pylades in seiner Betrachtung, Eugenio aber winkte ihm leise zu: „Still — Freund, still; Karoline schafft. Ein Vergehen wäre es, die unsichtbaren Genien, die freundlichen Musen, welche sich zu ihr neigen, zu verscheuchen.“

Aber Bruder Orest war heute zum Scherzen gestimmt. Er nahm eine der am Kamine flimmernden Kerzen zur Hand und schlich über den teppichbelegten Boden sachte zur reizenden „Himmelsträumerin“ heran. Eugenio folgte ihm leise, um ihn zu ermahnen, das Mädchen nicht zu erschrecken; aber wie gesagt, der Zufall ist ein allzu loser Kobold; diesmal ließ er die auf dem Leuchter liegende silberne Lichtscheere entfallen und Karoline war aus ihren poëtischen Träumen erwacht.

Während Greiner herzlich lachte und selbst Eugenio nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte, zog auf Karolinen's sonst so wolkenloser Stirne ein dunkler Schatten auf. Man sah es ihr an, wie unwillkommen ihr diese Störung sei. Unmuthig faltete sie das Blatt, welches sie fast zur Hälfte beschrieben hatte, zusammen und verließ rasch das Gemach.

Fast betroffen blickten jetzt die Freunde dem sonst so sanften Mädchen nach. Eugenio zweifelte keinen Augenblick, daß die Zeilen, welche Karoline auf das schmale Blatt niedergeschrieben, ein Geheimniß bergen. Sollte sich Karoline dem Treulosen wieder zugewandt haben, oder besang sie den überirdischen Geliebten, den Bewohner der Lyra?

Schweigend kehrten die Freunde in den Gesellschaftskreis, in welchem sie mit Recht „die Unzertrennlichen“ genannt wurden, zurück. Karoline aber suchte wieder ein einsames Plätzchen auf und schlich sich in ein anderes Seitengemach, von dessen Altan man den sternbesäeten Himmel in seiner riesigen Ausdehnung betrachten konnte.

Sie gewahrte es nicht gleich, daß sie auch hier nicht unbeachtet sei; ein ältlicher Herr, einer der bewährtesten Freunde des Greiner'schen Hauses war es, welcher sich auf einem in diesem matterhellten Gemache befindlichen Divan niedergelassen hatte und von hier aus durch die geöffnete Thür dem lebhaften Treiben der jungen Welt im Nebensaale, welche eben ein Tänzchen arrangirte, zusah. Desto mehr wunderte es ihn, die lebensfrohe Tochter des Hauses heute mit so düsteren Mienen die Einsamkeit suchend zu sehen.

Karoline trat zum Altane und blickte himmelwärts. Der alte Freund aber schritt lächelnd auf sie zu. „Mädchen, Mädchen,“ sprach er scherzend, „suche nicht in den Sternen Dein Glück, denn ich wette, es blüht Dir hienieden.“

Karoline blickte fast verwirrt empor; leichtes Roth überflog ihre Wangen.

Der alte Herr fuhr im gleich scherzenden Tone fort: „Es ist mir nicht entgangen, daß sich unsere Karoline besonders in den letzten Tagen aus dem Kreise ihrer Freunde oft und gerne stiehlt.“

Das Mädchen wollte eine Einwendung machen, Jener aber fuhr lebhafter fort: „Gegen ein solches Verfahren muß ich nun als ein alter Freund des Hauses Einsprache thun, im allgemeinen, wie im eigenen Interesse, denn ich möchte den schönen Tag gar zu gerne noch erleben: Karoline von Greiner, mit Schleier und Myrthe geschmückt, an der Seite eines wackeren Mannes zum Altare treten zu sehen.“

Karoline zwang sich hier, eingedenk ihrer letzten trüben Erfahrungen in der Liebe, zu einem Lächeln.

„Auf dieses Vergnügen,“ bemerkte sie leise, „werden Sie, mein vielverehrter Freund, wohl verzichten müssen.“

„Ich glaube nicht, mein Kind. Ein Ahnen sagt es mir, daß ich diese Freude recht bald erleben werde und ich verspreche Ihnen zugleich, Karolinchen, bei Ihrer Hochzeit ihr Beistand zu sein, ein Versprechen, welches ich weder zu leicht, noch zu oft zu machen pflege. Aber lassen Sie mich dasselbe nur recht bald in Erfüllung bringen, denn Sie sehen, mein Haar bleicht schon.“

Karolinen's Wangen nahmen eine dunklere Färbung an. „Ihre Güte ist wahrhaft groß; Hofrath von Sonnenfels zum Beistande zu haben, ist eine hohe Auszeichnung, sowie es mir Vergnügen bereiten würde, meiner Freundin Josefine von Ravenet die Rolle einer Kranzjungfrau, um welche sie mich heute seltsamerweise gebeten hat, falls ich mich verehelichen sollte, zuzutheilen. Aber wie gesagt,“ setzte sie mit einem gutmüthigen Lächeln

hinzu, „der wichtigste Theil zu einem solchen Feste fehlt — nämlich das Brautpaar selbst.“

„Das Bräutchen ist schon gefunden,“ meinte Sonnenfels in heiterer Laune, „und um den Bräutigam ist mir nicht bange. Ich bin gewiß, Jeder, welcher uns von den jungen Männern, die im Nebensaale versammelt sind, entgegentritt, würde sich glücklich schätzen, mit der Tochter des Hauses zum Altare zu treten.“

Sonnenfels deutete bei diesen Worten durch die offene Thür in den Empfangssalon; zufällig kam eben Eugenio vorüber, zufällig fiel dessen Blick auf Orest's Schwesterlein, zufällig — der Zufall ist doch ein recht loser Knabe — ruhte auch Karolinen's Blick theilnehmend auf ihm, denn sie meinte stille Trauer in seinen Zügen zu lesen und glaubte nicht mit Unrecht den sich an ihr Haus so innig anschließenden jungen Mann durch ihren früher so schlecht bezähmten Unwillen gekränkt zu haben.

Sonnenfels blickte die jungen Leutchen mit einem feinen Lächeln an, Karoline aber fühlte, daß ihre Wangen glühten und kehrte, um sie zu kühlen, zum Altane zurück; unwillkürlich hob sie den Blick zum Aether empor — doch sieh' — eine dunkle Wolke verschleierte das Sternbild der Lyra.

III.

Ein wunderbarer Herbstabend lag auf dem Lande; er war wenig geeignet zu literarischen Betrachtungen im „Gelehrtenstübchen;“ golden leuchtete noch mit seinem letzten Strahle der scheidende Sonnenball, smaragden schimmerten die Fluren und diamantengleich perlte der Thau von Blatt und Blumenkelch.

Dennoch hatten sich die jungen Literaten in ihrem kleinen „Tempel des Apoll“ zusammengefunden und auch der Meister weilte, seinem Versprechen gemäß, heute in ihrer Mitte.

Sinnend ließ dieser die Blicke seiner ausdrucksvollen Augen durch das offene Fenster, zu dessen Sims sich die blaue Traube drängte und der Apfelbaum seine beladenen Zweige neigte, über die herbstliche Gegend schweifen, welche in der That ein anziehendes Rundgemälde bot: im Hintergrunde die saftig grünen Weingebirge, umsäumt von fleißig bebauten Äckern und Feldern; nach vorne zu die grünen, mit violetten Herbstzeitlosen und anderen Blümlein aller Art besäeten und von reichbeladenen Obstbäumen beschatteten Wiesen und ober Allem ein wolkenloser Himmel, welchen nicht mehr schwere Wetterwolken, wie zur Zeit des Hochsommers zu umdüstern drohten, denn die Natur hatte sich für lange Zeit mit dem Donnergotte ausgesöhnt. Wahrlich ein Bild des Friedens und der Zufriedenheit! Die Gedanken des Greises wurden zum Worte und das Wort wurde zum Gesange; die Muse neigte sich zu ihm und er sprach:

„Trächtiger Herbst! Du kehrest! Mit goldenen Früchten
Hangen die Zweige der Bäume beschwert. Die zeitige Traube
Krönet den Schweiß des bräunlichen Winzers. Ich hebe mein Aug' auf,
Siehe, sie reifet, die ganze Natur! — Und reifet mein Herz auch,
Reifet mein Geist dir, Tugend! Und dir, o Weisheit! Und kann ich
Brechen Früchte des Fleißes, und brechen Früchte der Ehre?“ *

* Historisch.

Sie waren in der That gekommen, zu brechen Früchte des Fleißes und Früchte der Ehre; die strebsamen Jünglinge hatten ihre Gleichnisse über den siebenfarbigen Bogen des Friedens vollendet und harrten nun des Urtheilspruches des Meisters.

Im Nebensaale empfing das geistvolle Ehepaar Greiner, wie fast an jedem Abende, seine Freunde; Hofrath von Sonnenfels, der berühmte Botaniker Jacquin, die Dichter Collin, Mastallier, Blumauer und Ratschky* waren erschienen; auch Alxinger und Haschka fehlten nicht im Kreise.

Karoline, die anmuthige Tochter des Hauses, sollte ihre jungen Freundinen empfangen; sonst wußte sie nicht, welcher sie zuerst den innigen Willkommsgruß darbringen solle, denn gleich theuer waren ihr Sophie Mertens (später Gräfin Chorinski), Therese von Hakher (später Frau von Dürfeld), Josephine von Ravenet und das blinde Fräulein von Paradis (eine geschickte Componistin jener Zeit).** Diesmal aber schien sie kaum Zeit zu finden für ihre Jugendgespielinen; nur kurz war Karolinen's Gruß an sie, nur wenige flüchtige Worte von ihren Lippen hießen die Mädchen willkommen; unruhig schweiften Karolinen's Blicke umher, eine unverkennbare Bewegung sprach aus ihren Zügen, aus ihrem ganzen Wesen. Dachte sie etwa ihrer verwelkten Blumenuhr, dachte sie der umschleierten Lyra am Horizonte? Wer konnte das wissen. Ein Mädchenherz zu ergründen, ist oft schwerer als ein Meer auszuschöpfen. Doch sieh' — wandten sich nicht ihre Blicke erwartungsvoll zum „Gelehrtenstübchen" hin?

Hier begann es bald lebhaft zu werden. Eugenio war von den Freunden ausersehen worden, die eingereichten Arbeiten vorzulesen, und zwar in ihrem eigenen Interesse, denn seine weiche, klangvolle Stimme und die Art seines Vortrages brachte jedes einzelne Wort zur Geltung.

Während er las, drängten sich die im Nebensaale weilenden Gäste immer näher zur Thür heran und folgten mit wachsendem Interesse den Worten des jungen Mannes. Ihr Interesse erhöhte sich noch, als sie erfuhren, um was es sich handle und die Mitglieder des kleinen literarischen Cirkels, welche sich bisher nur selten und ungern in ihren Zusammenkünften stören ließen und anfänglich auch den Zweck ihrer diesmaligen Versammlung, so weit es thunlich war, geheim halten wollten, ließen sich die aufrichtig gemeinten Lobsprüche über ihre Arbeiten gerne gefallen; überhaupt nahm die diesmalige Zusammenkunft durch die Anwesenheit des Meisters und umsomehr, als auf diesen Tag ein kleines Familienfest, eine Geburtstagsfeier fiel, einen festlicheren Charakter an.

Auch die jungen Mädchen neigten ihre Köpfchen verstohlen zur Thür des traulichen Gemaches; es wäre aber bei ihnen schwer zu enträthseln gewesen, wem eigentlich ihre Aufmerksamkeit gelte, ob der interessanten Vorlesung oder den jungen, schmucken Männern selbst.

Nur Karoline stand abseits und grüßte heute freudig das Dämmerlicht, welches sie in geheimnißvolle Schatten hüllte. Das sonst so lebhafte, unerschrockene Mädchen glich heute einem scheuen Reh, welches sich

* Karl Mastallier, Professor an der Wiener Universität; Alois Blumauer, Hofcensor und Buchhändler; Freiherr Josef v. Ratschky, Staats- und Conferenzrath, gefeierte Dichter damaliger Zeit.

** Historische Personen.

im Waldesdickicht verbirgt, um sich dem Blicke des Waidmannes zu entziehen.

Jetzt nahm der Meister, nachdem Eugenio eben einen Aufsatz zu Ende gelesen, das letzte Blatt, welches noch nicht durchgesehen war, zur Hand; es enthielt die Geistesarbeit Eugenio's selbst.

Ein freundlicher Zug glitt, als das Auge des Meisters eine Weile auf dieser Arbeit geruht hatte, über das Antlitz desselben.

„Vernehmt," sprach er sanft und mit einem Lächeln des wärmsten Beifalles, „Eugenio vergleicht den siebenfarbigen, schimmernden, dem Menschenkinde unerreichbaren, schnell verschwimmenden Bogen mit dem Glücke des Erdenwallers, welches durch seinen Glanz dessen Sinne wohl berückt, das aber nie vollkommen erreicht wird und, wenn auch ein Irdischer es zu fassen vermeint, oft wie Schaum zerfließt."

In der That ein treffender Vergleich, eine wohldurchdachte Arbeit und, nach dem raschen Beschlusse des Meisters, des Preises würdig.

Eugenio's Auge strahlte, zufällig fiel sein Blick auf die abseits stehende Tochter des Hauses; aber sieh' — welche Bewegung in ihren Zügen!? Was ergriff das gute Kind so heftig? Freude und Bestürzung zugleich malten sich auf ihrem lieblichen Antlitze.

Da hielt Franz von Greiner dem Meister noch eine Arbeit entgegen, welche er übersehen zu haben vorgab; kaum aber waren Eugenio's Blicke auf die Schriftzüge dieses Aufsatzes gefallen, so erkannte er hierin auch schon die Hand seines ungenannten Gesinnungsgenossen; eine unverkennbare Bewegung drückte sich daher in seinen Mienen aus, als ihm der Meister das Blatt reichte, damit er den Inhalt desselben den Versammelten bekannt gebe, und Eugenio begann mit klangvoller Stimme:

„Der Regenbogen."

„Das schwere Gewitter ist vorübergezogen. Dort in Westen zerreißt das Gewölk; die sinkende Sonne blitzt hindurch, und die schwarzen Wolken scheinen zu brennen. Jetzt trifft ihr schiefer Strahl den Garten, und wie mit Gold übergossen steht er da — durch den dunklen Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben in zauberischer Beleuchtung. Welch' ein entzückender Anblick! Wie mächtig spricht in solchen Momenten die Natur an das empfängliche Herz und zieht uns unwiderstehlich in ihre Umarmung! Komm' hinaus in's Freie, meine Geliebte! Wer wird sich hier zwischen Mauern beschränken lassen! Komm', wir wollen uns auf den freien Feldern umsehen. Sieh', sieh'! Dort im dunklen Orte gegen den Strom zu steht der Bogen des Friedens, die farbige Brücke da und ihr lebhafter Glanz spiegelt sich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauschwarzen Gewölke ab. Auch Dich erfreut das schöne Schauspiel, auch Du siehst den strahlenden Schein und mit Dir noch hundert Menschen, die gerade jetzt ihre Augen gegen Osten wenden und dennoch — es ist sonderbar — dennoch sieht Keiner von Allen denselben Regenbogen; Jedem erscheint er anders, für Jeden beginnt und endet er an einem anderen Punkte, sowie der Schauende eben zwischen der Sonne und dem Gewölke steht; ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemals erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der sein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und suche ihn dort jenseits des Feldes

neben dem Baume, dessen Stamm Dir sein bunter Farbenschimmer verdeckt — Du findest nichts. Die Strahlenerscheinung flieht, wie Du nahest und immer vor Dir, immer in weiter Ferne siehst Du sie schweben, ohne sie jemals zu erreichen. Spricht Dich in diesem Bilde nicht eine treffende Aehnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menschlichen Leben hell und klar vor Deine Seele? Was ist das, was mit heiteren Himmelsfarben strahlend vor unseren Augen schwebt, dem wir rastlos nachjagen, das Jeder in etwas Anderem sieht, Jeder wo anders sucht, das Jeden unwiderstehlich reizt und das doch Keiner erreicht? Was ist das Glück der Menschen? Ein schöner, schimmernder Regenbogen, so lockend, so entzückend von ferne, in der Nähe wesenloser Duft, eitle Täuschung, Jedem anders gestaltet, von Jedem für wirklich gehalten, und dennoch Jedem ewig fern — ewig unerreichbar!" *

Waren das nicht dieselben Gedanken, welche auch dem Kopfe Eugenio's entstiegen waren? Jeder mußte dies erkennen. So hatten sich also auch diesmal die Ideen des Unbekannten und Eugenio's, den Tönen gleich, welche sich zu einem wohlklingenden Accorde vereinigen, seltsamerweise wieder zusammengefunden und der Meister krönte diese beiden fast gleichlautenden Aufsätze mit dem Preise; seine warmen Worte der Anerkennung waren der Preis und sie waren Lohn genug für die Beglückten, denn sie kamen von den Lippen des unsterblichen Barden: Sined.**

* Historisch.

** In den Händen der Verfasserin dieser historischen Episode befindet sich als ein werthvolles Autograph ein **Originalbrief** des berühmten Dichters **Denis** (der Barde Sined genannt) an einen auf einer Reise in Italien befindlichen Freund. Die nachstehende Veröffentlichung dieses Briefes, dessen Echtheit und Originalität in der k. k. Hofbibliothek, in welcher Dichter Denis als Custos so thätig wirkte, vollkommen constatirt wurde, wird gewiß jedem Vaterlandsfreunde willkommen sein; dieser durch seinen Verfasser merkwürdige Brief lautet:

„Edelster Freund!

Dringende Pflichtarbeiten haben mich bisher abgehalten, Ihre schätzbare Zuschrift zu beantworten. Mit Verdruß sehe ich, daß Sie mein geschriebener Wunsch unmöglich am Josephstage erreichen kann; denn ich schreibe am Vorabende, und habe keinen dienstbaren Sylphen, der

fulminis vigor alis

mit dem Schreiben die Lüfte durchschnitte. — Aber können denn meine Gedanken nicht fliegen? — Weil ich mich umsehe, sind sie weg, um mit Ihnen einen mir theuren Namen zu feiern.

Nomen cum violis rosisque natum.

Ich denke doch, daß die Veilchen in Italien schon blühen? Nun mag der Wunsch immer nachkommen. Er ist ohnehin kurz; aber vielleicht nie mit mehr Recht angebracht worden:

Di Tibi dent annos! A Te nam caetera sumas.

Wie ich doch heute wider meine Gewohnheit an's Citiren komme! Es muß nur sein, weil ich in's Land der Classiker schreibe, und die schöne Villa vor Augen habe, die nicht fern vom Vaterlande des feinen Hofmannes Plinius liegt. — Aber nun kein lateinisches Wort mehr! Ich danke Ihnen für alle die hübschen Nachrichten, die Sie mir gegeben haben. Daß ich doch Fingal's fürchterlich schöne Höhle nicht besuchen kann! Ich werde sie mir in der Grotte unseres Gartens vorstellen müssen, welcher ich ohnehin in meinen Bardenliedern eine gesangweckende Kraft beilege. Sie gehen nun durch Deutschland aus, diese Lieder, und ich hoffe, sie werden manchen jungen Dichtergeist zur Vaterlandspoesie wecken. Ich habe schöne Proben von Göttingen und Tübingen in den Händen von dem, was Ossian wirket. Selbst Dosch hat ein Bardenlied in den Musenalmanach zu Göttingen einrücken lassen. Daneben gibt es einen Tenthart, einen Minerhold, einen Telynhard, lauter junge hoffnungsvolle Dichter, die über den französirenden Jacobi und seine abgenützten Amors und Damen wegsehen. Unser lieber Haschka hat auch wieder einige schöne Stücke gemacht; aber sie interessiren das Publicum nicht. Ich habe ihn beschworen, anziehendere Gegenstände zu wählen, und habe ihm auf sein Begehren auch einige vorgeschlagen. Er wünscht einen Bardennamen. Ich habe einen, aber er soll ihn sich erst ersingen. Sie sollen den neuen Göttinger- und Leipzigeralmanach bey mir lesen. Der letztere ist wieder mit einigen Zotten gebrandmarket, obwohl ich Schmidten das verflossene Jahr so treulich gewahrnet hatte; er ist hier verboten. Wieland gibt dies Jahr einen deutschen Mercur heraus, der kleine Aufsätze, Recensionen,

Allgemeiner Beifall folgte dem Urtheilsspruche des Barden; die Blicke der Versammelten aber spähten jetzt im Kreise, den Verfasser dieses schönen Aufsatzes zu entdecken.

Orest=Greiner schien durch diese stumme, an ihn gerichtete Bitte: den Dichter der Gesellschaft vorzustellen, in nicht geringe Verlegenheit zu gerathen; auch die Dame des Hauses, welche ohne Zweifel Mitwisserin dieses Geheimnisses war, wurde durch solche stumme Fragen ein wenig befangen.

Pylades=Eugenio aber ließ seine Blicke eine Weile forschend auf Collin ruhen, dann jedoch über die übrigen anwesenden jungen Poëten schweifen. Da fiel sein Blick auf ein Mädchen, welches von den Falten einer Fenstergardine halb verdeckt, abseits stand; es war Karoline, die anmuthvolle Tochter des Hauses; ihr liebliches Antlitz erglühte in holdester Scham, ihr reiner Busen hob und senkte sich rasch, ihr tiefblaues Augenpaar funkelte mit den schimmernden Sternen um die Wette.

Welch' ein Gedanke schoß da plötzlich im Gehirn Eugenio's empor! Er erinnerte sich jetzt lebhaft jenes Augenblickes, als er und seine Freunde bei ihrer letzten literarischen Unterhaltung, während der Bogen des Friedens nach dem Gewittersturme am Firmamente prangte, Gleichniß um Gleichniß brachten, daß damals Karoline die stille Lauscherin war und ihr Auge mit unverkennbarer Begeisterung auf der „goldumsäumten, farbigen Brücke" am Himmelsraume ruhen ließ, da mochte sie von der Idee, auch ein Gleichniß hierüber zu bringen, erfaßt worden sein. Er erinnerte sich auch an jene Stunde, als sich Karoline wenige Tage später aus dem Kreise ihrer Freunde

literarische Nachrichten u. s. f. enthalten soll. Alle Vierteljahre ein Bändchen. Wer sich für's Jahr abonnirt zahlt bei Empfang des ersten vier Gulden. Trattner hat auch ein literarisches Journal angefangen, das eine Quintessenz aus allen Journalen sein soll. Man muß sehen, wie es sich erhalten wird. P. Riedel hat seine aus dem Missal und Brevier übersetzten Kirchenlieder herausgegeben. H. Huber hat sie mit neuen, in Kupfer gestochenen Arien begleitet. Nun wäre zu wünschen, daß sie bey den katholischen Gemeinden, anstatt so vieler elenden Lieder, eingeführet würden. P. Walcher, der vergangenes Jahr auf Befehl des Hofes die tyrolischen Eisberge untersuchet hat, hat nun eine lesenswürdige Nachricht davon mit einigen Abbildungen in den Druck gegeben. H. Riedel ist noch hier und denkt gegen den Herbst Italien zu bereisen. Ich habe nun die Ehre, dem würdigen Cabinetssecretär des großen Joseph's bekannt geworden zu sein. Wir haben manches von Klopstock, den er bewundert, geredet. Wer weiß! Aber ich schwätze immer von Dichtern, wo ich nach meiner itzigen theueren Pflicht nur von Editionen, Katalogen, Bücherlicitationen und dergl. sprechen soll. (Michael Denis war bekanntlich erst Professor an der theresianischen Akademie, später aber, wie oben bemerkt, Custos an der k. Hofbibliothek.) Den Augenblick! Wenn Sie in die Gegend von Modena kommen sollten, bäte ich mir eine Nachricht von der Storia letteraria d'Italia aus, die der dermalige Bibliothekar des Herzogs P. Tiraboschi herausgeben soll. Ob schon etwas davon zu haben, und was für ein Preis, und wie groß das Werk sei. Ich dächte es kommen zu lassen, wenn es in Italien Beifall haben soll. Ich habe schon Manches angeschafft; unter Anderen machen die gesammten witzigen Schriften der Deutschen eine schöne Parade. Suchen Sie doch die gesprächigen Herren Italiener zu erbitten, daß sie uns etwas mehr als sens commun erlauben. — Das neue Gebäude an dem Musaeum physicum in das sogenannte wäl'sche Gärtchen hinaus hat schon angefangen, und soll im Julius fertig stehen. Dort werden die Sammlungen von Naturalien angebracht, Maschinen aufgestellt u. s. f. Der P. Rector, der sich Ihnen höflichst empfiehlt, setzt Alles in Bewegung und hat bereits vielen Vorrath beisammen; an der Zeit zu lernen, wird es den H. H. Cavalieren eben nicht mangeln, weil man auf Allerhöchsten Befehl die Jura auf 4 Jahre ausdehnt. — Mein Raum wird bereits enge, und ich habe Sie noch zu bitten, Ihre mir theuere Gesundheit auf Ihren Reisen wohl in Acht zu nehmen, und fortzufahren aller Orte die Ehre Ihres Vaterlandes und unseres Hauses zu sein. Sie sind nicht unbeobachtet. Ich weiß, wie vielen Beyfall Sie einärndten, und weiß es von sicherer Hand. Ich nehme den aufrichtigsten Antheil daran und wünsche Ihnen Glück zu den reichen Früchten der edlen Grundsätze, die sich Ihr Herz gewählet hat. Die freundschaftlichste Umarmung im Geiste sey der Bürge der Empfindung, mit welcher ich mich unterschreibe

Wien, den 18. Märzen 1773.

Ihren ergebensten

Denis.

stahl und beim Mondesstrahle, von den Musen umschwebt, poetische Gedanken auf das Papier warf; da mochte sie jene Idee ausgeführt haben und ihr Unwille über die Störung, da sie von Orest und Pylades belauscht worden war, wurde dem jungen Manne nun erklärlich. Er erinnerte sich auch, daß bereits manches schöne Geistesproduct Karolinens reizendem Köpfchen entstiegen war und — kein Zweifel waltete mehr in seinem Innern, sie und Niemand Anderer mußte die Verfasserin jenes Gleichnisses, sowie all' der früheren Aufsätze sein, welche mit den seinen so sehr übereingestimmt und den Beifall Aller erzielt hatten.

In der That war es so; Karoline betheiligte sich seit einiger Zeit, ein strenges Incognito wahrend, an den Federkriegen der jungen Freunde und vermied es wohl, sich zu nennen, weil sie in diesem Falle von ihrer strengen Mutter, welche in ihrem übergroßen Zartgefühle in dem literarischen Verkehre des Mädchens mit den jungen Leuten des wissenschaftlichen Cirkels einen minder statthaften Vorgang von Seite ihrer Tochter gefunden hätte, die Erlaubniß nicht erhalten haben würde, weitere Aufsätze einzusenden. Deßhalb also ihr Unwille, als sie sich von Eugenio entdeckt glaubte, deßhalb also Greiner's beharrliche Verschwiegenheit und deßhalb jetzt sein rasches Dazwischentreten, als er des Freundes vielsagende Blicke errieth, um denselben zum Schweigen zu bestimmen.

Aber schon stand Eugenio vor dem hocherröthenden Mädchen und führte die sanft Widerstrebende, ungeachtet der bedenklichen Blicke des Freundes und jener der Dame des Hauses, in den Kreis der Freunde und Gelehrten.

Es bedurfte keiner weiteren Mittheilung, Alle verstanden die Blicke Eugenio's, Karolinens und des Barden, welcher es vielleicht längst geahnt haben mochte, daß hinter dem Incognito des ungenannten Poëten seine junge Freundin verborgen sei.

Haschka aber näherte sich seiner einstigen Schülerin und deutete zum Sternenhimmel empor, an welchem Pegasus herrlich flammte: „Nicht wahr, Karoline, ich hatte Recht, jenes Sternbild dort lächelt Ihnen gar freundlich zu, und seien Sie versichert, dieses strahlende Gestirn wird nicht aufhören, Sie zu umschimmern."

Mit einem sanften Lächeln erfaßte der Dichter die Hände Eugenio's und Karolinens und spendete den jungen Leutchen noch recht warme Worte des Beifalles. Als sich aber die Blicke der Beiden begegneten, sprach nicht nur süße Genugthuung aus denselben, ein anderes, weit mächtigeres Gefühl schien ihre Herzen zu ergreifen. Die verwandten Dichterseelen verstanden sich, sie fühlten es, daß sie für einander geschaffen seien und wenn auch Karoline jetzt hocherröthend und in lieblichster Verwirrung Eugenio ihre Hand entziehen wollte, so ließ sich der glückliche Pylades dieselbe doch nicht so leicht mehr entwinden. „Karoline," flüsterte er ihr zärtlich, halb ernsthaft, halb scherzend zu, „Sie selbst haben ja vor Kurzem so sehr gegen die Todesstrafe geeifert, können Sie mich nun durch Ihre Kälte so bitter strafen, daß mich der Liebesschmerz tödte?"

Konnte also Karoline den Tod des schönen Jünglings wollen? Nimmermehr! ihr erster, inniger Kuß erweckte ihn vielmehr zu einem neuen, namenlos glücklichen Leben.

Da kam nun bald eine ganze Schaar aufrichtiger Freunde heran, das Bräutchen zu beglückwünschen; Alxinger war einer der Ersten. „Sehen Sie, Karolinchen," sagte er mit einem Blicke auf den schmucken Bräutigam, „das ist Einer, der die Rose liebt, weil sie Rose, nicht bloß weil sie Blume ist."

Und der treue Freund hatte Recht. Karoline erkannte es bald, wie edel und tief Eugenio für sie fühle. Die kleine Liebestragödie, welche sie mit Arion-Apoll erlebt hatte, war gleich den vom Herbstwinde erfaßten dürren Blättern verweht, sein Name war in ihrem Herzen verklungen, ein einfaches H. ersetzte denselben in den Blättern ihrer Selbstbiographie, in denen sie seiner, der Treue ihres Lebensbildes halber, erwähnen mußte. Die Liebe zu Eugenio aber, sagte ihr ein süßes Gefühl, werde bis über das Grab mit gleicher Kraft dauern und mit dieser Empfindung versprach sie dem Ueberglücklichen sein zu gehören für dieses Leben.

Hofrath von Sonnenfels war ganz vergnügt, endlich Gelegenheit zu haben, sein Versprechen, bei Karolinens Hochzeitsfeier Beistand zu sein, erfüllen zu können; man hatte ihn lange nicht so heiter gesehen als an jenem Tage — dem 25. Mai 1796.*

Als Karoline von Greiner mit dem Manne, mit welchem sie durch ihre Gesinnungsverwandtschaft längst eine unsichtbare Macht verband, nun auch durch Priesterhand für dieses Leben verbunden war und das junge Paar sich am Hochzeitsabende von den Freunden verabschiedete, deutete Haschka, zu Karolinen gewandt, noch einmal gegen den funkelnden Sternenhimmel empor und bat sie mit seinem gutmüthigen Scherze, den Pegasus über Gott Hymen nicht ganz zu vergessen.

Karoline beherzigte die wohlmeinenden Worte des einstigen Lehrers und treuen Freundes, denn sie fühlte es immer mehr, daß ihr die Macht des Gesanges verliehen sei. Eugenio selbst war es, welcher sie bestimmte, ihr erstes, selbstständiges Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es waren die „Gleichnisse," unter welchen sich auch jenes über den „Regenbogen" befand; dieses Buch hatte Karoline ihrer Freundin Josephine von Ravenet, der reizendsten unter den Kranzjungfrauen bei ihrer Hochzeitsfeier, freundschaftlichst gewidmet.

Und so wie der treue Lebensgefährte den Werth der Geistesschöpfungen Karolinens durchblickte, so erkannten ihn bald Alle, welche ihre Werke lasen; Goethe selbst rühmte ihren „Agathokles," Fürsten und Gelehrte zollten der Dichterin Achtung und aufrichtigen Beifall, Oesterreichs Frauenwelt aber blickt mit gerechtem Stolze auf ihre Landesschwester — Karoline Pichler.

* Historisch.



Der gefährliche Ritt.

Idyll.

Von

Alfred Friedmann.

„Wie doch der Gießbach schäumt in seinem Bette,
Als hätt' er heut' ein Allgewalt'ges vor!
Sieh nur die tollen Wellen; unser Reitpferd
Schäumt so im Zügel, wenn ich heimwärts trabe!" —
— „Laß doch den närr'schen Bach und komm' zur Schwelle,
Zur schattigen; bist von der Arbeit müde;
Dort ruh' ich dir zur Seit' ein Weilchen gern!"
So ging der Ehegatten Wechselrede,
Als nun das dampfende Gespann am Pachthof
Der Pächter mit der Stahlfaust umgelenkt.
Ab von dem Wagen sprang er, der sich bog
Und neigte unter reicher Aehrenlast,
Dazwischen nickte Mohn und die Cyane.
Die Zügel fing ein junger Mäher auf,
Der Gatte aber küßte stolz sein Weib.
Ihr Halstuch löste sie, das auf dem Jahrmarkt
Er neulich erst erhandelt, das den Nacken
Bedeckte, und den braunen Hals, die Schultern,
Und, auf den Spitzen ihrer Füßchen stehend,
Wischt sie die Tropfen von der heißen Stirn ihm!
„Das wirkt die Sonne!" spricht der starke Mann.
„Sie treibt den Schweiß vom Haupt uns; mit dem Regen
Bethau'n das Feld wir, das uns speist, ernährt!
Nun aber birgt die Scheune alle Garben,
Und ruhig seh' ich sich die Wolken sammeln.
Sie mögen droh'n. — Hör' ich den Regen plätschern,
So hallt des Dreschers Flegel aus der Tenne
Ihm kräftig Antwort: drinnen ist das Korn nun!" —

Sanft wie der Schlummer naht dem alten Schäfer,
Der himmelwärts den Blick gerichtet hält,
Der nun die Sonne sieht im Westen landen,
Die Rundung mählig dann verlieren, wenn
Der Berge höchste Gipfel sie durchschneiden,
Doch auch die Purpurscheibe sinkend wachsen;
Der dann der Wolken Vielgestalt bestaunt,
Sie Meere, Thäler wähnt, vom Fluß umbordet,
Bis sich bald hier, bald dort ein Stern, und endlich
Des Wagens siebensternig Bildniß zeigt —
So kam die Nacht nun nach dem heißen Tage.

Voll Scherz und Schäckern wallte das Gesind'
Des reichen Pächters heimwärts zu dem Gut,
Zufrieden nach dem Tagewerk und sangfroh.
Die Mägde, hochgeschürzt, mit Garben auf
Den glüh'nden Häuptern, zogen längs der Raine
Und schnitten mit der Sichel, die halbstumpf,
Die Blumenkelche, von dem Abendwind
Aus duft'gem Feld quer über'n Weg gebeugt.
Schaafherden trieben blöckend nach dem Pferch
Vor'm Hirten her, der an dem Krummstab schlendert;
Gescheckte Kühe folgten und am Trog
Versammelt grunzend sich ein ander Völklein.
Die stämm'gen Knechte und die flinken Mägde
Erwählen frei noch ungethane Arbeit
Und schaffen laut im Dämmerlicht des Abends,
Der heil'gen Ruh dann sorgenlos zu pflegen. —
Der putzt die Zügel, Jener die Geschirre,
Fast weiß vom Sommerstaub; ein Dritter dort
Zählt leis die Schaar der heimgetrieb'nen Thiere,
Und stellt die Nachtkost bei, die wohlerworb'ne.
Der Dirnen nackter Fuß durcheilt den Hofraum,
Sie tragen Schüsseln und erwiedern neckisch
Manch derben Scherz der wetterbraunen Bursche.

Den Arm geschlungen um den Hals der Hausfrau,
Sah still der Herr die Vielgeschäftigkeit,
Zufried'nes Lächeln um den Mund. Und: „Hans!"
Ruft er dem Oberknecht nun freundlich zu:
„Wo bleibt mein Bürschlein denn, der Robert? —" „Robert,"
Erklingt die Antwort aus des Knechtes Mund,
„Ei nun, der stachelt noch die läßigen,
Bequemen Milchküh', mahnend sie zur Heimkehr.
„„Beim Kuhhirt weil' ich lieber!"" also rief er
Und wollte nicht im duft'gen Heu des Wagens

Sich fahren lassen!" — Jn die Ferne blickt
Besorglich und erwartungsvoll der Vater,
Denn seines Lebens Thau und seines Himmels
Geliebter Stern, sein Herzblut war ja Robert,
Der einz'ge Sprößling. „Wie der Gießbach aufschäumt!
Es muß wohl im Gebirg ein Wetter nieder
Gegangen sein!" sprach nochmals träumerisch,
An ihres Mannes Schulter lehnend jetzt
Die Frau. — Der Bach schoß grollend an der Schwelle
Der Farm vorbei, fast wie ein Waldstrom groß heut.
Da: „Guten Abend!" tönt ein Silberklang
Aus naher Ferne. „Mutter, guten Abend!"
Robert, der Wildfang, sandte seinen Gruß
Vom Rücken der gescheckten Leitkuh, wo er
Vom Hirten wohlbewacht, auf stolzem Streitroß
Sich und ein König dünkte, wie das Spiel
Kindlicher Phantasie zu wandern liebt.
Gemächlich naht der Zug, dem Bachrand folgend,
Bis zu der Stelle, wo am Meierhof
Das Flüßchen mächtig Raum gewinnt an Breite
Und Tiefe, weil, von Felsen aufgehalten,
Es schwieriger sich seinen Weg ertrotzt,
Und das Gebirg ein Bächlein ihm als Liebchen
Hier zuschickt. — Während oben noch der Hirt,
Sich Ruh' ersehnend, Nachzügler beeilt,
Trabt jetzt die Leitkuh in den niedern Bach,
Unweit und überhalb der Felsen. Hoch auf
Sprützt silberklar das Wasser, als mit plumpem
Schritt über'n Kieselgrund das Thier hinwatet. —
Vergnügt, mit schwanker Gerte treibt das Kind
Die Trägerin noch an; ihm netzt den Fuß
Den nackten, schon des Flüßchens höh're Fluth;
Schon reicht's an's Knie — er schreit — ihn hört der Kuhhirt:
Von jäher Angst erfüllt, stürzt der sich nach,
Das Thier nun selber immer mehr erschreckend.
Robert ergreift die Hörner, als ob Zügel,
Den Schritt des Thieres leitende, es wären,
Doch flieht der Grund schon; nichtig nur bestrebt sich
Die Klaue, festen Boden noch zu treten —
Und nach dem Wehr treibt Reiter zu und Roß!

— — — — — — — — — — — —

Wie wenn ein Boot, vom Blitzstrahl jäh zerschmettert,
Geborsten auf der Meereswelle schwebt, —
Geklammert hält sich an die Rettungsplanke
Ein Schiffer, einsam, jähen Tods gewärtig: —
So eilt das Thier dem Untergang entgegen
Mit seiner Last, des Pächters einz'gem Knaben,

Der krampfhaft sich an beiden Hörnern hält.
Der Hirt ringt machtlos hinter ihm die Hände,
Der Alte liebt das Kind des guten Herrn
Gleich seinem eignen — und er muß es dulden!
Schon trägt die Welle in der Eltern Sehkreis
Das Schreckensbild. — So schnell vollzog sich alles,
Daß der Begrüßung folgt Gefahr, Verhängniß.
Nun faßt die Eltern wilder Schrecken an,
Erschüttert steh'n sie, schreien laut — es war doch
In's Kornfeld jäh ein Hagelschlag gekommen!
Die Mutter kreischt wild auf und füllt den Hofraum
Mit Wehruf, rauft die Haare; doch der Vater
Wirft ab das Wamms und schickt sich zur Errettung!
Schon ist's zu spät — den Felsen naht das Thier —
Da — pfeilschnell — aus dem Hof — stürzt unaufhaltsam
Der Oberknecht, der riesige. — Und wie
Ein Schiefer in die Fluth von sichrer Hand
Geschleudert, dort, und wieder dort, und ferner
Noch, auftaucht, theilt der Knecht mit wucht'gem Schlag
Die felszerschnitt'nen Wasser. Lautlos harrt's
Am Ufer, und man hört die Herzen pochen.
Dreimal erfaßt der Schwall den Ringenden,
Dreimal erkämpft das Licht er, breitet aus
Die Retterhand nach Robert's goldnem Haupt —
Das vierte Mal reißt er, den Gürtel fassend,
Stark zu sich her das Kind — und schwimmt an's Ufer!

Und stumm empfängt das Elternpaar den zweimal
Geschenkten Sprößling. — Und sie küssen ihn,
Wie Eltern nur den Liebling küssen können,
Den schon des Todes Fittich hat gestreift!

Doch Robert, als ob jene grause Fahrt
Ein harmlos Spiel gewesen, ruft vergnügt:
„Hei, das war eine Lust! Wer aber rettet
Mein Fahrzeug?“ Sieh — die Kuh war unterdessen
In stillern Strom geglitten, stand nun, triefend,
Sich schüttelnd schon am Strand und kam dann brüllend
Zum Hof gesprungen. —
Doch die Hausmagd Grethe,
Mit blondem Haar wie Korngewog' im Juli,
Und lieblich wie im Hag die wilde Rose,
War, als der Oberknecht in's Wasser sprang,
In Ohnmacht hingesunken. Dem erschien dies
Der Liebe kaum erhofftes Eingeständniß,
Auf niegewagte Frage stumme Antwort!
Er, noch erschöpft, bemüht sich scheu um Jene.

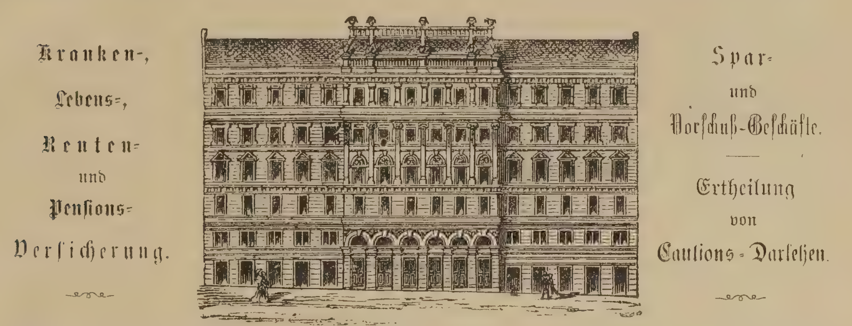
Zu mächtig selbst erregt für viele Worte,
Sprach nun der Herr, als ihre blauen Augen
Die Grethe aufthat:
„Grethe, nimm den Hans!
Ich weiß es längst, Ihr seid Euch heimlich gut.
Ihr sollt, ich schwör' es, bald ein frohes Paar sein —
Und daß ein glückliches — braucht's den Propheten?"

Und wieder war hier Schweigen, Wonneblick
Beredter Dank. — Die Eltern aber führten
Den Knaben still zur Kammer zwischen sich. —
Als sie sich wandten, küßte Hans die Grethe.

Ganz lautlos ward's im Hof. Kein Licht war sichtbar.
Nur an dem Himmel gingen Sterne auf
Und schienen auf die Stätte tiefen Friedens. —
Doch drinnen wallten die Gemüther lange noch,
So wie in raschelnd Laub aus Eichenkronen
Und Rosenbüschen Regentropfen fallen,
Wenn längst der Himmel klar ist, nach dem Sturm!



Erster allgem. Beamten-Verein der österr. ung. Monarchie.



Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15—17, nächst dem Schottenring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschußgeschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende 1878).

Zahl der beigetretenen Mitglieder	56.737
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen	190
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten	2.018
In Kraft stehende Versicherungen	28,659.718 fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins	2,064.805 „
Eingezahlte Antheilseinlagen in 78 Vorschuß-Consortien (Ende 1878)	3,085.882 „
Summe der ertheilten Vorschüsse (Ende 1878)	21,695.948 „
Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von	570.000 „
Erbauung eines Hauses für Beamten-, Witwen und Waisen in Währing im Werthe von	70.000 „
„ „ Witwen- und Waisenhauses in Budapest im Werthe von	40.000 „

Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren".
Allgemein anerkannter Erfolg der Intervention des Vereines bei Festsetzung einer neuen Rang- und Gehalts-Regulirung der österreichischen Staatsbeamten mit besonderer Rücksichtnahme auf die in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätze.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1878) circa	2,717.000 fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien	3,201.994 „
Unterrichtsfond circa	22.400 „

Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten, sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen. — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

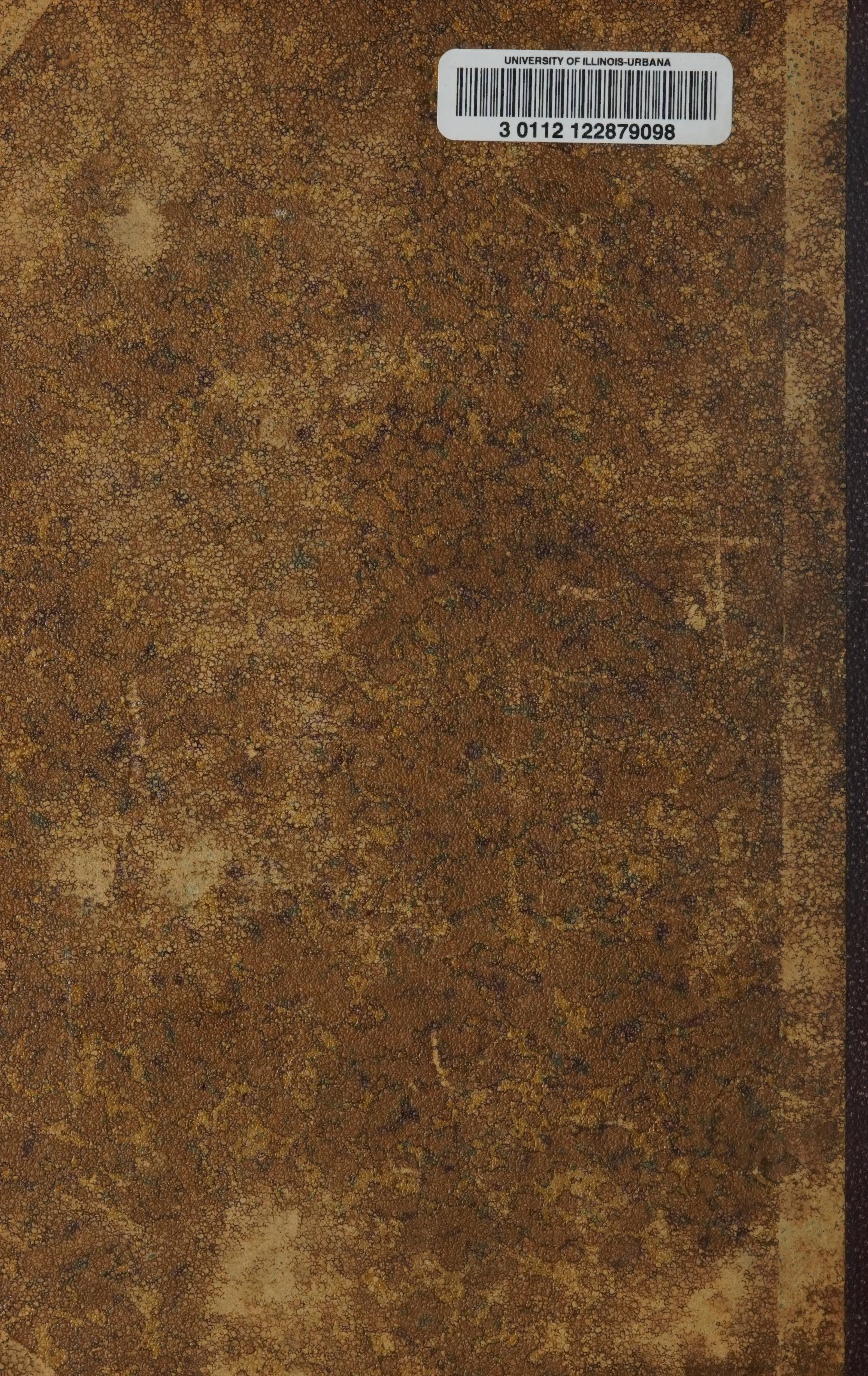
Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122879098